des

Freiherrn von Creuz

Oden

Gedichte

und

prosaische Aufsätze

in

zwei Theilen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

Friederich Carl Casimirs
Freiherrn von Creuz,

Der Königlich Preussischen, Churbayrischen und Churpfälzischen Academien der Wissenschaften, auch verschiedener teutschen Gesellschaften Ehren- und ausserordentlichen Mitglieds

Oden und andere Gedichte auch kleine prosaische Aufsätze.

Neue vermehrte und geänderte Auflage

Erster Band.

Frankfurt am Mayn,
bei Franz Varrentrapp
MDCCLXIX.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die Oden und andere Gedichte der zweiten Auflage haben einige Aenderungen gelitten, welche besonders anzumerken überflüssig seyn mögte. Sie sind mit denen vermehret worden, welche den Gräbern angehänget gewesen, und einige neue sind hinzugekommen, welche das Verzeichnis kånntlich macht. Seneca hat einige Verånderungen gelitten; die Gråber aber sind theils ganz umgearbeitet worden. Der erste Gesang ist geblieben, der vierte, nun in der Ordnung der dritte, nicht minder, und der sechste auch. Die umgeånderten sind also der zweite und der vierte, nemlich in dieser neuen Auflage der vierte, und der fünfte Gesang war ohne-

hin nur ein Fragment, anstatt dessen solcher neu und vollständig hier erscheinet. Im Versuche über den Menschen ist das erste Buch verbessert worden; das zweite ist ein ganz neues Gedichte, so wie auch die Lucrezischen Gedanken. Die dem ersten Bande angehängten Briefe sind auch ganz neu, uud die Absicht bei ihrer Bekanntmachung ist in allem Betrachte unschuldig. Der Anhang des zweiten Bandes bestehet aus den Gedanken über das Trauerspiel, welche dem Seneca angehänget gewesen, und dann aus den philosophischen Gedanken, die ein Anhang der Gräber waren. Einige Gedichte sind ganz unterdrücket worden, und stehen also niemand mehr im Wege. Homburg vor der Höhe, am 1ten Merz 1769.

Der Verfasser.

Zueignungsschrift

an

Ihro Chur-Fürstl. Durchl. zu Pfalz.

In einer kühlen Nacht, wo Philomel es wagte,
Wo sanft ihr zärtlichs Lied der Schatten Stille brach;
Wagt ich es endlich auch, und was mein Herz mir sagte,
Sprach ich, o **Theodor!** von Deinem Ruhme nach.
Kein Sturm soll mir die Kraft, mich aufzuschwingen geben;
Hör ein gelaßnes Lied, das dem Getöß entflohn,
Und fodre nicht von dem, den leise Zephyr heben,
Der Heldenlieder Donnerton!

Wie schön, wie sanft und hold und still sind meine Triebe!
Ich sing vom Menschenfreund, von Dir, o **Theodor!**
Sanft, wie Dein Auge stralt, wo nie die Menschenliebe
Sich in dem ernsten Blik der Majestät verlor.
So war die güldne Zeit; so war der Erde Jugend;
Der Weisen Scepter ist auch unsrer Tage Zier;
Bescheidenheit, o **Fürst!** ist grosser Geister Tugend:
Wie viel verheelt sie uns in Dir?

Wie Stralen, welche sich in eines Punctes Schranken
Zur schnellsten Würksamkeit in eins zusammenziehn:
So sammlen sich, o **Herr!** in Deiner Brust Gedanken,
Dein Zwek verbindet sie, und Deine Staaten blühn.

In Dir ist alles Huld, und Wonne jede Mine;
Den drükt kein Kummer mehr, der Dir ihn frei geklagt:
Wie, wann kein Seegen uns am starren Himmel schiene,
Des Frülings Blik den Nord verjagt.

Du bleibst in dem Gedräng der grossen Eitelkeiten
Den stillern Musen treu; in dir denkt Antonin,
Und im unsichtbarn Feld, wo die Vollkommenheiten
Der Sieger Preise sind, krönt Ehre Dein Bemühn.
Die Gallien, die Rom, die Albion genähret,
Ihr Geister, deren Ruhm das Lied der Nachwelt ist!
O wie oft werdet Ihr in tieffer Nacht gehöret,
Wo **Theodor** den Schlaf vergißt!

Auch meine Lieder sind zu Deinem Ohr gedrungen,
Du Selber sagtest mir, daß Dich mein Ton gerührt.
Doch was ich, **weiser Fürst**, Dir zitternd vorgesungen,
Ist nur ein Schattenriß vom Lob, das Dir gebührt.
O hörte mein Geschik einst meiner Nächte Klagen,
Und würde mir mein Wunsch, ein ruhigs Lied, gewährt:
Ich würde stolz von Dir die höhern Töne wagen,
Die Pindar kühnre Dichter lehrt.

Friederich Carl Casimir,
Freiherr von Creuz.

Verzeichnis

dever im ersten Band befindlichen sämtlichen Gedichte und prosaischen Aufsätze.

Diejenige Stücke, mit welchen diese dritte Herausgabe vermehret worden, sind mit zwei * * bezeichnet; die mit einem * bezeichnete sind den Gräbern angehängt gewesen.

	Seite
Die Gottheit, eine Ode	1
Philosophische Betrachtungen	11
Die Unschuld	15
Das Glük des Weisen	17
An die Vorsicht	19
Schreiben an den Herrn Grafen von A * * *	21
Der Weise	26
Der Tod, eine Ode	28
Gedanken bei der Beisetzung eines Fürstlichen Kindes	34
Cantate, bei der Beisetzung des Herrn Landgrafs zu Hessen-Homburg	38
Ueber den Tod seines großmütigsten Fürstens	40
An seine gnädigste Fürstin	47
Lied an Climenen	49
Ueber den Tod der Durchlauchtigsten verwittibten Frau Landgräfin zu Hessen-Homburg	50
Lob des Damons	57
Frülings-Gedanken an Thirsis	60
Die Gelassenheit, eine Ode	63
Sehnsucht nach Damon	66
Zufällige Gedanken	69

Seit

Die Gewissensruhe 70
An Damon 72
Trostgedanken 75
Die Zukunft 76
An die Durchlauchtigste Climene, als Sie von dem Verfasser eine Abschilderung der Großmut verlangte . . 82
Gedanken bei einer gewissen Begebenheit . . 84
Abendgedanken 86
Das Glük des Gottlosen, nach Anleitung des 73ten Psalms 87
An die Dichtkunst 90
Die Tugend 93
An den Schlaf 95
Der Neid 96
Erinnerung des Vergangenen . . 97
Andere zufällige Gedanken . . . 99
Gedanken über einige Zufälle . . . 100
Der Wunsch 102
Der verläumdete Weise . . . 104
Zweiffel und Trost . . . 105
Trost des Weisen 108
Et mea &c. 109
Die Furcht vor dem Tode . . . 109
Philomele 110
Gedanken . . . 111
Erinnerung an Damon . . . 113
Der getröstete Weise . . . 114
Uebersetzungen 115
* Christliches Gebät 117
* Neujahrs-Gedanken . . . 119

Seite

* An das Glük 125
* Gedanken an einem stillen Abend . . . 127
* Die Wege der Vorsicht . . . 129
* Gedanken über die Eitelkeit bei der frühen Grufft der Durchlauchtigsten Princessin Maria Anna, Herzogin von Braunschweig = Lüneburg . . 131
* Der Mittelstand . . . 134
* An die Nacht 136
* An eine Dame . . . 137
* Das höchste Gut . . . 137
* Die Einsamkeit 139
* Die beste Welt 142
** Einige Scenen der Fürsehung . . . 144
** Alles ist eitel 148
** Ein Zufälliger Gedanke . . . 149
** Ein sterbender Philosoph . . . 150
** Der erste Affect 152
** Auf einer Reise 153
** Beim Wechsel der Zeit 156
** Empfindungen beim Krieg . . . 158
** In einer stillen Nacht . . . 166
** Empfindungen der Unschuld . . . 169
** Die Ahnung 171
** Unser Schiksal 172
** Allgemeines Gebät 177
** Beim Anblik der Römischen Kaiserin . . 180
** Asträa 181
** Sehnsucht nach dem Frieden . . . 182
** Auf den Tod Franz des Ersten . . 185

	Seite
** Anhang einiger Briefe . . .	187
** Das Licht	193
** Vertrauen auf die Fürsehung . . .	248
** Die Neujahrs Nacht . . .	254
** Grabschrift des grossen Alexanders . . .	276
** Auf die Vermählung des regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen-Homburg	290

Drukfehler.

S.	Z.	
28	7	statt auch, lies: auf
38	8	von unten statt die Nebel, lies: wie Nebel.
139	6	von unten statt Last, lies: Lust.
150	13	statt Lied, lies Bild.
205	6	von unten statt immateviel, lies: immateriel.

Die

Gottheit.

Ausser den Gedichten, welche der Verfasser schon lange nicht mehr für die Seinigen erkennt, und die in einem Alter zwischen funfzehn und sechzehn Jahren eigentlich nur Uebungen zu nennen sind, ist diese Ode von der Gottheit, die derselbe zwischen seinem achtzehnten und neunzehnten Jahre verfertigt, und die lange vor seiner ersten Sammlung schon bekannt gewesen, als sein erstes Gedichte anzusehen.

O D E.

GOTT von Majeståt und Pracht!
HERR erhabner Cherubinen!
Schöpfer grosser Seraphinen!
GOTT von unumschränkter Macht!
HERR, durch Dessen Wort wir leben!
End und Anfang ohne Zeit!
GOTT, vor Dem die Himmel beben!
Ursprung aller Ewigkeit! *

* Das Würkliche, worauf sich der abstracte Begriff von der

Meine Stimme preiset Dich,
Gröster Vorwurf hoher Seelen! *
Da mir aber Kräfte fehlen,
Höchste Kraft, so stärke mich!
Zünde mit der Gottheit Funken
Meines Opfers Weihrauch an;
Daß ich ganz in Dich versunken,
GOTT! Dich göttlich preisen kan.

Welche kühne Zuversicht
Waget sich an Deine Grösse?
Was ich faß, ist meine Blöse:
Sinn und Geist begreift Dich nicht.
Soll ich meiner Andacht Triebe
Grosses Wesen! widerstehn?
Nein; ich sing, und Deine Liebe
Winkt mir selbst, Dich zu erhöhn.

Unser Denken ist zu klein,
Und Du bleibest unergründet:
Was nur Kinderwiz erfindet,
Wird stets Kindern ähnlich seyn. **

Ewigkeit beziehet, kan nichts anders als GOTT seyn. Ohne Go[tt] wäre keine Ewigkeit, und er ist also der Ursprung aller Ewigkeit.

* Die höchste Tugend, welche auch vorzüglich die philosophisc[he] genannt werden kan, ist nichts anders, als eine solche Verfassung unse[res] Denkens und Gemühtes, da wir allemal die edelsten, über die Sinn[e] weit erhabenen, Vorwürfe oder Objecte erwählen, unter welchen d[ie] Betrachtung Gottes der höchste Vorwurf ist. Wer sich an solche B[e]trachtungen gewöhnet, wird ohne Gesetze das Laster, als etwas niedrig[es] und verächtliches, fliehen.

** In den witzigsten Einfällen der Kinder ist noch immer etw[as] kindisches, und in unsern abstractesten und reinesten Vorstellungen vo[n] Gott mischt sich noch immer das Bild des allervollkommensten Mensche[n].

Muß doch das Gesicht vergehen,
Wann es jenen Glanz erblikt,
Der von ungemeßnen Höhen
Alles wärmet und erquikt.

Aller Sinnen Kraft vergeht
Vor der Nacht der Ewigkeiten:
Da mein Geist im Raum der Zeiten
Bei dem Anfang stille steht.
Hat nicht alles, was wir sehen,
In dem andern seinen Grund?
O, wie wollen wir verstehen,
Was nicht in der Zeit entstund? *

Wann sich der vertiefte Geist
Von dem Endlichen verwirret,
Im Unendlichen verirret,
Mühsam aus dem Forschen reißt:
Fühlt er erst, wie ihm geschehen,
Wann so Muht als Hofnung weicht,
Und ihm schwindelt vor den Höhen,
Die nichts Endliches erreicht.

O! ich ärmster stelle mir
Kaum von allen Möglichkeiten
Göttlicher Vollkommenheiten,
Den geringsten Auszug für!

* So lange wir die Ursache eines Dings in einem andern Dinge, das wieder eine Ursache hat, suchen müssen, gehet es uns, doch ohne Vergleich, wie den Jagdhunden, die auf einmal die Spur des Wildes verliehren. Dieses Gleichnis ist nicht zu niedrig: denn seit etwa dreisig Jahren bleibt ja die gelehrte Welt bei dem blos sinnlichen stehen. Es

Alles, was ich vor mir finde,
Hast Du, Schöpfer, so gemacht,
Daß ichs fühl, und nicht ergründe,
Wie Du es hervor gebracht. *

Wann im Reich der Möglichkeit
Sich verirrende Gedanken
Zwischen Nichts und Etwas wanken,
Wer entscheid t ihren Streit?
Wo ich nur mein Aug hin lenke,
Ist ein Stäubchen nicht so klein,
Es wird mir, wie scharf ich denke,
Stets sein Wesen dunkel seyn.

Du, o GOTT, Du denkest rein!
Nichts kann Deinen Geist umschränken,
Aber in mein schwaches Denken,
Mischen sich stets Bilder ein.
Was zukünftig, was geschehen,
Und was gegenwärtig ist,
Kanst Du so vollkommen sehen,
Wie du gegenwärtig bist. **

ist nur ein einziges wahres einfaches Wesen, und dieser unendlich wichtige Saz hilft uns aus aller Verlegenheit.

* In einem jeden denkenden Wesen liegt ein Auszug von Gott, und dem Ganzen, oder der Welt. Dieses ist aber kein Vorzug, auf den wir stolz seyn dürften; das Allgemeine der Begriffe ist nicht in schulmässigem Sinne zu nehmen, wo man für ein Wort wieder andere bekömmt; sondern der grosse philosophische Endzwek geht auf die höhern Gründe, die immer einfacher werden, bis man aus nur einem Gesichtspuncte alles übersieht, obgleich, alle denkende Wesen zusammen genommen, auf unendlich verschiedene; in dem göttlichen Verstande aber in einem Allgemeinen übereinstimmende Art.

** Das reine Denken Gottes ist so weit begreiflich, als wir gewis

O! wie unbegreiflich weit,
Geht Dein unerforschlichs Wissen,
Und in allen Deinen Schlüssen
Herrscht die höchste Deutlichkeit!
Aller Welten Raum und Menge,
Zwek und Ordnung, Lauf und Pracht,
Ihre Tiefe, Breit und Länge,
Hast Du ewig durchgedacht!

O könnt ich des Raumes Bild
Und das Sinnliche verlassen,
Die Allgegenwart zu fassen,
Welche keinen Raum erfüllt!
Herr, eh noch die Welt begonnen,
Warst Du der, der Du izt bist,
Der im Staub, wie in den Sonnen,
Gleich allgegenwärtig ist! *

Sucht ich, und gelüng es mir,
Dich in einen Raum zu schränken:
Stellte sich mein kleines Denken
Solches Raumes Grösse für?

wissen, daß Gott das Wesen aller wahren Substanzen in sich Selbst habe, sich also nicht eines durch das andere vorstelle, wie wir in Ansehung aller der Dinge thun müssen, deren Wesen wir nicht in uns haben, oder mit welchen wir darneben auf eine, von uns nicht abhängige, Art genau verbunden sind. Was endliche Geister ausser dem rein erkennen, erkennen sie allerdings nur durch GOTT. Malebranche hätte seinen Saz nur einschränken sollen.

* In Ansehung GOttes ist kein Raum, kein Ort, keine Grösse, keine Schwehre, keine Bewegung, keine Zeit. Er hat das Wesen der Dinge in sich, und ist also in dem allervollkommensten und allererhaben-

Könten wir die Welten mehren;
Reichte doch ihr Raum nicht zu:
Ja, so viel noch möglich wären,
Solchen Raum umschränktest Du. *

GOTT, wer zählt der Sonnen Heer,
Deines Glanzes lichte Zeichen;
Welche doch nur Tropfen gleichen
Gegen Deiner Allmacht Meer?
Herr, wer misset ihre Weiten,
Wie sie von einander stehn,
Und wer kann im Lauf der Zeiten
Ihres Lauffes Ende sehn?

Sagt, warum dem Sonnenlicht,
Das, unendlich fein getheilet,
Flüchtig zu den Körpern eilet,
Niemals Schein und Glut gebricht?
Was hält seine Kraft beisammen?
Wo nimmt dieses Feuermeer,
Zu der Nahrung seiner Flammen
Immer neuen Schwefel her?

sten Verstande gegenwärtig. In dem niedrigsten Sinne aber ist Er da gegenwärtig, wo er unmittelbar würket.

* Wenn Gott nehmlich einen Raum erfüllen solte, würd eine Unendlichkeit für Ihn gedacht werden müssen, deren Begriff unver gleichsam weit über alle unsere Begriffe von einer Unendlichkeit des Rau mes gehen würde: denn unser Begriff von einer Unendlichkeit ist nicht anders, als ein Begriff von unsern Grenzen, wenn wir sie in unsern Lauffe so weit, als es uns möglich ist, gesezt und gebracht haben. Das Zählen ins Unendliche ist ein Kinderspiel.

Wer erforscht den Ocean?
Wer hat seinen Quell entdecket?
Wer hat ihm sein Ziel gestecket?
Wer ists, der ihn messen kan?
Schaut die Welten, die dort glänzen,
O wie unbegreiflich klein
Wird in diesen Allmachtsgränzen
Unsers Erdballs Grösse seyn!

Aber, wann wir uns auch gleich
Dieses All vor Augen stellten;
Sind noch Millionen Welten
In der Möglichkeiten Reich:
So, daß man im Weitergehen,
Den Unendlichkeiten weicht:
O so laßt uns nur gestehen,
Daß nichts Endlichs GOTT erreicht. *

Wann ich Deiner Welten Bau,
Der Geschöpfe Pracht und Menge,
Ihr unendliches Gedränge,
Grosser GOTT! erstaunend schau:

* Dieses All ist auf unendlich verschiedene Art vorstellbar. Daß nichts Endlichs Gott begreiffe, ist nicht nach dem Wortverstande zu nehmen, und das bekannte: Finitum non est capax infiniti, ist ein philosophisches Wortspiel. Das Unbegreifliche muß sich allemal, als unbegreiflich, gedenken lassen, wenn es etwas reelles ist. Hier ist der Sinn dieser, daß, wenn wir auch die nächsten Ursachen von allen Dingen, die das Universum ausmachen, wüßten, wir doch in unserm Verstande noch einen Stoff zu Vorstellungen unendlich verschiedener Welten finden würden, deren wahre Möglichkeit aus dem Innersten des Wesens Gottes erkannt werden müßte.

So find ich bei jeden Blicken
In die kleinste Creatur,
Eine Welt von Meisterstüken,
Mir verborgener Natur

Wie verschieden und wie fein
Sind die Bilder, so die Strahlen
Auf das Nez des Auges mahlen!
Sind sie nicht unendlich klein?
Und doch stellet sich die Seele
O wie wenig fassen wir!
Ohne daß ihr Urtheil fehle,
Stets die wahren Grössen für.

O wer rühmt sich einzusehn,
Wie die eingeschloßnen Seelen
Jene Zirkel sehn und zählen, * -
Die im Meer der Luft entstehn;
Wann in uns die Kraft der Saiten,
Von des Meisters Hand bewegt,
Tönender Vollkommenheiten
Himmlisches Gefühl erregt.

Wesen aller Wesen Kraft!
Ich erkenne Deine Stärke
Durch erstaunensvolle Werke,
Die Dein Wort aus Nichts erschaft:

* Diese Leibnitzische Meinung stimmet mit den Pythagorischen Begriffen von der Musik genau überein; der Pythagorische Canon Monochordi zielte darauf.

Doch, sie scheinen mir geringe,
Wann sich in der dikſten Nacht
Des Zuſammenhangs der Dinge,
Deine Weisheit ſichtbar macht. *

Ihre Tieffe ſchrecket mich;
Es umringen ihre Schlůſſe
Heere grauſer Finſterniſſe:
Doch, ihr Zwek entdecket ſich.
Sie erſchuf nicht zum Verderben,
Was ihr gőttlich Siegel fůhrt,
Und das Weſen kan nicht ſterben,
Das nie ſeine Kraft verliert.

Zwar wann es Dein Wink gebeut,
Der mich aus der Ohnmacht rieffe:
Sink ich wieder in die Tieffe
Unerfůllter Mőglichkeit:
Doch ein Stral von Deinem Lichte
Zeigt mir was ich hoffen ſoll:
Daß kein Machtſchluß mich vernichte,
Lehrt ein ewigs Weh und Wohl. **

* Gott iſt der thätige Grund aller Weſen (Eſſentiarum), und ohne ihn wäre nichts möglich und nichts würklich, daher wird Er hier ein Weſen, aller Weſen Kraft, genannt. Die Schöpfung aus Nichts iſt nur in figürlichem Sinne zu nehmen: denn aus Nichts wird Nichts; der ganze groſſe Mechanismus iſt übrigens nur eine Kleinigkeit gegen die moraliſche Welt, die einem wunderbaren Strohme gleich iſt, welcher von unbegreiflichen Höhen herab fließt, dann ſich krümmt, und zu ſeiner Quelle zurükkehrt.

** Dieſes ſind moraliſche, oder beſſer, theologiſche Gründe. Die metaphyſiſchen ſind in der vorhergehenden Strophe enthalten. Was ſich ſelbſt denkt, hat eine ewige unabhängige Urſache. So lange dieſe

Könt ich, unerschaffner Geist!
Ohne Schwindel, Furcht und Grauen,
In die ferne Zukunft schauen,
Die sich mir im Schatten weißt;
Würd ich nicht in Deinen Schlüssen
Ihre Undurchdringlichkeit,
Und die Nacht verehren müssen,
Die mein Fürwiz oft entweiht?

Göttliche Unsterblichkeit!
Du entwickelst alle Fälle,
Du zerstreust und machest helle
Aller Zweifel Dunkelheit.
Muß GOTT seinen Zwek erhalten;
Hemmt nichts seiner Absicht Lauf;
O! so lasset ihn nur walten,
Er löst selbst das Räthsel auf.

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blitze Schaaren ziehen?
Seh ich nicht die Himmel fliehen,
Wie die Wellen in dem Meer?
Sprich! ein Wort, o GOTT der Götter!
Sprich! so schau ich, wie die Welt,
Durch ein plözlichs Allmachtswetter
In ihr altes Nichts zerfällt!

vorhanden ist, und wann könte sie nicht vorhanden seyn? muß auch ein solches Ding bestehen.

Philosophische
Betrachtungen.

Den ungeheuren Riß von Welten ohne Gränzen
Hast Du, Allweisester, von Ewigkeit gemacht!
Der Meere schwülstig Bläh'n, der Sonnen prächtigs Glänzen,
Hat Deiner Allmacht Wort aus Nichts hervor gebracht!
Du Schöpfer der Natur, des Weltbaus grosser Meister!
O dulde bey dem Lob der Chöre höhrer Geister,
Daß Ost und West mein Lied von Deiner Gnade sing!
O dulde, daß ich mich, aus dankbarstem Gemüte,
Gerührt, Unendlicher! von Deiner Vatersgüte,
Erhebend Stimm und Flug, zu Deiner Gottheit schwing.

Es ist, Herr! Deine Huld von Gränzenloser Tieffe,
Die in dem ewigen und unerforschten Raht
Mich aus der Möglichkeit zum Licht und Leben rieffe,
Und mit der Dinge Lauf mein Seyn verknüpfet hat.
Durch dich empfing mein Aug allein die ersten Strahlen,
Die auf sein Wundernez der Dinge Bilder mahlen.
Noch läg ich ohne Dich in ewig grausser Nacht;
Noch stritt ich mit dem Nichts, mein Wesen zu gewinnen,
Mir selbsten unbewußt, und ohne Geist und Sinnen;
Die Liebe hätte mich noch nicht hervor gebracht.

Der Gaben prächtigste, Regentin meiner Schwäche,
O göttliche Vernunft, die meinen Geist erhellt!
Durch Dich erhebt er sich von dieser Erdenfläche,
Durchforscht der Himmeln Raum, und reist von Welt zu Welt.
Sie zeigt mir, Herrlichster! im kleinsten Deiner Werke,
Die Bilder Deiner Macht, und Deiner Weisheit Stärke;

Und jeder Blik führt mich zu Dir, dem Schöpfer, hin.
Mehr, als Dein Donner selbst, lehrt mich ein Wurm der Erden
Das Opfer, welches ich mit zitternden Geberden,
Der Grösse Deiner Macht und Güte schuldig bin.

Dein Meisterstük, die Welt, dies stolze Prachtgebäude,
Die jede Creatur mit Ueberfluß ernährt;
Die Güter, die Du uns in reicher Maaß zur Freude,
Zum dürftigen Gebrauch und unserm Trost gewährt:
Dies alles hast Du uns, o Gütigster! gegeben,
Zufrieden und beglükt, zu Deinem Ruhm zu leben.
Dein grosser Endzwek war nur unser Wohl allein:
Und Deine Gütigkeit und Deine Weisheit wolte,
Daß, was wir sehn, so Herz als Sinnen rühren solte,
Und kein gerechter Wunsch solt uns vergeblich seyn.

Der schönen Künste Chor, mit Lorbeern ausgezieret,
Schau ich im sanften Schoos des Ueberflusses blühn;
Ich schaue sie von dir, o Wissenschaft, geführet,
Und unter Deiner Fahn in schönster Ordnung ziehn.
Hier seh ich, wie ein Bau nach Regeln prächtig steiget,
Wann dort mir ein Gemähld in Licht und Schatten zeiget,
Wie glüklich die Natur den kühnen Pinsel führt.
Die göttliche Musik, gewohnt, Dich zu begleiten,
Geht, hohe Dichtkunst! dir, als Schwester, an der Seiten.
Mir wird zu gleicher Zeit so Geist als Ohr gerührt.

Wie unaussprechlich ist die Menge Deiner Gaben,
O Gottheit, die Du uns so reichlich zugezählt!
Der Aermste, solt er auch an allem Mangel haben,
Besitzet oft ein Gut, das einem König fehlt.
Und wann der grausse Tod uns endlich scheiden heisset,
Wann seine Mörderhand, die alles niederreisset,

In ewig finstre Nacht die schönsten Tage stürzt:
O so geschicht es nicht aus grausamen Gemüthe:
So ists, Barmherzigster! nur Deine Vatersgüte,
Die mit des Lebens Ziel das Ziel des Kummers kürzt.

O ja! was ist der Mensch von schlechtem Thon gebauet,
Mit Sinnen ausgerüst, und mit Gefühl versehn?
Er ist zu schwach, als daß sein Hochmut sich getrauet,
Dem zu gewissen Sieg der Zeit zu widerstehn.
Des Alters Eis, die Glut der jugendlichen Jahre,
Sind beide früh und spat gleich reif zu Grab und Bahre;
Wer ists, der widersteht, wann das Verhängnis rufft?
So wie uns unsichtbar ein leichter Dampf vergehet,
Ist unser flüchtig Seyn, das kurze Zeit bestehet,
Und endlich sich verliert im Schatten dunkler Gruft.

O wäre, wie mein Leib, die Seele zugerichtet,
Und solte sie, wie er, einst die Verwesung sehn!
Ach solte, grosser GOTT! sie einst von Dir vernichtet,
In jenes öde Reich verhaßter Schatten gehn?
Herr! Du verläugnest nie die Huld, die unumschränket,
Die der Geschöpfe Wohl in jedem Fall bedenket;
Ja, Herr! Du bist mir hold, ob ich einst nicht mehr sey,
Selbst deine Güte giebt sich hier noch zu erkennen:
Wer würde, nicht zu seyn, ein wahres Unglük nennen?
Wer nicht mehr ist, ist auch von allem Leiden frei.

Bist aber du, mein Geist, zur Dauer auserlesen,
Wird Atropos den Schnitt an dir vergeblich sehn:
Und weiß dein göttliches, dein einfach reines Wesen,
Dem Moder und dem Grauß der Gruft zü widerstehn;
Welch eine Zukunft zeigt sich dem entzükten Blicke?
Ich hoff, ich schau, o Herr! ein ewig daurend Glücke;

Ja, ich schau einen GOTT, der mir nichts böses dräut.
Die Seele, die der Tod von ihrem Haus verdringet,
Die sich zu Deinem Siz, o höchste Gottheit! schwinget,
Vereinigt Deine Huld mit deiner Ewigkeit.

Ich schaue schon im Geist die Himmel offen stehen,
Ich schaue meinen GOTT, bereit mir wohl zu thun:
Er zieht den Vorhang auf: ich kann sein Antliz sehen,
Und seines Glanzes voll in seinem Schoose ruhn.
Herr! Deine Güte hält kein ewigs Zorngerichte;
An ihr erkenn ich Dich; ein Stral von Deinem Lichte
Erleuchtet meinen Geist, die Wahrheit einzusehn.
Und dieses ist der GOTT, der sein Geschöpfe liebet,
Die Teuffel werden selbst, wann Er den Machtspruch giebet,
Verurtheilt zu der Ruh, Ihm nicht mehr widerstehn.

Es mache, wer den Geist der Liebe nicht besitzet,
Wer, weil er anders denkt, den Nächsten hassen kann,
Aus dessen Aug voll Grimm ein falscher Eifer blitzet,
Den GOTT, der ihn doch liebt, zum wütenden Tyrann:
Ja, laßt den schwachen Geist, recht sinnreich sich zu grämen,
Die Galle, die er kocht, zu seinen Farben nehmen;
Er wird noch häßlicher, als sein Gemälde seyn!
Ja, laßt ihn seinen Gifft, nur immer von sich speien.
Es kommt sein tolles Schmähn, sein Lästern und sein Schreien,
Mit der Abscheulichkeit des Herzens überein.

* * *

Obiges Gedicht ist eine Nachahmung oder Uebersetzung, wie der Leser will, von einer französischen Ode, welche sich anfängt: Toi, dont la sagesse adorable &c.

Die Unschuld.

Ohne reines Gewissen ist freilich keine Unschuld; aber die Unschuld ist doch etwas verschiedenes, und bald eine zufällige, bald natürliche Unwissenheit des wenigstens grossen Bösen, welche Unwissenheit von einer natürlich-zarten Gemühtsbeschaffenheit herrührt, da wir das Böse auch nicht historisch kennen lernen wollen, weil es uns zu sehr erschrekt. Diese Unschuld ist im Verhältnisse mit der Tugend, solche überhaupt genommen, was die Morgenröhte im Verhältnisse gegen den Tag ist. Hier aber ist sie vornehmlich theils das reine Gewissen, theils ein abgesonderter einfacher moralischer Begriff, und wird als eine Gemüthseigenschaft betrachtet, die auf die einfachsten Handlungen zielet, den zu sehr verwickelten zuwider ist, und eine stille Munterkeit in uns unterhält. Diese Unschuld ist eine gewisse schimmernde Niedrigkeit, und schadet der Grösse der Seele so wenig, als die Leutseligkeit der erhabenen Geburt der Grossen. Vergleiche hiermit die Ode: Trost des Weisen.

An die Durchlauchtigste ELIMENE.

Verläumder schweigt, wann in gelaßnen Stunden
Ein tröstend Lied von meiner Unschuld tönt!
In ihr hab ich allein den Trost gefunden,
Nach dem ihr euch umsonst im Unfall sehnt.

Sie wohnet still in unbeflekten Herzen,
Und siegt im Leid durch lächelnde Geduld;
Ihr fröliches, ihr nie bereutes Scherzen
Würkt mehr in mir als eines Königs Huld.

Wann du nur mich, o Unschuld! stets beglückest;
Sprech ich getröst, wann alles mich vergißt,
In jenem Ton, durch den du mich entzückest:
Wie seelig lebt, wer reines Herzens ist!

Wer unberühmt, in edlen kleinen Thaten,
Der Tugend sich, der Niedrigkeit sich freut!
Ein grosser Ruhm hat oft ein Herz verrathen,
Mehr stolz, als groß, und voll von Eitelkeit.

Die Unschuld spielt, fern von des Staatsmanns Ränk
Ihr leichtes Spiel; gönnt ihm sein schweres Schach;
Schaut ihn voll Gram durch trübe Wolken denken,
Und sieht vergnügt durch ihren klaren Bach.

Wie? schallt nicht schon von ihr Climenens Flöte
Und flieht nicht schon der Rest von meinem Schmerz?
Ja, sanfter, als der Thau der Morgenröthe,
Senkt sich die Ruh in mein ihr offnes Herz.

Das

Das

Glük des Weisen *.

An IHRO Chur-Fürstliche Durchlaucht zu Pfalz.

O seelig, wer dem Hof und dem Geräusch entwöhnt,
So glüklich sich, als einsam sieht;
Wer in dem Ordensband den Thoren nicht verkennt,
Und Weise ohne Titel ehrt.

Wer ohne Tugend sich auch in dem höchsten Rang,
Und römisch reich, unglüklich hält;
Wer seinen Lebensraum nur nach den Stunden mißt,
In welchen er an sich gedacht.

Wer um des Pöbels Lob nicht Mitternächte wacht,
Gelehrsamkeit nicht Weisheit nennt;
Mehr, als er lieset, denkt, und minder schreibt, als liest;
Und nicht um Leibnizs Grösse buhlt.

Wer ohne Stolz, wann ihn Europa liest und nennt,
Auch ungedrukte Namen schäzt;
Wer, wann er Laster flieht, und um die Tugend freit,
Aus Weisheit, nicht aus Ehrgeiz, wählt.

Wer jenseits jener Nacht, in der Alphons geirrt,
Die Gottheit, die sein Herze fühlt,
Im schönen Kolibry und Kondors Ungeheur,
Gleich schön und sich stets ähnlich findt.

* Eine Nachahmung der Horazischen Ode:
Beatus ille, qui procul negotiis, &c.

Der ist der Glükliche, und ist des Nahmens wehrt,
Der, o Sokrat! dein eigen ist:
Der wird im Glücke nie der Vorsicht undankbar,
Im Unglük selbst ihr dankbar seyn.

Wann unsrer Erde Kreis einst wird der kürzste seyn,
Wann sie der Sonn am nächsten kömmt,
Und wann den leeren Raum, in dem der Weltbau schwimmt,
Des Weltbaus Rauch erfüllen wird:

So sieht der Weise noch die Säulen seiner Ruh
Bestürmt, doch unbeweget, stehn;
Sein wahres Wohl, das er nicht auf die Zeit gebaut,
Steht, Ewigkeit! auf deinem Grund.

So lebet THEODOR an Seinem prächtgen Hof,
So einsam, wie der Weise lebt;
Gleichgültig, wie ein Fels, um den das Weltmeer rauscht,
Sieht Er die Pracht, die Ihn umgiebt.

An die
Vorsicht.

Hier darf ich nur wenige Worte sagen, und am allerwenigsten ist mirs erlaubt, die Weltweisen anzuführen, mit welchen ich nicht einig bin. Die Erfahrung selbst überzeugt uns, daß wir unter einer höhern unsichtbaren Führung stehen. Der wahre Begriff von der Vorsehung aber ist derjenige, welcher die Vorsehung und das Gebät in ein gleiches Verhältnis sezt. Das aber ist die Providenz nicht, von der wir reden, die nach einem vorausgesehenen Gebät den Lauf der Dinge von Ewigkeit eingerichtet haben soll.

Ewige Vorsicht, zerstreue die Sorgen,
Die mir die Schönheit der Erde mißgönnen,
Die mir den heitersten Himmel verdunkeln,
Nimm sie, und wache!

Bin ich kein Wesen der obersten Reihe;
Bin ich doch ein Dich anbetendes Wesen;
Donnre, ich danke; gleich dankbar empfind ich
Scherzende Zephyr.

Würmer, den schärfesten Augen verbohten,
Die wir, Dich suchend, durch Gläser betrachten,
Schätzest Du würdig, gleich den Elephanten,
Göttlicher Sorgen.

Soll ich einst, wann ich die Classen der Güter
Mühsam durchforschet, und nirgends die Ruhe,
Nirgends den Stillstand der Wünsche gefunden,
Trostlos vergehen;

Eh ich noch wurde, sah mich schon Dein Auge
Schlummernd im Schoose der Gründe der Dinge;
Wirst Du mich, würdig, Dich, Weise, zu denken,
Grausam vernichten?

Nein, eher wirst Du die Stüzen durchmodern,
Die in dem Leeren das Weltgebäu halten,
Eher als Du wirst ein denkendes Wesen
Wieder unschaffen.

Eher als Du wirst ein himmlisches Wesen,
Hoffend auf ein ihm noch künftiges Leben,
Hungernd nach einem glükseeligern Zustand,
Unvollendt lassen.

Sterbliche, hört von unsterblichen Seelen,
Die in euch wohnen, die prächtige Wahrheit,
Daß in den Aschen verwesender Leiber
Ewigkeit reiffe!

Schreiben
an
Herrn Grafens von A*** Excellenz.

Freund, Dessen Herz zum Ruhm der wahren Freundschaft schlägt;
Der seine Zärtlichkeit nicht zu verschwenden pflegt;
Nur kennend Freunde wählt; sie ohne Reue liebet,
Und bis zur Untreu nie der Staatskunst Regeln übet!

Freund! straft die Excellenz des Dichters Kühnheit nicht,
Der an des Pindus Fuß zu Dir von Freundschaft spricht?
Werd ich, da ichs gewagt, Dich einen Freund zu nennen,
Mich Deiner hohen Huld auch ferner rühmen können?

Doch, wann um Thron und Pracht Dein Blik, dem nichts entflieht,
Der Sorgen nächtlichs Heer geschäftig schwärmen sieht:
Wann jener Höfe Spiel, von ihm genug betrachtet;
Dein endlich müder Geist so kennet als verachtet:

Was quäl ich mich dann noch? Was zweifelt meine Brust?
Du kennst der Hoheit Traum, und schmekst die stille Lust,
Die ein Damöt nicht wird um Gold und Purpur meiden,
Weil seinen Schäferstand die Grossen nicht beneiden.

Ein jeder holder West weht ihm sein Glücke zu;
Sein Glük, gleich fern von Neid und Hoheit, ist die Ruh
Die nie ein Zufall stört, als der den Freund gekränket,
Dem er sein Herz geweiht; der ihm sein Herz geschenket.

Macht ihn kein brausend Glük der künftgen Welt bekannt:
So lebt er seeliger im goldnen Mittelstand;
Sein Leben, welches er um Nachruhm nicht vertauschet,
Schleicht fort, gleich einem Bach, der lieblich murmelnd rauschet.

Wald, Fluren, Flöte, Buch, und Freund, und Schäferin,
Gäb er euch unbereut für Silberschiffe hin?
Vertraut er wohl die Ruh, um die, nebst seinem Heere,
Beim Sturm ein Anson seufzt, dem Ungestüm der Meere?

Ihn schüzt sein sichres Thal, vom Ehrgeiz stolz verschmäht,
Der Schäferblut verhöhnt, und Königsmord begeht:
So pflegen Blitze sich, schon reif herab zu eilen,
Bei stolzer Cedern Haupt in Wolken zu verweilen.

Dem Freund, den er sich wählt, entdecket er sich frei;
Bei ihm spricht Mund und Herz, gleich zärtlich und gleich treu.
Des schlauen Hofmanns Kunst, wahrscheinlicher zu lügen,
Als selbst die Wahrheit spricht, hat nichts, ihn zu vergnügen.

Wie wenig Grossen ist das seltne Glük vergönnt,
Daß ihr erhabner Stand den Reiz der Freundschaft kennt,
Daß sich dies Himmelskind zu ihrer Höhe schwinget,
Und durch der Schmeichler Schwarm, die sie umgeben, dringet!

Vorm Ernst der Majestät fleucht die Vertraulichkeit
Der Hütte schüchtern zu, die ihr ihr Strohdach beut,
Die unschuldvolle Lust von freundschaftlichen Küssen,
Kan an des Tytirs Brust nur ein Damöt geniessen.

Manch leichter Argwohn stört der Grossen seltne
Ruh;
Schließt vor dem besten Freund des Staatsmanns Herze zu;
Dem Kuß, Umarmungen, Gebehrde, Worte, Minen,
Der Falschheit Larven sind, den Freund zu teuschen dienen.

Die ihr dem Falle nah am Rand des Glückes steht,
Ihr mitleidswürdige, die Stand und Rang erhöht!
Müßt ihr bei jähem Sturz den lezten Trost entbehren,
In eines Freundes Herz den Kummer auszuleeren?

Warum der Pöbel euch vor Millionen preißt,
Und einem Wütrich selbst der Gottheit Ehr erweißt,
Selbst euer Glük entführt der Freundschaft sanften Trieben
Die, so von ihm geblendt, in euch das Glücke lieben.

Du, der Du manche Nacht den stillen Musen
schenkst,
Und einsam, wie im Lärm, gleich weis und edel denkst,
Sahst keinen Augenblik, der unbenuzt entwiche,
Wann andrer Lebenslauf den Winterträumen gliche!

Der Reiz der Wissenschaft, die ins geheim ergezt;
Die nie den Hof gesucht, die nie der Hof geschäzt;
Die ruhig sterben lehrt; die jeden Wunsch verhöhnet,
In welchem sich ein Thor nach eignem Unglük sehnet:

Der Reiz, und nicht der Reiz verworfner Eitelkeit,
Bezauberte Dein Herz, von Trieben längst befreit,
Die nur nach Gütern gehn, die wir so bald vergessen,
So bald wir ihren Wehrt nach grössern Gütern messen.

Du hast, erhabner Freund! so manches Reich gesehn:
Vor Deinen Augen ist so mancher Fall geschehn;
Erfahrung stärkt Dich izt in unbereuter Tugend:
Nur mir gebricht sie noch; o lehre meine Jugend!

Du lebst bei hohem Rang, gleich als im Mittelstand;
Dir ist der stolze Troz der Grossen unbekannt;
Ja, solten Dir auch gleich Stand, Rang und Ansehn fehlen:
Dir bliebe, groß durch Dich, der Vorzug hoher Seelen.

Wann aus dem Alterthum ein Dichter mit Dir spricht,
Und Dich sein Ton entzükt; beneidet Thrax Dich nicht:
Solst Du Dich gegen ihn nicht gleich gerecht erweisen?
Ihn sättigt kein Horaz; Du gönnst ihm seine Speisen.

O aber, daß ich stets von Dir getrennet bin!
Dich führte Dein Geschik nach jenen Landen hin;
Mich ließ es, fern von Dir, im Vaterland zurücke,
Wo ich so manchen Wunsch vergebens nach Dir schicke.

Mein Damon . . . känntest Du den Großmutsvollen Geist!
Mein Damon, dessen Treu kein Zufall mir entreißt,
Lebt auch entfernt von mir; mein Euch nur schlagend Herze,
Vermißt Euch allzusehr, mit allzutiefem Schmerze.

Doch die verborgne Macht, die unsichtbar den Lauf
So vieler Welten lenkt, hört nie zu würken auf:
Wer weiß, ob nicht der Grund in der Entfernung lieget,
Wann uns, dereinst vereint, ein beßres Loos vergnüget?

O Freundschaft, wann dein Trieb, wie sonst, noch göttlich ist;
Wenn du noch izt das Glük erhabner Geister bist;
Wann sich noch ein Pylad durch dich zun Sternen schwinget,
Sich in dein Heiligthum durch Neid und Pöbel dringet:

O so verlangt nicht mehr vom ewigen Geschik,
Mein unbedachter Wunsch des Hofmanns steiles Glük;
Mein zärtlich Herz wünscht nur die Hälfte jener Stunden,
Die ich mit Euch vollbracht, die mich mit Euch verbunden!

Der
Weise.

Wenn man Weise und Thoren einander ohne Mittel entgegen setzet: so muß der Begriff vom Weisen erträglich eingerichtet werden, damit es der Thoren nicht zu viel gebe, nach dem bekannten Sprichworte: man muß leben, und leben lassen. Boileau sezt die Thoren, als ihr allergünstigster Richter, hors de Cour & de Procès, wenn er den Ausspruch thut: Tous les Hommes sont fous. Wenn man aber den Weisen so beschreibet, daß andere, die keine Weisen sind, deswegen noch lange nicht unter die Thoren gezählt werden dürfen, und die Beschreibung zugleich etwas practisch einrichtet: so versteht man offenbar unter den Weisen in dem allereigentlichsten Sinne einzelne Menschen, welche mit Aufopferung aller äussern Vortheile, die vom eigentlich practischen Leben zu gewarten sind, sich in einem gewissen Alter, wo verdienten Menschen die Ruhe zu gönnen ist, vom Getümmel losreissen, ihre Zeit den erhabensten Betrachtungen widmen, und in der That zeigen, daß sie über Glüks= und Unglüksfälle sich hinaussetzen; daß sie dieses Leben nicht weiser achten, als wie fern es eine Beziehung auf das künftige hat, und ihr Daseyn noch dazu dienen kan, andern ihren Zustand erträglicher zu machen. Sie können in allen Fällen Rath und Trost geben, und können als die Patres conscripti des menschlichen Geschlechts angesehen werden. Für die folgende sehr kurze Ode, worinn der Verfasser sich wohlbedächtlich alles rauschenden Wortgepränges enthalten hat, ist dieser Vorbericht zwar zu lange; was schadet es aber?

O Muse, fleuch von den Palästen,
Fleuch von den Sorgen, ihren Gästen!
Das Volk der Thäler ruffet dich.
Eil mit gedoppelt starken Schritten
Nach den bestaubten Schäferhütten,
Wohin auch einst Apollo wich!

Sieh dort den Weisen einsam gehen!
Wie seelig meidet er die Höhen!
Wie klug erwählt er Thal und Ruh!
Fern von dem Hofe, von dem Lärmen,
Sieht er, so, wie der Bienen Schwärmen,
Dem grossen Weltgetümmel zu.

Ihn lehret sein zufriednes Denken
Der Wünsche Kühnheit einzuschränken;
Auf ihn sieht keiner; er auf sich.
Er suchet in den stillen Fluren,
O Gottheit, Deiner Weisheits Spuren!
Er suchet sie, und findet Dich.

Im Schweisse würdiger Geschäfte
Erhält und stärket seine Kräfte
Die Tugend strenger Mäßigkeit.
Zählt er nicht vieler Jahre Menge:
So mißt er seines Lebens Länge
Nach der wohl angewendten Zeit.

Wann dort, von Ortolans genähret,
Den Weichling Lust und Schlaf verzehret,
Den kaum der Mittag unterbricht:
So irrt sein Fuß bald in den Wäldern,
Bald grüßt ihn in bethauten Feldern,
Der Morgenröhte spielend Licht.

O grünet, seelige Gefilde!
Euch seh ich schon, doch nur im Bilde!
Euch schildre Hallers starker Kiel!
Dort bei den fernen Wassergüssen
Seh ich, troz allen Hindernissen,
Der kleinen Wünsche frohes Ziel.

* * *

Der

Tod.

Ode.

Du, jener Gräber ewge Nacht,
Und ihr, des Lichts enterbte Klüfte!
Du Grund des Meers, und selbst ihr Lüfte
Seyd Zeugen von des Todes Macht!
Umsonst wilst du, o Abgrund, decken
Den Grauß, der sich mir offenbahrt:
Ich seh das ganze Reich der Schrecken,
O Tod, in deiner Gegenwart!

Und ach, die Spur von deiner Wut
Soll noch ein frommer Marmor ehren,
Und auf den heiligsten Altären
Fließt dir zum Ruhm unschuldigs Blut!
Straf Wuchrer, die auf Brettern sitzen,
Und biehten dir, und Wellen, Truz;
Nur schon auch des Vesuvens Spitzen
Den Weisen, fern vom Eigennuz.

Dort, wo sie tief im Sande gehn,
Sehn die erschroknen Caravanen
Die Mumien = = o welch ein Ahnen!
Aufspringend plözlich vor sich stehn. *

* Die Sandmumien in den Africanischen Wüsten sind, wie vo[n] selbst zu erachten, sehr leicht. Wenn nun von ungefähr einer von d[er] Caravane einer solchen Mumie auf den Fuß tritt, so springt sie zu seine[m] grossen Schrecken auf.

Es kömmt der Tod = = der Monster Heere,
Und blasse Seuchen, gehn voran;
Er rauschet, gleich dem wilden Meere,
Das kein Gestad mehr bessern kan.

Wann dorten, in mitschuldger Nacht,
Der Wolf schleicht um verrahtne Horden,
Hat hier, was Edlers zu ermorden,
Der Tod sich Wiegen ausgedacht.
Uns läßt er, wie in Klüften schweben;
Ein seidner Faden hält uns fest:
Ein Riese zahlet ihm das Leben,
Das er dem Zwergen übrig läßt.

Ein Herr von einem Paradis
Liegt dort im Schoose süsser Träume,
Die Ihm der Duft der Nectarbäume,
Statt unsrer Sorgen, überlies.
Doch plözlich sieht er bange Hauffen,
In der gestöhrten Phantasie;
Es raucht der Berg, und alle lauffen,
Und schnell verläßt er Portici. *

So schreklich, Menschen, ist der Tod!
So treibt er uns von Ort zu Orte,
Und kürzt des Christen lezte Worte,
Der ihm mit Auferstehen droht.
Hier fährt er auf dem Donnerwagen,
Und schlägt beim frommen Hirten ein,
Wann dorten ihn Orcane tragen,
Und Flotten seine Beute seyn.

* Des Königs beider Sicilien Lusthaus, nicht weit vom Vesuve.

Doch, GOTT! Du bist. In einem Nu
Entstunden, als du sprachst, die Meere,
Der Lüfte Reich, der Sternen Heere;
Ein Himmel riefs dem andern zu:
Ich stieg aus der versenkten Tiefe
Des Unergründlichen herfür,
Wo ich lang, als ein Unding, schliefe,
Und Millionen folgten mir.

Ich sah in jener Lichter Pracht
Die Sonnen fremder Erden glänzen;
Noch fund ich nicht des Denkens Gränzen;
Doch hab ich wenig durchgedacht.
Ich hab nach ewigen Gesätzen
Sich Welten um sich selber drehn,
Und in unausgesprochnen Schätzen
Den Reichthum der Natur gesehn.

Ich sah des Zufalls Blindheit sich
In unsrer Tage Schiksal mengen;
Die Wünsche sich einander drängen,
Da einer bald dem andern wich:
Mir schien die Welt, die ich bewohne,
Ein Reich der Unbeständigkeit,
Und von der Hütte, bis zum Throne
Erblik ich Unzufriedenheit.

Ich sah des Todes Trauerspiel
Hier, in von Blut durchströmten Fluren;
Dort, in zerstörter Städte Spuren,
Wo mancher Alexander fiel.

Hier, wie vom Boreas ergriffen,
Ein Wald von Masten untersunk;
Dort, wie auf kriegerischen Schiffen,
Vom Feind durchbohrt, ein Heer ertrunk.

Wie, wann uns öfters unbedroht
In stiller Nacht ein Wetter schrecket,
Und aus dem sichern Schlummer wecket:
So übereilt uns oft der Tod.
GOTT, der mit göttlichem Verstande
Im Unermeßlichen gebeut!
Vielleicht steh ich schon izt am Rande
Der unerzeugten Ewigkeit!

Es sey! es ist und bleibt Dein Schluß:
Ich sterbe, glüklicher zu werden,
Weil unvollendt auf dieser Erden
Ich dort vollendet werden muß.
Dort wird mein Wohl unendlich grünen;
Dort seh ich alles klärer ein:
Was mir ein Zufall hier geschienen,
Wird dort mir lauter Weisheit seyn.

Warum bald hier ein fressend Schwerd,
Bald dort die Pest, des Aufgangs Schrecken,
Mit Leichen ganze Länder decken;
Bald hier die Flut ein Reich verheert;
Der unter Qual und Dampf verdirbet;
Den ein untröstbar Volk vermißt;
Und der auf sanften Kissen stirbet,
Der ganzer Völker Mörder ist:

Hier wankt, hier schwebet der Verstand
In irrthumsreichen Labyrinthen;
Sucht bald Begriffe zu verbinden;
Trennt bald, die, so er kaum verband.
Doch dort, wo unter meinen Füssen
Sich tausend Wirbel wälzend drehn:
Dort, wird den Geist in seinen Schlüssen
Kein Vorurtheil mehr hintergehn.

Eröfnet euch, ihr Gräber, nur!
Entdekt euch, ihr verborgne Klüfte!
Erfüllt mit Seuch und Pest die Lüfte!
Vergiftet selbsten die Natur!
Morbona, steig und triumfire
Aus deines Chaos Nacht herfür!
Da ich mich ganz in GOTT verliere,
Troz ich, mit freiem Antliz, dir.

Zerfalle nur in Staub und Grauß,
O Körper, meines Geistes Hütte!
Es lösch in meiner Jahre Mitte
Die Flamme meines Lebens aus!
Stürmt, Martern, nur in meine Glieder,
Bis daß ihr Thongebäu zerbricht!
Getrost! ein Tag fügt sie einst wieder;
Sie zittern; meine Seele nicht.

Ihr Thäler sinkt! Ihr Hügel weicht!
Versammle dich, du Schaar der Blitze!
Ihr Donner brüllt vom höchsten Sitze!
Ihr Meere braußt! ihr Himmel fleucht!

Ihr Stürme tobt! fallt Elemente
Ins erste Unding wieder hin!
Schau dein und aller Wesen Ende
Natur, erschafne Schöpferin!

Was ists? Wofür entsez ich mich?
O Wunderwerk! wer kan dich fassen?
Wen seh ich an dem Kreuz erblassen?
GOTT! Mensch! Erlöser! seh ich Dich?
O Tod! nun hast du überwunden!
O Hölle! nun hast du gesiegt!
Umsonst, = = = o schreckenvolle Stunden!
Hat mein Erretter euch bekriegt!

Doch, Tod und Teufel rettet euch
Im tiefsten schwefelreichsten Sumpfe!
Ich schau den Heiland im Triumfe
Im Himmel und im Höllenreich.
Ja, seine Macht hat durchgedrungen,
Ich schau mich meiner Fesseln frei,
Von tausend seraphinschen Zungen,
Erschallet schon das Siegsgeschrei!

Gedanken

bei der

Beisetzung

eines Fürstlichen Kindes.

Wo find ich hier den fürchterlichen Tod?
Mir deucht, hier athmen noch Empfindung und Verlangen;
Es glüht, es spielt ja noch auf Ihren sanften Wangen
Der Kindheit scherzend Morgenroht.

Ihr Lächeln scheint ja noch den mütterlichen Küssen,
Und den Umarmungen des Vaters hold zu seyn;
Doch unermunterlich von so viel Thränengüssen,
Hüllt sich in ewgen Schlaf Ihr fliehend Leben ein.

Sie sahe dich, o Welt! doch, ach! sie sah dich kaum,
Und unvollendt verschwund Ihr erster Morgentraum;
Die ungenossenen, die trüben Augenblicke,
In den Zusammenhang der Zeit,
Mit kargen Händen hingestreut,
Drehn sich nun schon, o dunkeles Geschicke!
Im Strudel der Vergessenheit.

Vielleicht zu fest umarmt von der unholden Nacht,
War erst die Hälfte nur von Ihrem Schlaf vollbracht,
Wie aber kams, daß Sie aus der undenkbarn Tieffe,
Wo Sie noch sanft, von Gott und Welten träumend, schliefe,
So bald des Lichtes Herold rieffe?

Ihr Zwek war, wie es schien, ein Mensch zu seyn, wie wir,
Und Sie, Sie muste schon, den Blühten gleich vergehen,
Die nie zur Frucht bestimmt, allein zur Zier
Des Baumes, der sie zeugt, entstehen.

Wie ein erwünschter Strahl, der durch das Dunkle bricht,
In einem Jzt uns rührt, erquicket und verschwindet:
So zeigte sich uns nur Ihr himmlisches Gesicht,
Das mit des Todes Bild noch seinen Reiz verbindet.
Und Ihren schönen Leib, Ihr unentwickelt Denken,
Soll ich als Zeuge sehn in Nacht und Gruft versenken?
Doch, nein; es dauret noch, was nie ein Auge sieht,
Die Kraft, wodurch Sie sich, ein Geist zu seyn bemüht.

Sie solte nicht wie wir, der Unvollkommenheiten,
Und der Gefahren Wege gehn:
Sie solte sich im Arm der vollen Seeligkeiten,
Zur Erde noch nicht reif, schon reif zum Himmel sehn.

Bewundernswürdigster! des Geistes Kräfte wanken;
Es dränget sich ein Heer der traurigsten Gedanken
Aus seinen Tieffen in die Höh:
Da ich, noch immer fern vom ewig wahren Glücke,
Schon Millionen Augenblicke
Verrauschet und verschwunden seh.

O daß solch widrigs Loos allein mir ärmsten fiel!
Warum erreicht ich nicht gleich früh ein gleiches Ziel;
Noch schau ich Jahre, Tag und Stunden vor mir fliehen,
Wie Vögel, die nach wärmern Himmeln ziehen,
Und deren Schwarm, bis ihn nicht mehr ein Blik erreicht,
Vergessen uns vorüber streicht.

Und noch muß ichs, doch oft vergeblich, wagen,
Durch tausend Sorgen mich gefährlich durchzuschlagen:
Des Wechsels Eigensinn theilt meine Lebenszeit
In Lust und Ungemach, in Ernst und Eitelkeit.

Sie aber sieht in unbestürmter Ruh
Hier Meere schwillen, dort der Wellen Troz sich legen,
Und, freundlich wie des Himmels Seegen,
Dem Thun der Sterblichen, dem Sie entflohen, zu.

Gleichgültig, wie ein Blik in die Vergangenheit,
Sieht Sie hier Bahren und dort Wiegen,
Hier einen Schäferstab, dort einen Scepter liegen:
Nichts stöhret Ihre Seeligkeit.

Wie, wann ein einsam Ohr im Schrecken öder Nacht,
Wann alle Stimmen ruhn, noch ein Gemurmel höret,
So dem Gemurmel gleicht, das durch verborgne Macht
Im Mund des Zauberers ein Geisterheer beschwöhret;
So dünkt mich, hört man dort das irrdische Getösse,
Den Klang von unserm Ruhm und unsers Geistes Grösse.

Der Held, den wir oft hier den Himmeln gleich erhöhn,
Gleicht dort vielleicht dem Staub, den wir auf hohen Hügeln,
Getragen von der Wirbelwinde Flügeln,
Weit über uns erhaben sehn.

Wie groß, o unausdenklichs Wesen,
Ist zwischen Ihr und Uns der Unterscheid!
Zum Vorwurf Deiner Huld vor tausenden erlesen,
Sind Kronen, Siege, Ruhm weit unter Ihrem Neid.

Doch, vielleicht muß auch Sie, vielleicht in höhrer Bahn,
Dort manchen andern Lauf, uns unbekannt, vollenden,
Und manche Pilgrimschaft in andern Welten enden,
Bis Sie von Angesicht die Gottheit schauen kan:
Auch dort muß Sie vielleicht um die Vollkommenheiten
Annoch mit manchen Mängeln streiten;
Mit Sorgen, welche nicht der Menschen Sorgen sind;
Mit Wünschen, welche nicht ein Sterblicher erfindt.
Und Ihre Fehler sind nur Fehler grosser Geister:
Von Leidenschaft nicht frei, ist Sie derselben Meister,
Ihr Gram ist allemahl weit über unser Glük;
Kein Blik der Reu fällt mehr auf unser Thal zurük,
Auf dies verwünschte Thal, von Nebeln rund umschwemmet,
Wo kein Gestad den Strohm der ewgen Nächte hemmet;
Ihr Leben theilt Sie dort in Ewigkeiten ein,
Da hier Minuten kaum desselben Maasstab seyn.

Wie aber kams, daß Sie auf unsrer Trauerbühne,
Doch nur, wie an der Wand ein Schattenspiel erschiene,
Und konnte Sie dann nicht im Unumschränklichen
Die Stuffen Ihres Glüks, uns ungebohren, gehn?

Jedoch = = = vielleicht! = = = doch, nein; Ihr finsteren Gedanken!
Warum erweitert Ihr noch meiner Schwermut Schranken?
Mein Schweigen ehre Den, der Welten übersieht,
Vor dem manch Ocean gleich einzeln Tropfen fliesset,
Und Dünsten gleich, ein Heer der Himmel flieht,
Der die Unendlichkeit nach seiner Grösse misset.

Er sieht mit gleichem Blik, hier wie ein Mensch entsteht,
Und dort die Pracht aufgehnder Weltgebäude,
Und Er befiehlt mit gleicher Majestät,
Daß diese stürzen, der verscheide.

* * * * * *

Cantate,

bei

der feierlichen Beisetzung

des weiland Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn Friedrich Carl Ludwigs,

Landgrafen zu Hessen,

Rittern des weissen Adler Ordens, 2c. 2c.

Homburg, den 25 Maymonat, 1751.

Ach, Er ist hin! O welche Klage!
O welch ein Tod! Er, Dein Gemahl!
Er fällt im Morgen Seiner Tage,
Er, vor Dein Trost; izt Deine Qual!
So girrt verscheucht die Turteltaube,
Fern von dem Schoose sanfter Ruh:
So sieht sie jammervoll dem Raube
Des einigen Geliebten zu.

Die Allmacht ruft, und unsre Tage fliehn
Mit dem Gefolg von Scherzen und von Sorgen:
Die Nebel fliehn, die oft den kaum erwachten Morgen
Mit mitternächtgem Graus umziehn.
Wie, wann in sanfter Majestät
Die Sonne uns, indem sie untergeht,
Noch prächtig Strahlen wirft, und gütig Blicke sendet;
So stirbt ein grosser Geist;
So stirbt auch unser Fürst; So wird Sein Tod vollendet,
Er, Der nicht ohne Neid der Unsre heißt!

Weint, o Musen! Elegien,
Traurig seufzt Ihm Oden nach!
Laßt nur zu Ihm die dankbarn Seufzer fliehen,
Ihm töne jammernd euer Ach!
Weint, o Musen! Elegien,
Traurig seufzt Ihm Oden nach!

Zu heilig sind erlöster Geister Blicke,
Kein Stral von Seiner Huld fällt mehr auf uns zurücke,
Die wir oft göttlich lächeln sahn.
Doch Du, zu dem wir uns in stiller Demut nahn,
O sammle, grosser GOTT! den wir in Ihm bewundert,
Die Thränen um Sein Grab;
Wir wählten Ihn noch unter hundert,
O hieng es nur von unsrer Wahl noch ab!

Ruh, o ruh, erhabner Geist,
Wo im Lauf der Seeligkeiten
Dich, auf uns unstimmbarn Saiten
Froher Himmel Beyfall preist!
Kläglich senden wir Dir Zähren,
Treuster Wehmut Opfer, zu,
Und Dein Ruhm soll ewig währen,
Ewig, so wie Deine Ruh!

Ueber den Tod Seines Grosmütigsten Fürstens.

Und ich soll nach den trübsten Tagen,
Auch diesen Jammertag noch sehn?
So soll, da ich so viel ertragen,
Auch dies noch über mich ergehn?
Träum ich in meinem dunklen Kummer?
Wo bin ich? GOTT! welch eine Nacht?
Ists meines Fürstens Todtenschlummer,
Der mich selbst Todten ähnlich macht?

Ja, Er ist hin; Er ist verschieden,
Und trostlos bin ich noch zurük;
Und o wie seelig, wie zufrieden,
Wie göttlich war Sein lezter Blik,
Sein Wunsch, Sein Hoffen, Sein Verlangen!
Und schon vollendet Er den Lauf?
Kaum gieng ja noch auf Seinen Wangen
Der Jugend Frühling prächtig auf.

Mich, der ich meine schönsten Jahre
In dem Verborgnen hingeweint,
Mich spart der Tod? mich flieht die Bahre?
Und vor mir stirbt mein Fürst, mein Freund?

Entschuldigt, o gerechte Schmerzen,
Ein furchtsam Wort, das mir enteilt!
Verzeihs, mein Fürst! dem treusten Herzen,
Das sich in Lieb und Ehrfurcht theilt.

Hier fliessen meines Kummers Zähren,
Ja gönn es, heilge Asche, mir!
In Zähren, die nur Dir gehören;
Doch alle Zähren fliessen Dir.
Mit jedem fliehnden Augenblicke
Fliehn Dir noch Wunsch und Seufzer nach,
Und jede Thräne mißt ein Glücke,
Das Deine Wohlfahrt uns versprach.

Du weists, o GOTT! der unergründlich
Die Tausende der Welten lenkt;
Der durch kein Flehen überwindlich,
Nach heilger Weisheit nimmt und schenkt:
Du kennst mein Herz und seine Tieffen;
Du sahst, was ich geheim gedacht;
Wie oft, wann andre sorglos schlieffen,
Mein Gram, mein traurend Aug gewacht.

Noch sprach ich: Grosser GOTT, ach schone!
Ich sprachs, und mich verließ der Tag,
Da mein Gebet vor Deinem Throne,
In Furcht und Hofnung kniend lag.
Vertieft in schwehrmuhtsvollem Denken
Erzitterte ich vor der Nacht,
Die, ewig meine Ruh zu kränken,
Mir diesen Fall gewis gemacht.

Wie, diesen Fall? Auch der ist möglich?
Es ist zu viel; hier schweigt mein Schmerz.
Und dieser auch ist mir erträglich?
Nein, hier empöret sich mein Herz.
Hier fühl ich alle Kräfte wanken,
O GOTT! der Schlag war allzu hart!
Still Selbst den Aufruhr der Gedanken!
Dies fordert Deine Gegenwart.

Barmherzigster, vergib die Sünde!
Dir stell ich mich aufrichtig dar;
Du kennst, Du prüfst des Kummers Gründe,
Du weists am besten, wie mir war.
Wo denk ich hin? Bestürzt, verwirret,
Fällt mir so mancher Gram noch ein;
So mancher Gram, der einsam irret,
Verborgen vor der Welt zu seyn.

Wen seh ich? Ach, HERR! gib Ihr Kräfte,
O theure Fürstin! weine nicht;
Doch weine nur, Dein erst Geschäfte
Erfülle zarter Thränen Pflicht.
Ja, Deine Wehmuht muß ich ehren,
Sie weint um Deines Freundes Grab;
Ja, rollt nur himmlisch schöne Zähren
Von holden Wangen sanft herab.

Ja, billig jammern Deine Blicke;
Ja, billig seufzt die reine Brust;
Mit Ihm erstarrt Dein Wunsch, Dein Glücke,
Und traurig flohe Deine Lust.

Mir deucht, als spräche Deine Klage
Zu dem Dich untreu fliehnden Schlaf:
„ Wie! daß die Blühte meiner Tage
„ *Schon* ein so früher Donner traf?

Noch solte lächelnd Deine Jugend
Auf Rosen ohne Dornen gehn;
Noch solte Deine frühste Tugend
Sich im Gemahl belohnet sehn.
O denke nicht der holden Stunden,
Der Stunden treuster Zärtlichkeit,
Sie sind, wie schnell sind sie verschwunden?
O klägliche Vergangenheit!

So wars im ewgen Raht beschlossen;
Hier war es, ja, hier ist der Ort,
Wo trostlos Deine Thränen flossen;
Hier hörtest Du sein leztes Wort;
Hier war es, wo der Fall geschahe;
Hier, aber ach! zum leztenmahl;
Hier bliktest Du, der Ohnmacht nahe,
Noch nach dem sterbenden Gemahl.

Und jenseits schien ein Aug voll Liebe
Die lezte Hofnung anzusehn,
Den Prinzen, dessen kleine Triebe
Nur noch nach Tand und Puppen gehn.
Noch schlief Er ohne Furcht und Kummer,
Da Ihm der grosse Schlag gedroht:
So stöhrt nicht junger Adler Schlummer,
Des Alten ungesehner Tod.

Was sprach, o Fürstin! hier Dein Herze,
Und was verrieht Dein banger Blik?
Er fühlt ja nichts von Deinem Schmerze,
Und hoft, der Vater kömmt zurük.
O, hoffe nicht, Er kömmt nicht wieder,
Holdseeligs Kind! Er ist dahin!
Uns bleibt der Rest der schönen Glieder,
Und höhre Hände halten Ihn.

O, könnt ich ferne Dich bedauren!
O Fürstin, o, wie rührst Du mich!
Soll ich mehr Seinen Tod betrauren,
Wie, oder wein ich mehr um Dich?
Und, o wie sanft sind Deine Klagen,
Wie zärtlich drukt Dein Gram sich aus,
Wer will es Dich, zu trösten, wagen?
Untröstbar ist Dein ganzes Haus.

So seufzet traurig Philomele
Dem ihr entrissnen Gatten nach,
Und daß ihr Schmerz auch andre quäle,
Singt sie der Flur ihr Ungemach;
So klagt die Traurige, die Schöne,
Im stillen Arm der Mitternacht,
Den Gram, den ihre tiefsten Töne
Bewundrern unnachahmlich macht.

O Fürstin! würdig grauer Jahre,
Die mir zum neuen Kummer wird,
Wann um des grossen Sohnes Bahre
Dein mütterlicher Jammer irrt.

Hier in der Grüfte dunklem Grauen
Sucht Ihn noch Dein verlaßnes Ach,
Und Dessen Tod solst Du noch schauen,
Der Zähren Deinem Tod versprach?

Noch war die Hofnung nicht verschwunden,
Ihn Deinem Alter zu erflehn,
Und betend sahst Du Tag und Stunden,
Und Sohn, und Hofnung untergehn.
Schon schiene drohend Deinem Leben
Das traurigste Verhängnis nah;
Und Dich, o Fürstin! sah ich beben,
Dich, Die ich sonst so standhaft sah.

So wälzen sich stets Deine Tage
Von Angst und Sorgen schwehr dahin;
Wo blieb bei diesem harten Schlage
Die Großmut, Deine Trösterin?
O wie war Dir im ersten Grame,
Und wie beseufzte Deine Brust,
Als Dir Sein Bild vor Augen kame,
Des Urbilds ewigen Verlust?

Soll ich, umringt von Trauerbildern,
Noch keinen Blik der Ruhe sehn?
Und soll ich noch die Klagen schildern,
Die aus der Diener Herzen gehn?
So sehn wir dann, gedrängt von Wettern,
Nur Tod und Schrecken um uns her;
So fallen Cedern und zerschmettern,
Und niedre Büsche sind nicht mehr.

Betrübter Rest von kurzen Tagen!
Mit dir nur hört mein Kummer auf.
Ja, euch, ihr Seufzer, euch, ihr Klagen,
Euch, Zähren, laß ich freien Lauf!
Und wann der Ruf auf goldnen Schwingen,
Längst prangend Seinen Namen trägt,
Soll mir noch einst ein Ton gelingen,
Der Ihn selbst in der Gruft bewegt.

Ists möglich, grosser Geist, so höre!
Doch, das Vergnügen ist nur mein,
Wann ich Dir beim Erlöser schwöhre,
Noch Deiner Asche treu zu seyn.
Ja, meine Treue soll bestehen,
Die göttlich in mein Herz sich schwung,
Und ehr söll selbst Dein Ruhm vergehen,
Den ich der lezten Nachwelt sung.

An Seine

gnädigste Fürstin.

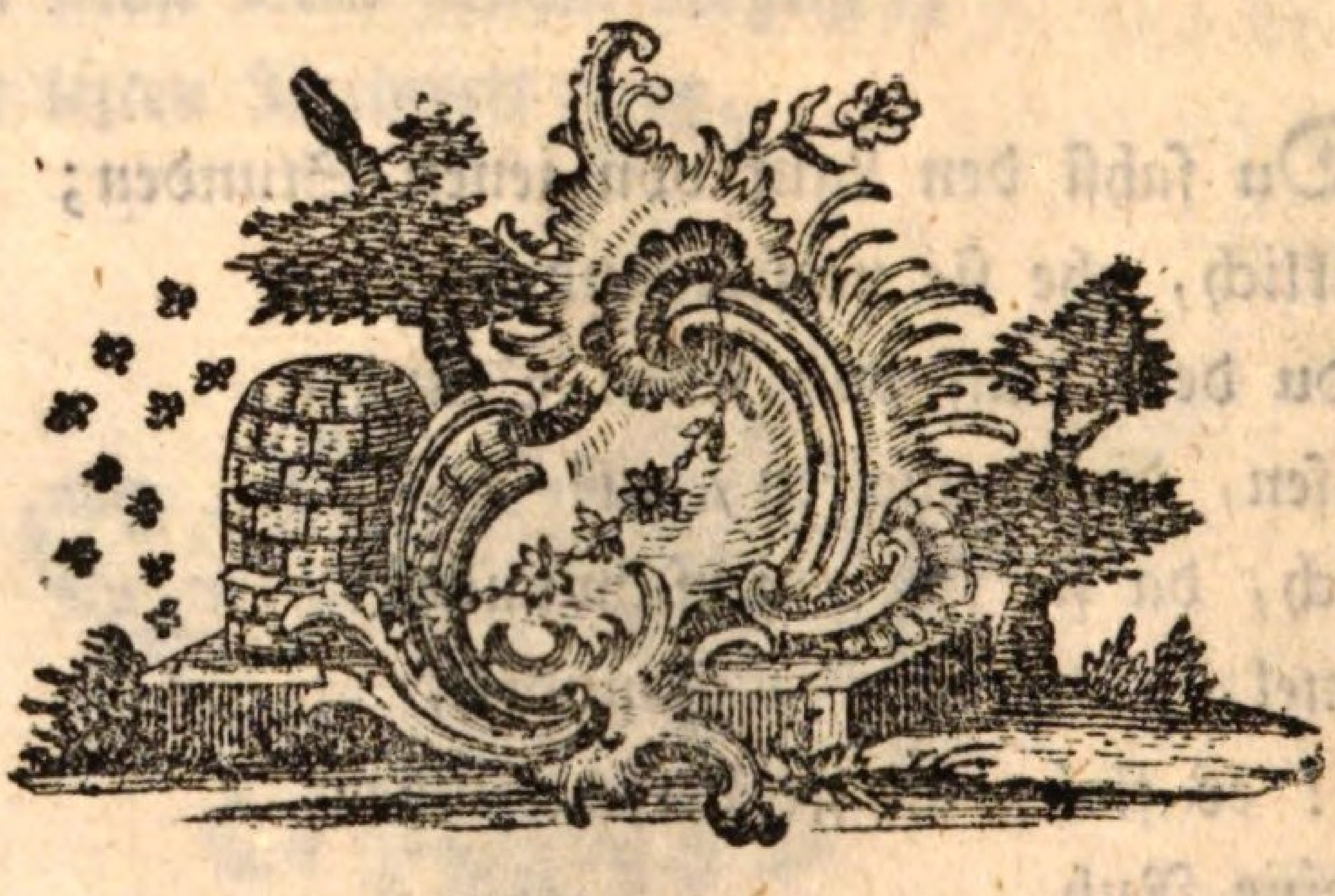
O Fürstin! Deren grosses Herze,
Still im Vergnügen, sanft im Schmerze,
Der Weisheit und der Tugend Herze,
Und fremdem Jammer offen ist.
O dulde, daß bei Deinem Schmerze,
Der tiefsten Ehrfurcht voll, mein Herze,
Ach! aber ach! bei welchem Schmerze?
In Wehmuht fliest.

Du sahst den Lauf von jenen Stunden;
Wie glüklich, ehe sie verschwunden,
Sahst Du dem Lauf von jenen Stunden,
Wie Rosen, die verwelken, zu!
Unglüklich, da sie schon verschwunden!
O Himmel, welche sanfte Stunden,
Und ach! es floh, da sie verschwunden,
Auch Deine Ruh.

So mußt auf der verlassnen Erden
Dort alles wüst und öde werden,
Als von der trauervollen Erden
Der erste Frühling Abschied nahm;

Da mußten kühne Norden werden,
Und auf der trauervollen Erden,
Der West in Nord verwandelt werden,
Der Scherz in Gram.

Welch hoher Ernst, welch seltne Tugend?
Im heitern Aufgang Deiner Jugend;
Vor welchem Ernst, vor welcher Tugend,
Verstummt mein Lied, das Dich verehrt?
O hör einst, hold wie Deine Jugend,
Ein Lied von der verfolgten Tugend,
Das sie, die Freundin Deiner Jugend,
Mich selber lehrt!



Lied
an
CLIMENEN.

Umringt von Sorgen, Nacht und Kummer,
Entfern ich dich, erwünschter Schlummer!
Entfernst du dich, erwünschter Schlummer!
Von meiner Ruh.
Dann hör ich Deinen sanften Tönen,
Die sich nach meinen Liedern sehnen,
Dann hör ich Deinen sanften Tönen,
Climene! zu.

Dann, wann sich Schlaf und Träume gatten,
Klag ich Climenen und den Schatten,
Klag ich Climenen und den Schatten
Das, was mich quält.
Wann mich von gütigen Zephyren
Die abgekühlten Schwingen rühren,
Wann mich von gütigen Zephyren
Der Hauch beseelt.

Dann hör ich Philomelens Klagen,
Wie sie die stillen Lüfte schlagen;
Wie sie die stillen Lüfte schlagen,
Hör ich entzükt.
Dann hör ich doppelt ihre Lieder,
Der Gegenschall giebt sie mir wieder,
Dann hör ich doppelt ihre Lieder,
Mir selbst entrükt.

* * *

Ueber
den Tod
der Durchleuchtigsten Fürstin und Frau,
FRAU
Christinen Charlotten,
verwittweten Landgräfin zu Hessen, 2c. gebornen Gräfin zu Solms-Braunfels, 2c. 2c.

Im Wintermonat, 1751.

QUAE nunc insuetum miratur limen Olimpi
Sub pedibusque videt nubes & sidera. - - -
VIRG,

Ihr Nächte, die ihr meiner Klage,
Auf ohne Lust verrauschte Tage,
Noch ohne Schlaf und Trost erscheint:
Wo, wann die Schrecken mich umziehen,
Mein Geist, vertieft in Elegien,
Die traurigsten Gedanken weint.

Ihr dankbaren, ihr heilgen Zähren,
Die noch des Fürsten Gruft verehren,
Noch Opfer Seiner Asche sind;
Des Fürsten, Der im Reich der Seelen
Sein Glük izt wählt, wie Engel wählen,
Wo nie Sein Wunsch ein größres find.

Ihr stammelnden, gebrochnen Worte,
Ihr ersten, die ich an dem Orte,
Wo Er, ach Er, verschiede, sprach!
Ihr Seufzer, die ich aus der Tieffe
Schwehrmütiger Gedanken rieffe!
Du mein Ihm folgend erstes Ach!

Erfüllet mich mit Trauerbildern,
Mein Herz, ein fühlend Herz, zu schildern,
Das voll von sanfter Wehmut ist:
Mit Schaudern, die aus Gräbern fliessen,
Und sich in unsre Seele giessen,
Wann sie des Lebens Dauer mißt.

Noch weinen Ihre bange Blicke,
Und kläglich sieht Sie noch zurücke,
Und Ihm, dem fliehnden Sohne, nach:
Mit Ihren mütterlichen Thränen,
Mischt sich Ulrikens zärtlich Sehnen;
Ulrikens schwesterliches Ach.

Ist dieses Trauerspiel verschwunden,
Und folgen immer trübre Stunden,
Und niemahls auf die Stürme Ruh?
Ulrikens lezter Trost auf Erden,
Auch Du solst Ihr entrissen werden!
Auch Deinem Tode sieht Sie zu!

Ich seh Dein Herze vor mir liegen;
Ich seh mit traurigem Vergnügen
Die blutgen Zähren Deiner Pflicht;
Du weinst Ulrike? Dein Verlangen,
Wünscht Ihren Schatten zu umfangen;
Ach! Ihre Seele hört Dich nicht.

Dein Aug, aus welchem Anmuht strahlte,
In welchem sich der Frühling mahlte,
Der Deinen Tagen Lust versprach;
Dies Auge senkt sich jammernd nieder,
Und ängstlich sieht es hin und wieder,
Und starrend blikt es Ihr noch nach.

Ich seh die zagenden Gebärden;
Ich sehe Deine Schrecken werden,
Und unter Schaudern fließt Dein Blut;
Wie unterm Eis, bedekt mit Schneen,
Allmählig starrend Ströhme gehen,
Erbebend vor der Norden Wut.

Selbst Deine Seele seh ich wanken;
Ich seh die Stürme der Gedanken;
Und meine Seele ist bei Dir:
O daß sie Dir, mit heitrer Mine,
Als eine Trösterin erschiene!
Doch wohnt auch wohl ein Trost bei mir?

Wo hab ich selbst noch Trost gefunden?
Wie traurig stürzen meine Stunden
Sich in das Meer der Ewigkeit!
Gleich mastlos untergehnden Schiffen,
Von einem Wirbel schnell ergriffen,
Verschlingt sie die Vergessenheit.

O höre Deiner Freundin Klagen!
Sieh Ihre Thränen, die Dich fragen:
Ob nicht Ihr Leid das gröste sey?
Wann mein und aller Gram einst schweiget,
Bleibt noch der Kummer, der Sie beuget,
Dem würdigsten Gemahl getreu.

Zu schwacher Trost für wunde Herzen!
Ersetzen Dir auch andrer Schmerzen,
Den unersezlichen Verlust?
Ja, sähst Du ganze Völker trauren,
Du würdest doch nur Dich bedauren;
Nur Dir allein bliebst Du bewußt.

O welche Zähren seh ich fliessen,
Wirst Du oft Ihr Gespräch vermissen,
Von GOTT und Welt und Ewigkeit!
Das Würkliche vollkommner Tugend
Bewies Ihr Leben Deiner Jugend,
Schon früh dem Himmel eingeweiht.

Nie mit der Vorsicht unzufrieden,
War Ihr des Weisen Theil beschieden.
Vertraulich mit sich Selbst zu seyn;
Sich Selbst zu kennen, war Ihr Wissen;
Sie sahe, wo wir glauben müssen,
Die Thorheit kühner Zweifel ein.

Zwar blieb Ihr Werth der Welt verborgen,
Und tief in mütterlichen Sorgen
Verirrte sich oft Ihre Ruh:
Stets schienen Ihr die Wolken trüber;
Die Freuden flohn vor Ihr vorüber,
Verfolgern Ihrer Unschuld zu.

So wie, wann von der Gottheit Sitze
Ein zürnend Heer allmächtger Blitze,
Durch tausend Mitternächte fährt;
Hier Wälder und dort Städte brennen,
Und die Unglaubigen bekennen,
Es sey ein GOTT, der sie verheert.

So hat Sie in durchweinten Jahren,
Die Stürme des Geschiks erfahren;
So tobte unversöhnt, der Tod:
So muste Sie im Alter sehen
Ihr Haus allmählig untergehen,
Dem nur der lezte Fall noch droht!

Du, Den die Himmel Schöpfer nennen!
Hast Du den Weltlauf ordnen können,
Wo ungerochne Thränen schreyn?
Teuschst Du, o Tugend, deine Weisen?
Doch, da Unglükliche Dich preisen,
Wie göttlich muß dein Wesen seyn!

Ja, o wie seelig, wie gelassen,
Wie himmlisch konnte Sie sich fassen!
Wie groß erschien Sie in dem Leid!
Auch selbst in Ihren trübsten Tagen,
In Fällen, wo auch Weise klagen,
Verdiente Sie der Kronen Neid.

Gedanken, die die Schwehrmut dachte!
Ihr Bilder, die mein Jammer machte!
Du mein vom Schmerz geborner Ton!
O werdt Gedanken, die erquicken,
Und Tön und Bilder, die entzücken,
Von Tugend und Religion!

Dringt durch die Tiefen dunkler Seelen,
Die Zweifel und Vernichtung quälen,
Die Wahn und Vorurtheil verstellt:
Die sich, gleich den Ephemeriden,
Zum Seyn nur einen Tag beschieden,
Zu ihrem Traum nur eine Welt!

Du, die Du uns den Heiland lehrtest,
Du, die Du Rochester bekehrtest,
Religion, begeistre mich!
Einst will ich Deine Siege singen;
Wird mir ein Lied von Dir gelingen:
So hören Seraphinen mich.

Euch, Seelge, die Ihr GOTT erkennet,
Und zitternd seinen Namen nennet,
Euch winkt der Göttliche, der Sohn!
Wie heilig lächeln Eure Blicke!
Welch eine Zukunft, welch eine Glücke
Gewährest Du, Religion!

So, wie wir von erhabnen Hügeln,
Die Last auf kleiner Lüfte Flügeln,
Die spielenden Atomen, sehn:
So sehn, umstrahlt von Deiner Klarheit,
Die Kenner Deiner ewgen Wahrheit,
Verächtlich Deine Spötter gehn.

Die Stunde, die den Jüngling schrecket,
Und seinen Wunsch im Greiß erwecket,
Sie stets in Zukunft fern zu sehn;
Wo hundert Jahre uns verschwinden,
Wie Flocken, hoch in Wirbelwinden,
Noch eh sie fallen, schon vergehn.

Die Stunde kam, wo Helden beben,
Wo sich ihr unerschroknes Leben
In einen Tod voll Angst verliehrt;
Der in der Grüfte dunkle Schranken
Sie, und die prächtigen Gedanken
Noch unvollendter Siege führt:

Die Stunde schlug; Ihr Herze hörte,
Ein Herz, das Hofnung schon verklärte,
Und allgemach verlosch Ihr Blik.
Ulrike, denke diese Stunde!
Ein Himmel floß aus Ihrem Munde;
Gewisheit sprach von Ihrem Glük.

Sie sturbe, wie der Wahrheit Zeugen,
Die selbst vor dem Tyrann nicht schweigen,
Dem, und dem Tod ihr Geist entflieht;
Sie, Die nun in den Ewigkeiten
Vollkommen, die Vollkommenheiten
In grössern Wesen neidlos sieht.

Wird Sie Sich auch nach uns noch sehnen?
Unsterbliche! werft Ihr noch Thränen
Ins Thal der Sterblichen herab?
Und denkt Sie noch, die heilge Seele,
Daß sich um Sie Ulrike quäle,
Die Sie der Vorsicht übergab?

Doch, wann Sie Dir noch Wünsche schenket,
Sie, Die nur Seeligkeit izt denket,
So wünscht Sie Ruh in Deine Brust.
Du zweifelst? ja! still Deine Zähren:
Sie ruft den Klagen, aufzuhören,
Und weinend stöhrst Du Ihre Lust.

Seh ich, mit göttlichem Erbarmen
Den Geist des Trostes Dich umarmen,
Und Seelenruh in Deinem Blik?
So kommt, nach schwehren Ungewittern,
In Lüfte, die vorm Sturm noch zittern,
Die Stille nach und nach zurük.

* * * *
* *
* *
*

Lob des Damons.

O, anmuhtsvoll und heilerfüllte Stunden,
Die ich mit Dir, mein Damon, zugebracht!
Wie seegensreich sind sie mir nicht verschwunden!
Ein Blik von Dir hat mich gedankenreich gemacht.
Dein Mund war voll von den erhabnen Lehren,
Die man im Innersten des Heiligthums verehrt,
Und die man nicht bei fühlungslosen Chören
In dem entweihten Vorhof hört.

Wie könnt ich mir ein höhres Schiksal wählen,
Da ich vom Trieb, der Seelen paart, entstekt,
Die reinste Lust, die Nahrung grosser Seelen,
Der Freundschaft Himmlisches geschmekt?
So, wie ein Lehrling thut,
Der an des Meisters Lippen hanget,
Und seines Geistes Kost verlanget,
Hieng ich an Deinem Mund, und fühlte jene Glut,
Die sich, je mehr man sie zu dämpfen sucht, vermehret,
Und die ein ewigs Oel der Ehrbegierde nähret.

O GOtt! o Zeit! o Welt! was hört ich nicht von euch?
Es schiene sich das Buch der Ewigkeiten
Vor meinen Augen auszubreiten;
Ich wurd entzükt bis in der Sterne Reich;
Mich riß dein unentweihter Sinn
Zur majestätischen, zur ernsten Gottheit hin.

Wie ehrfurchtsvoll lernt ich das Wesen grüssen,
Aus dessen Feuermeer viel tausend Sonnen fliessen.

Du kennst und fliehst den Ort, wo Baile sich verirrt,
Und hast Dich in den Kreis, wo Leibniz denkt, geschwungen,
Des Pöbels blinder Wahn, aus Deinem Sinn verdrungen,
Hat Dir den weisen Lauf der Welt noch nie verwirrt.
Du siehst bei hellerm Schein,
Des weiten Zeitlaufs Ordnung ein;
Die grosse Kette aller Dinge,
Die ohne Uebel nicht so schön zusammen hienge,
Beurtheilst Du aus der Unmöglichkeit,
Vollkommnerer Vollkommenheit. *

Dein göttlicher Geschmak an ewigen Gedichten,
Die strenge Kunst, mit Gründlichkeit zu richten,
Erhöhen Deinen Rang selbst in der Dichter Reich.
Wer thut es Dir im Reichthum an Geschichten,
An der Beredsamkeit, sie vorzutragen, gleich?
Wer spricht so gut, wie Du, mit fremden Zungen?
Nichts ist so schwehr, Dein Fleis hat durchgedrungen;
O, Freund, wie ist mir Dein Verdienst so wehrt!
Mich, der ich teutsche Milch gesogen,
Hast Du, in fremder Luft geboren und erzogen,
Noch Teutsch gelehrt.

* Was sahen wir vorher, eh ein Leibniz auftratte, und uns lehrte? Entweder eine Anfangs bessere Welt als diese, die auf eine, fast Zweifel erregende, Art, zerstöhret, verdorben, verschlimmert, verschändet worden; oder wir sahen mit Entsetzen zwei gleich ewige, gleich unabhängige Wesen; das eine gut; das andere bös. Nun sagt Leibniz, es müßte in dieser Welt Böses seyn, sonst wäre sie nicht die beste; aber dieses verwickelt uns wieder in grosse Schwürigkeiten; doch empfiehlet sich das Leibnizische System, so lange wir kein besseres haben,

O, solt ich einst die steilen Wege gehen,
Wo ich schon manche Spur von Flackus Schritt erblik,
Und brächte mich ein himmlisches Geschik
Auf die von ihm bestiegne Höhen!
O, solte mich die Huld der hohen Celimenen
Mit ewig grünem Schmuk geweihter Lorbern krönen:
Wie prächtig solte dann, Freund! ohne falschen Schein,
Mit Ihrem Ruhm zugleich Dein Lob verewigt seyn!

vorzüglich. Meine eigene Gedanken habe ich in meinen im Druk bekannt gemachten considerationibus metaphysicis entdecket.

Frühlings-Gedanken

an

T H I R S I S.

O, komme nur, komm, holder Lenz, gegangen!
Ich öfne Dir begierigst Aug und Brust.
Die Sehnsucht wallt, und eilt, Dich zu umfangen;
Dein Reich ist ja das stille Reich der Lust!
Die Allmacht leiht, nur daß sie uns ergetze,
Dir, holder Lenz! das Füllhorn ihrer Schätze.

Ja, komme nur! Verhaßter Nord entweiche!
Der Frühling kommt! die Zephyr gehn voran!
Der Widder herrscht, und seinem weiten Reiche
Sind Thäler, Wald und Hügel unterthan!
Die Frölichkeit hat ihren Thron erbauet,
Wohin mein Aug, gereizt von Wollust, schauet.

Ich höre schon der Vögel laute Chöre;
Ihr froher Schall lokt mich, ihm nachzugehn,
Und wekt mich auf, der weisen Gottheit Ehre,
Mit himmlischen Gesängen zu erhöhn.
Ich such das Thal, das von dem Lied erklungen,
Das ich von GOTT Climenen vorgesungen.

O, Thirsis komm, o komm auf unsre Hügel!
Bewundre hier des Welterschaffers Pracht!
Ein Gräsgen ist der grossen Allmacht Spiegel,
Und zeigt Dir GOTT so weis, als groß an Macht.
O höre mich den Heiligsten besingen!
Dein Beifall gibt mir Kraft, mich aufzuschwingen.

Der stille Grund, wo ich die Hitze meide,
Soll GOTT und Dir, o Freund! gewidmet seyn.
Die Wissenschaft nährt uns mit reinster Freude;
In unsern Zwek mengt sich kein Ehrgeiz ein.
Hier suchen wir der Weisheit nachzuspühren,
Und das Geschöpf soll uns zum Schöpfer führen!

Hier schauen wir in unbesorgter Stille
Dem Wollenvieh auf jener Trifte zu.
Mit unserm Loos begnügt sich unser Wille:
Was stöhret uns in der gesezten Ruh?
Die Vorsicht wacht, kein Vorwiz soll uns plagen,
Was künftig ist, durch Ziffern auszufragen.

Die Demut, die den Weisen unterscheidet,
Wann sich ein Thor um Rang und Gunst bemüht;
Die Ruhe, die den Zwist der Höfe meidet,
Und die Gefahr der Richterstühle flieht;
Die sollen oft, im frisch bethauten Grünen,
Uns zum Gespräch und ernsten Wünschen dienen.

Gesteift auf GOTT, fest, wie ein Felsen stehet,
Hat stets Dein Sinn, vom Aeußren nicht gerührt,
Den stolzen Zwek der Eitelkeit verschmähet,
Die stufenweiß zu höhern Aemtern führt.
Groß durch dich selbst, bist Du allein geblieben,
Wann sorgenvoll es viele hoch getrieben.

O, bleibe stets der Einsamkeit gewogen!
Sey Deinem Schluß und Deinem Wunsch getreu,
Die Weisheit, die Dich, Thirsis! selbst erzogen,
Will, daß ihr Sohn Ihr ewig dankbar sey.
Sie flieht den Lärm, und wohnt in stillen Gründen.
Auf! fleuch die Welt, nur dort wirst Du Sie finden.

Die
Gelassenheit.

Diese kleine Ode ist, wie die meisten der vorhergehenden, eine meiner ersten. Die Gelassenheit ist eine, vom Naturel mehr oder minder begünstigte, Fertigkeit, sich in grossen Fällen und Gelegenheiten aus wahren Gründen zu mässigen. In kleinen Vorfallenheiten mag es Gedult, oder Mässigung schlechtweg heissen. Unter die hier in Betrachtung kommenden Gelegenheiten rechne ich die Anlässe zu grossen Hofnungen, grossen Wünschen, grossen Absichten, Sorgen und Bekümmernissen. Ein Held bleibt ein Held, wenn er seinen Absichten schon Grenzen sezt. Die wahren Gründe, die ich hier fordere, beruhen auf einer höhern Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, und dieser Einsicht kan die Beziehung nicht entwischen, welche die Fälle dieses Lebens auf ein künftiges haben. Vertröstet man nicht Kinder, welchen man etwas versagt, damit, daß sie es haben solten, wenn sie groß würden? Und sie schweigen. Eine Lebhaftigkeit in dem übrigen Thun, und eine, auch zuweilen heftige, doch nöhtige, Verfolgung des Unrechts, die man einen reinen Zorn nennt, können mit einer im Grunde doch immer vorhandenen, zumal menschlichen, Gelassenheit wohl bestehen.

O D E.

Ihr Grillen weicht! Ihr ungebetne Gäste!
Verlasset meine Einsamkeit!
Flieht meiner Hütte Rauch, und suchet die Paläste!
Hier wohnet die Gelassenheit.

Hier such ich nicht ein Glük, das andre drücket,
Das Millionen seufzen macht.
Was mich beschäftigt, ist ein Saz, der mich entzücket,
Den Plato göttlich ausgedacht.

In stiller Nacht hör ich des Weisen Lehren,
Der mit der Götter Zunge spricht.
Tyrannen mögen sich mit Blut und Ehre nähren;
Mich aber quält der Ehrgeiz nicht.

Mir gilt es gleich, was auch der Pöbel schreiet,
Der stets das Thun der Weisen schilt.
Und heut vermeid ich das, was andre morgen reuet:
Die Lust, die uns mit Eckel füllt.

Nichts soll mir Dich, o wahre Ruh! entziehen,
O ewig unschäzbares Gut!
Wann andre zagheitsvoll vor Sturm und Wetter fliehen;
Stärkt die Gefahr nur meinen Mut.

Mich störet nicht der Feinde hönisch Lachen,
Wann mich ein Unfall überfällt:
Der Schöpfer wird um mich nicht Thoren weise machen;
Auch sie sind Bürger dieser Welt.

Wann mich die Gunst des falschen Glückes fliehet;
Erwart ich eine beßre Zeit,
Und meine Tage selbst zu kürzen nicht bemühet,
Ihr Ende mit Gelassenheit.

Bei jenem Bach, in den beliebten Fluren,
Wo ich auf manchen Reim gedacht;
Wo Flackus grosser Geist mich auf die heilge Spuren
Der höhern Denkungsart gebracht:

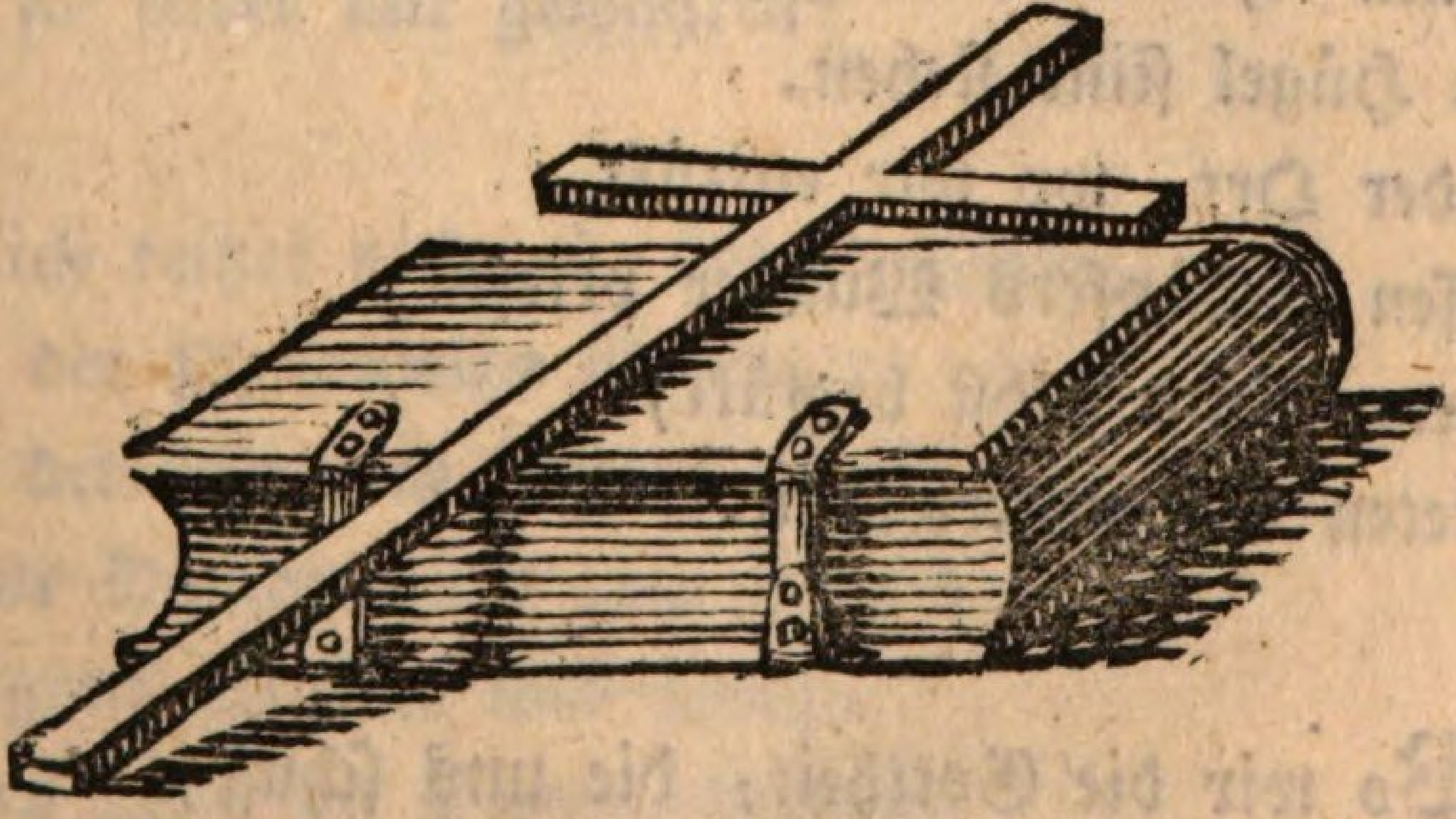
Dort

Dort will ich mich auf weichen Rasen setzen,
Und GOTT in der Natur erhöhn;
Dort soll mein Glük, kan es gleich Thoren nicht ergetzen,
Doch länger noch, als Sie, bestehn.

Ihr Grillen weicht, entfernet euch, ihr Sorgen!
Ein alles sehend Auge wacht;
Dem Vorwiz bleibet stets das künftige verborgen,
Versenkt im Abgrund tiefer Nacht.

Allwissender! Du flochtest meine Tage
In den Zusammenhang der Zeit,
Du sahest meine Lust, Du sahest meine Plage,
Im Grundriß aller Möglichkeit.

Dir opfre ich mit ehrfurchtvollem Zittern;
In Deinen Armen will ich ruhn,
Und, wann die Himmel auch noch so entsezlich wittern,
Auf Deine Hülfe trotzig thun.



Sehnsucht

nach

D A M O N.

Wie lange, Damon, soll ich Dich
Im Geist nur in den Armen haben?
Wie lange wilst Du Dich und mich
Mit unfruchtbarer Hofnung laben?
Wie lange, Damon, soll ich noch
Des Umgangs sanfte Lust vermissen?
Die Freundschaft trutzet endlich doch,
Den vorgeworfnen Hindernissen.

Er kömmt, mein Damon, ja! ich schau,
Ich schau Ihn mir zur Seiten gehen,
Und, wann ich meinen Augen trau,
An jenem Hügel stille stehen.
Dies ist der Ort, wo wir entzükt
Des grossen Schöpfers Wunder priesen,
Und in dem Elend selbst beglükt,
Uns trösteten und unterwiesen.

Wo wir die Gottheit, die uns schuff,
Mit einem heilgen Schauer ehrten;
Im Innern den geheimen Ruf,
Zur Tugend, Pflicht und Opfer hörten;

Wo uns in kühler Einsamkeit,
Die wir mit Kronen nicht vertauschten,
Ein Lied von der Zufriedenheit,
Die fallende Gewässer rauschten.

Wo unser Geist, mit sich vergnügt,
Sich über Gram und Wünsche schwunge,
Und dem, Der alles weislich fügt,
Ein unverschmähtes Danklied sunge;
Wo uns der Menschen Thun so klein,
Als groß des Schöpfers Werke schienen.
O, welch ein Eifer nahm uns ein,
Dem Herrn der Könige zu dienen!

Wie aber, Damon, trügst Du mich?
Ists Phantasie, die mich entzücket?
Ists nicht mein Aug, o Freund! das Dich,
Das Dich und seine Lust erblicket?
O Damon! würket dies Dein Bild;
Kan dies die Phantasie gebähren?
Mit welcher Lust werd ich erfüllt,
Wirst Du sie selber mir gewähren?

Mich reitzet nicht ein kühler Wald,
Auch nicht der Philomelen Scherzen:
Ihr Ton, der von dem Gatten schallt,
Dringt ohne Damon nicht zum Herzen.
Umsonst ergreif ich Kiel und Buch;
Denn beides heißt an Damon denken.
O, Damon! eile, Dein Besuch
Kan mir die Ruhe wieder schenken.

O, eile! sieh mit ofnem Arm
Erwart ich Dich mit jedem Morgen!
Aus Furcht vor Dir, flieht schon der Schwarm
Der uns so sehr verhaßten Sorgen.
O, Damon! komm, es zeiget sich
Der frohe Lenz mit seinen Schätzen:
Sein jugendlicher Pracht soll Dich,
Mich, Du und Dein Gespräch ergetzen.

Zufällige
Gedanken.

Wo bist du, mein gelaßnes Denken,
Das oft so manchen Gram verhöhnt,
Und an der Vorsicht stilles Lenken
Mein immer wünschend Herz gewöhnt?

Wo seyd ihr, ach! zu kurze Stunden,
Da ich in weiser Einsamkeit
Die Ruhe des Gemüts gefunden,
Die mir der Lerm zu rauben dräut?

Des Lebens träumerischer Morgen
Ist schon dahin; der Abend droht:
Sein Vorbot ist ein Schwarm von Sorgen;
Der Mühe Lohn, ein früher Tod.

Wie sanft, wie ruhig schlug mein Herze,
Eh es der Grossen Huld gekannt!
Doch nur getrost; es herrscht im Schmerze,
Wie in der Lust, der Unbestand!

Ja, ja ich hoff, ihr stillen Gründe
Seyd meines Glückes Aufenthalt!
Wer weiß, wann ich euch wieder finde,
Ob nicht ein froher Lied erschallt?

Die
Gewissens = Ruhe.

Warum ahnet es Tugendhaften, und Lasterhaften von Unglük?
„ Die Dolche, welche ihn zu morden,
„ Von Ewigkeit geschliffen worden. „

Sah Cäsars Gemahlin im ängstlichen Traume. Solten wir keine Ahnung von einem künftigen Leben haben? Allerdings, und ganz wahrhaftig haben wir solche. Diese Ahnung eines künftigen Lebens ist der Grund des Gewissens, in wie ferne es in uns, einem Triebe gleich, noch auf eine dunkle Art würket, und ein gutes Gewissen ist ein Freibrief, der uns in jener Welt sicher, und unaufgehalten fortbringt.

An
D A M O N.

Du, der Du GOTT noch nie vollkommener erblikt,
Als wann Dir seine Hand ein Leiden zugeschikt:
Dich, Damon! red ich an, der das, was izt geschiehet,
Wie, was die Vorwelt sah, gleich unbeweget siehet.

Was war es, wann kein Fall Dir unerträglich schien?
Unschuldig traf er Dich, gelassen trugst Du ihn.
Wie seelig lebt, wer sich, wie Du, der Tugend weihet,
Weil ihm kein Herzensschlag des Bösen Strafe dräuet!

Flieht, wo im starren Feld nie eine laue Luft
Der Aeste Laub durchstrich; wo dicker Nebel Duft,
Wie eine schwarze Nacht die öde Gegend decket,
Und manches Eisgebürg den fernen Schiffer schrecket.

Flieht, wo, wann einst im Rauch der Erden Rund
vergeht,
Der unlöschbare Brand vielleicht zuerst entsteht;
Wo sich ein siedend Meer aus seinem Abgrund hebet,
Und über unserm Haupt der Sonnenwirbel schwebet.

Umsonst, Betrogene!* wer ist sich noch entflohn!
Der Saiten sanften Klang, der Trommeln rauhen Ton,
Ersann umsonst der Wiz, den Kummer zu versüssen,
Und uns beruhigt nur ein freudiges Gewissen.

Beherrschet Erd und Meer; wünscht und genießt zu-
gleich!
Elende glükliche! was bleibet endlich euch,
Wann einst, so schnell, als sich ein leicht Gewölk verziehet,
Das prächtge Schattenwerk vor euren Augen fliehet?

Doch der, o Freund! wen nie ein Laster hebt noch
stürzt;
Wem die Gewissensruh auch rauhe Wurzeln würzt;
Der, dessen Herz, wann sich sein Puls schon schwächer reget,
Der nahen Ewigkeit getrost entgegen schläget.

Was fehlet dessen Glük? o daß ein flüchtigs Gut
Noch sterbliche bethört, daß noch so manches Blut,
So manche Zähre fließt; so manche Segel rauschen,
Um die Zufriedenheit für Wünsche zu vertauschen!

* - - - - Patriæ quis exul
Se quoque fugit?
HORATIUS.

O Ruhe, die allein der Lohn der Tugend ist!
O Ruhe, deren Wehrt ein Weiser nur ermißt!
Zum Vorschmak jenes Glüks vom Himmel uns gegeben,
Verdient nicht dein Besiz ein unbeflektes Leben? *

* Ohne Gewissensruhe ist keine Glükseeligkeit; aber in der Gewissensruhe besteht sie auch nicht allein. Die Gewissensruhe ist also nur ein Vorschmak von jener Glükseeligkeit. Ein Unschuldiger, der unter einen Hauffen Missethäter geräth, und aus Mißverstand mit fortgeführet wird, erduldet seiner Unschuld ungeachtet eben das Ungemach.

An

Damon.

SENECA *in Hercule furente* v. 611.

\- - - - - - - Quæ fuit durum pati,
Meminisse dulce est.

Nein, klagen will ich nicht! Es sorgt des Himmels Güte
Für alles das, was mir gebricht.
Erheben will ich izt mein dankbares Gemüte,
Voll Hofnung will ich seyn; und klagen will ich nicht!

Wer weiß, ob mir ein Glük, das ich izt thöricht wähle,
Nicht einst selbst unter Dornen blüht,
Und ob nicht jenen Zwek, den ich anizt verfehle,
Vielleicht ein andrer Wunsch dereinst erreichet sieht?

Die Zukunft sucht mein Geist sich troſtreich vorzustellen,
Nach schön erstandener Gefahr.
Die Vorsicht wacht für mich, und in den grösten Fällen,
Wann Geist und Mut schon sinkt, reicht sie die Hände dar.

Nein, der verdienet nicht, daß ihn ein Trost erquicke,
Wer sich im Unfall hülflos glaubt.
Und ihr, ihr Weichlinge! o, was ist euer Glücke,
Das Kummer nie gewürzt und euch Gewohnheit raubt?

Wie gerne will ich nicht ein Gut verlohren haben,
Dem der Genuß annoch gebrach!
Lehrt mich nur der Verlust den ächten Wehrt der Gaben,
So ist mein Unfall nicht ein wahres Ungemach.

O, Damon! wie vergnügt kanst Du die Stunden zählen,
Die Du oft sorgvoll zugebracht?
O Freund! o, könnt ich heut Dein widrigs Schiksal wählen!
Kein Unfall ist so klein, der dich nicht weiser macht.

Trost = Gedanken.

Ja, billig preiset Deine Güte,
O Wesen voller Huld!
Mein aufgeheitertes Gemüte,
In hoffender Geduld!

Ich weiß, Du stillst einst meine Klagen;
Und kan von jenen Höhn,
Will mich der Kummer niederschlagen,
Des Trostes Ankunft sehn.

Dein Aug, in dem das All sich mahlet,
Wirft seinen heitern Blik,
Der alle Sonnen überstrahlet,
Auch auf mich Staub zurük.

Du kennst mein Herz, das mir verborgen;
Wie lang währt meine Nacht?
Wann schau ich Deiner Gnade Morgen,
Vom Sündenschlaf erwacht?

Doch, HERR! ich traue Deinen Worten:
Ich soll einst glüklich seyn.
Leid ich hier Sturm: so nimmst Du dorten
Mich in den Hafen ein!

Die
Zukunft.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist man bei der Betrachtung der Sterne erst auf den Begriff einer grossen Zukunft verfallen, in wie ferne sich nehmlich diese Vorstellung schon in den ältesten Zeiten allgemein verbreitet hat. Die Betrachtung des Himmelslaufs mußte, bei hinzukommenden andern Anlässen, dahin leiten, und die Sternseher mußten zugleich auch unterm Volke das größte Ansehen haben, obgleich einzelne Menschen hier und dort, zu jeder Zeit, auch wohl Völker, aus andern Gründen darauf verfallen seyn konten. So gar die Americaner haben eine, sie besonders betreffende, grosse Zukunft geglaubt, und die ersten Europäer als Götter angesehen, die sie schon lange erwartet hatten. In den Staaten des Motezuma war alles schon in Erwartung grosser Dinge, als Cortez ankame, der Verwüster des alten Mexicanischen Reichs. Es ist auch kein Wunder, da eine kleine Einsicht in den Zusammenhang der Dinge fast hinreicht, bald zu finden, daß dieser Knote endlich einmal entweder gelöset, oder zerhauen werden müsse. Es ist aber der Knote einer Schlange, in so viel Stücke man sie zertheilt, in so viel Stücken lebt sie noch.

Hier, wo mich nichts im ernsten Denken stöhrt,
Wo sich mein Geist durch ferne Wolken schwinget,
Und dem, Den die Natur mit tausend Opfern ehrt,
In unbehorchter Andacht singet:

Hier sinn ich oft in mitternächtger Stille,
Bei lauer Weste sanftem Wehn,
Dem Schiksal nach; dem Schiksal, dessen Wille
Die Dinge lenket, die geschehn.

Dem Schiksal, das auch mich einst hiesse wirklich seyn,
Durch dessen Schluß ich dich, o holdes Licht! erblikte;
Dich, dessen mich noch ungewohnter Schein
Mich mehr erschrekte, als entzükte!

Wie einer, welcher sich durch zauberische Macht
Versenkt in tiefem Schlaf; vergangener Begriffe,
Auf einmal ganz beraubt, bestürzt in einem Schiffe
Auf dir, o Weltmeer! sieht, durch einen Sturm erwacht:

So wurd auch ich, nach lang durchträumten Ewigkeiten,
Urplözlich mir bewust, und sah erstaunensvoll
Mich in der Wesen Zahl, mich in dem Lauf der Zeiten,
Den ich vollenden und auch überdauren soll.

Hast Du, o Heiligster! wo Deine Serafim
Ein majestätisch Lied den Himmeln vorgesungen,
Mein erstes Ach gehört? ist die gebrochne Stimm
Des neuen Wesen auch zu Deinem Ohr gedrungen?

Gleich unreif zum Begrif des Lasters, wie der Tugend
Umflatterten der Unschuld Scherze mich.
Allmählig zeigte sich der volle Tag der Jugend;
Der Kindheit Morgenröhte wich.

Kaum reiffet die Vernunft, und kaum forsch ich nach Gründen:
So scheint mein Leben mir ein denkendes Empfinden.
Wie trenn ich meinen Geist von meinem Nervenbau? *
Des Schreckens Todtenfrost durchläuft die starren Glieder;
Mich deucht, umbreitet mich des Schlummers sanft Gefieder,
Als ob ich Aermster schon mein traurigs Ende schau.

* Die genaue Vereinigung des Leibes und der Seele giebt den Materialisten Gründe an die Hand, die ich aber in meinem Versuche über die Seele hoffe hinlänglich widerlegt zu haben.

Du, Schiksal, kürztest längst unzählbarn Legionen,
Noch eh ich war, den leichten Faden ab;
Wie vielen, die noch heut dies Rund mit mir bewohnen,
Entdekt vielleicht der Morgenstern ihr Grab! *

Kein Wiz erkläret mir der Seuchen wechselnd Wandern,
Ein heut gesundes Volk erbt vom entfernten andern
Ein Gift, das Meer und Luft durchstreicht.
Hier stürzet ohne Reu der Tod verachte Pflüge,
Wann dort, zu früh entführt der träumerischen Wiege,
Jn mütterlichem Schoos ein Königskind erbleicht.

Und ich, ich schmeichle mir im schnellen Strohm der Zeiten
Allein dem Schiffbruch zu entgehn?
O, nein! mein Körper scheint aus so viel Sterblichkeiten
Als theilbarn Theilen, zu bestehn.

Vergebens wacht vielleicht beim Schimmer heitrer Sterne
Mein lehrbegierigs Aug, und forscht dem Weltlauf nach;
Vergebens ist vielleicht so manches Ungemach,
Und daß ich es gelassen tragen lerne.

Wer weiß, ob nicht mein Fuß noch heut
Am schlüpfrigen Gestad der Ewigkeiten gleitet,
Wo seitwärts sich das Reich der Möglichkeit
Jn das Unendliche verbreitet?

* Es muß einem ein Graussen ankommen, wenn man zurük denkt, welch eine unzählbare Menge Menschen schon von dieser Bühne abgetretten ist, und wie viele Tausende in dem Augenblicke noch abtretten, da dieses gelesen und geschrieben wird. Darf man weiter nachdenken, oder müssen wir stille stehen? Sind nicht unzählbare Geister zurük, die unsern Erdball, so zu sagen, nichts angehen?

Was wird alsdann von mir noch übrig seyn?
Ich, der ich endlich bin, ich soll unendlich bleiben?
Mein Geist soll dauren, und allein
Die Hälfte meines Ichs zerstäuben?

Doch, ach! gelingt mirs auch, mich halb zu überleben,
Und mich durch Moder, Staub und Gruft
Zu der beglükten Oberluft,
Zum Siz Unsterblicher, siegprangend zu erheben?

Werd ich alsdann auch ohne Sinnen denken? *
Wie? oder wird, von ungleich prächtgerm Schein,
Ein neuer Körper mich umschränken,
Und meinem Geiste gleich, unsterblich seyn?

Wie? oder wird mein Ich manch andrer Tod noch theilen,
Und so mein Geist von Welt zu Welt,
Bis er den ernsten Zwek der grossen Ruh erhält,
In wandelbaren Körpern eilen?

Und werden sich alsdann, im Wechsel neuer Zeiten,
So oft als meinen Geist ein neuer Leib umkleidt,
Die Nächte der Unwissenheit
Auf die vergangenen Begriffe breiten? **

Und hat vielleicht mein Geist
Den Körper, der ihn izt, wer weiß? wie lang, umschleust,
Von Lethens Schlummertrank berauschet,
Bestimmt zu ewger Sterblichkeit,
Am Ufer der Vergessenheit,
Bereits mit tausenden vertauschet?

* Das Denken ohne Sinnen ist so möglich, als vielmehr gewiß.

** Kaum daß wir uns umzusehen anfangen, wissen wir schon nicht

Du, Alleswissender! doch, Du allein nur bists,
Nur Deiner Gottheit Vorrecht ists,
Mit untrügbarem Blik, was künftig soll geschehen,
Im Undurchdringlichen zu sehen! *

Rühmt nicht, Verwegene! den zweiflenden Verstand,
Der in der ungemeßnen Ferne,
Durch unzählbar bewohnte Sterne,
Sich eine neue Bahn erfand;

Der, wo die lezte Sonn in ihrem Wirbel schwebet,
Da, wo des Weltbaus Pfeiler stehn,
Jenseits des Unermeßlichen,
Mit schnellem Fluge sich erhebet.

Es zieht vor dir, o Zukunft, sich sein Blik,
Weil dich noch nie das Morgenlicht begrüsset,
Und dich das Meer der Finsternis umfliesset,
Erschrocken und beschämt zurük! Euch

mehr, woher wir gekommen sind. Was dachten wir in Mutterleibe? Wir waren aber doch darinnen mit Leib und Seele.

* Wir schwache Menschen dürfen uns freilich in Absicht auf das Künftige nicht viel rühmen. Es giebt ein Künftiges, das von Gott allein abhängt, und sein Vorrecht ist; ein Künftiges, das in der Einrichtung der Welt schon wie gegenwärtig ist; ein ganz zufällig Künftiges, das seinem Wesen nach zufällig ist; aber nicht, wie ein blindes Ungefähr, d. i. wie eine Würkung ohne Ursache; es ändert auch die zufällige Beschaffenheit dieses Künftigen in der Identität der Welt nicht das mindeste; in Gott geht auch noch weniger dadurch die mindeste Veränderung vor; sondern es bleibt alles in Gott gleich ewig gegenwärtig; Er coexistirt nur den auf einander folgenden Dingen; aber selbst unbewegt und unverändert. Wenn man sich Gott aber als einen voraus sehenden Menschen vorstellet: so kommt man freilich nicht aus der Sache. Die Ewigkeit, in welcher Gott ohne Folge fortdauret, und eine absolute Newtonische

Euch, Tieffen, kan kein sterblichs Aug durchdringen;
Wie? will der denkende, kaum heut entstandne Staub,
Der Zeiten Spiel, des Zufalls Raub,
Sich auch durch diese Nächte schwingen?

Zu thöricht stolz sind wir für unsre Schranken,
Selbst die erhabensten Neutonischen Gedanken,
Die übers Ziel der Menschheit gehn,
Erzittern izt vielleicht vorm Urtheil größrer Meister,
So sehr als die erschroknen Geister,
Die, als ein starker Ruf den Leibern sie entriß,
Der Straffe ungewiß,
Des Richters Spruch entgegen sehn.

Wir, tief-versenktes Volk, erkennen kaum
Den kleinsten Theil vom ungeheuren Raum,
Und unsre Wissenschaft mißt sich nach unsrer Erde.
Wer weiß, was künftig noch, wo sich das All verliehrt,
Geschwängert von dem Wort: Es werde!
Des fruchtbarn Chaos Schoos gebiehrt?

Die Geister von dem höchsten Orden
Erstaunen so, wie wir, vorm Meer der Künftigkeit,
Nur Tropfen der Allwissenheit
Sind ihnen mitgetheilet worden.

Doch, dreimal göttlichs Eins! in Deinem Allmacht-schuz,
Biet ich dem Schreckenreich entlegner Zukunft Truz!

Zeit ist gleich viel; sie ist dort ein unbewegter unendlicher Strohm; uns aber fließt er: denn wir bewegen uns.

Ein Trost von Deiner Höh eilt schon mich zu entzücken,
Der holde Trost: Daß Du allgegenwärtig bist,
Daß Welten schaffen, und mich ewig zu beglücken,
Dort, mehr der Allmacht Werk; hier, mehr der Liebe ist.

Kein banger Zweifel soll mich mehr bekümmern;
Ich hoffe noch der Welten Trümmern,
Und neuer Sonnen Glanz zu sehn.
Ja, HERR! es ist mein Geist zu prächtig;
Dein Herz zu groß; Dein Arm zu mächtig:
Du lässest ihn nicht untergehn.

Du, grosser Bayle! giengst vorm grössern Leibniz her; *
Der keinem wich; Du, Newton! bist nicht mehr,
Und um Euch werden einst noch grössre Schüler trauren;
Ihr aber werdet dort die Ewigkeit durchdauren;
Und seht nunmehr, da wir durch dicke Nebel sehn,
In vollem Licht die Pracht des Unaussprechlichen,
Und, in der Tieffe ganz verlohren,
Den Irrstern unter Euch, der Euch gebohren.

* Leibniz ist wenigstens der Schöpfer eines Systems, welches, wenn man aus des sceptischen Bayle zerstreuten Zweifeln und Gedanken ein System heraus grübeln wolte, den Vorzug behaupten würde. Beim Newton schiene die Metaphysik, einem Geschäfte gleich gewesen zu seyn, welchem man vollkommen gewachsen ist, es aber anderer Geschäfte wegen nicht übernimmt, oder zurük sezt. Er hat aber gewiß mehr gedacht, als er geschrieben hat, und wäre er mit Leibnizen nicht in den berühmten Streit gerahten: so würden wir noch weniger von seiner Philosophie wissen. Er hat indessen wohl funfzehen Jahre länger, als Leibniz, gelebt.

* * * * * *

An die

Durchleuchtigste

C L I M E N E,

als SIE von dem Verfasser

eine

Abschilderung der Großmut

verlangte.

Ich soll der Grosmut Bildnis zeigen,
Und soll von Dir, CLIMENE! schweigen?
Umsonst; ein kennend Aug siehts für Dein eignes an;
Weil, standhaft in den grösten Fällen,
Sich Deine Seele nicht verstellen,
Noch Ihren Ursprung läugnen kan.

Gedanken
bei einer
gewissen Begebenheit.

Der Verfasser war noch sehr jung, wie er dieses, und andere Gedichte, gleichen Inhalts, machte. Seine Erfahrungen haben sich indessen ansehnlich vermehret, und er ist überzeugt, daß man so denken müsse, wie er damals gedacht hat.

Sur les aîles du tems la Tristesse s'envole.

LA FONTAINE.

Ja! endlich ruht einmal des Meeres wilde Wut,
Und endlich muß sich auch der Sturm der Sinnen legen.
Voll Trost, voll Zuversicht, voll Hofnung und voll Mut,
Seh ich schon meinem Glük und meiner Ruh entgegen.
O, welch ein Hofnungsstral erheitert mein Gemüt?
Soll Neid und Eifersucht mich einst belohnet sehen?
Ists möglich? Kan und soll und wird es noch geschehen,
Daß mein gekränkter Geist sich einst beruhigt sieht?

Die Vorsicht prüft vielleicht den ungebeugten Sinn?
Wer weiß, soll mir nicht einst noch mancher Zwek gelingen?
Wer weiß, ob ich von ihr nicht erst versehen bin,
Durch eine lange Reih von Fällen mich zu dringen?
Wann endlich lang versucht, und durch Erfahrung reif,
Den nunmehr klügern Geist kein falscher Schein mehr trüget,
Wie groß ist nicht die Lust, die mich alsdann vergnüget,
Wann ich nun kummerfrei des Leidens Zwek begreif?

Was ist denn endlich auch das Leiden einer Welt?
Wo eine Vorsicht wacht, kan da ein Weiser klagen?
Wan ihm schon hier das Loos nicht, wie Ers wünschet, fällt;
Was ist denn endlich auch ein Glük von kurzen Tagen?
Wie eilt, wie fleucht die Zeit! mit jedem Pulsschlag läuft
Die Uhr des Lebens ab; uns stürzt in frühe Grüfte
Die Wollust, wie der Gram; ein Anhauch böser Lüfte
Vergiftet Blüt und Frucht, noch ehe sie gereift!

So, wie ein jäher Strohm, der von Gebürgen schießt,
Wann sein vollendter Lauf ihn an das Weltmeer führet,
So schreklich sein Geräusch noch heut den Ohren ist,
In Tropfen ohne Zahl sich theilet und verliehret:
So klein, so unsichtbar wird die vergangne Pein;
Die Noht, vor welcher hier ein ganzes Volk erzittert;
Der Martern ganzes Heer; was hier die Welt erschüttert;
In einem Meer voll Lust erlößten Geistern seyn.

Abend - Gedanken.

Die Hälfte meiner kurzen Tage
Verschläft mein Geist, verträumt die Phantasie,
Und ungleich eingetheilt in mindre Lust als Plage,
Verschwinden sie.

Wie lang seh ich den Trunkenheiten
Von Wahn und Glük berauschter Höfe zu?
Wann werden sich auf mich einst deine Schwingen breiten,
O güldne Ruh?

Heut nimmt der jugendlichen Scherze
Zufriednes Chor mich singend in den Reihn,
Der Morgen kommt, und mein mit ihm erwachend Herze
Fühlt Reu und Pein.

Das künftige bleibt uns verborgen;
Der Wechsel nur ist Sterblichen bewust.
Oft unterbricht der Tod die Träume unsrer Sorgen,
Oft unsrer Lust.

Teuscht, Dunkelheiten, meinen Kummer,
Teuscht meinen Geist, der, ihn zu nähren, wacht!
Umschattet mich! und Du, komm tröstend, sanfter Schlummer
Thauender Nacht!

* * *

Das
Glük der Gottlosen,
nach Anleitung des 73 Psalms.

Ists denn umsonst, daß ich in Unschuld lebe;
Umsonst, daß ich Beleidigern vergebe;
Umsonst, daß ich, will mich die Last ermüden,
Sie trag im Frieden?

Der Böse lacht; es steht sein trozend Glücke
Auf sichrem Grund gelungner Lasterstücke,
Für ihn verschwendt, umlorbeert seine Jugend
Der Lohn der Tugend.

Verwegenheit, die seine Schritte leitet,
Geht vor ihm her; stolz, daß er niemals gleitet,
Scheut er kein Eis, und wagts, auf steilen Höhen
Schlüpfrig zu gehen.

Er ist, o HERR! der Liebling Deiner Güte,
Und sie mißkennt sein undankbar Gemüte;
Sein Hochmut glaubt, die milden Gnadengaben
Verdient zu haben:

Indessen, da Dein Knecht nach den Gesetzen
Unsträflich lebt; aus Furcht, sie zu verletzen,
Ins öde flieht; verborgne Opfer schlachtet,
Die er verachtet.

Und dannoch stürzt Dein ausgegoßner Seegen
Auf ihn herab, gleich einem Abendregen,
Der Felder nezt; den Durst der Aehren stillet;
Die Trauben füllet.

Und doch blüht er, wie von Aurorens Zähren
Betreuffelt sich erwachte Rosen nähren,
Und lieblicher als dann in lauen Lüften
Balsame düften.

Je mehr ich forsch; je tieffer wird mein Kummer;
Umsonst vergißt der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den strauchlenden Gedanken
Bestimmst Du Schranken.

Dumm, wie ein Thier, muß ich vor Dir mich biegen,
Du schriebst, o HERR! Dein unbegreiflichs Fügen,
Mit feurigen, doch mir unlesbarn Lettern
Auf ewgen Blättern.

Allein, Du sendst von Deinem heilgen Lichte
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erstaunt seh ich behende
Der Bösen Ende.

Wie, wann das Eis auf hohen Bergen schmelzet,
Ein Frühlingsstrom sich schwehr herunter wälzet,
Und fallend braußt, doch endlich trokne Spuren
Verläßt den Fluren.

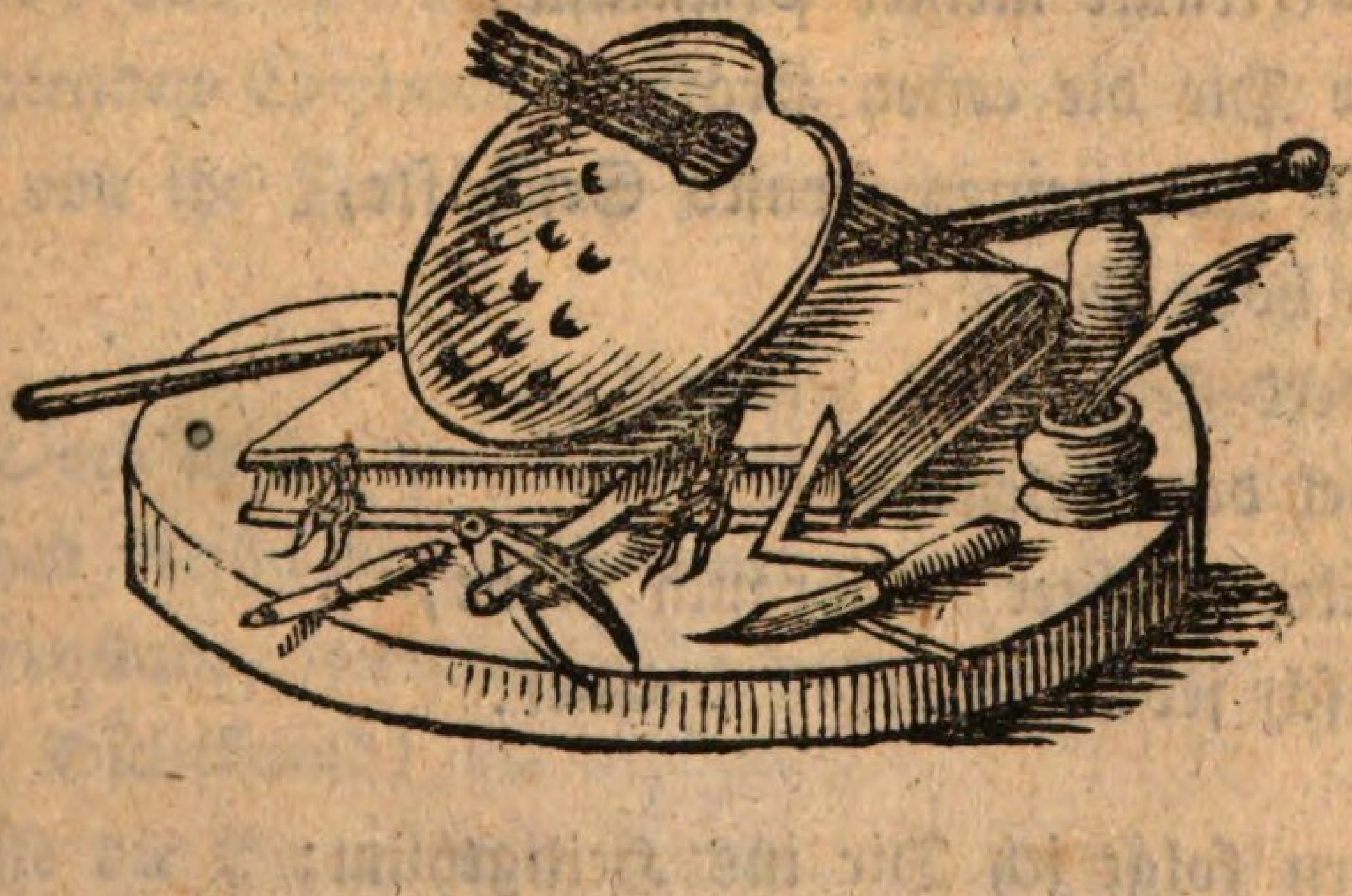
So sinken sie; so stürzen sie hernieder;
So singen sie, noch fallend, Trauerlieder;
So wirst Du sie, bis auf ihr Angedenken,
Ins Nichts versenken!

Und dann wird Dich erst der Gerechte kennen;
Dann wird er Dich erst heilig, heilig nennen;
Dann lösest Du von Deiner Schlüsse Riegel
Das feste Siegel.

Dann schwingt sein Geist sein zitterndes Gefieder,
Und legt vor Dir die Lobgesänge nieder,
Und dann stimmt er mit in die höhre Töne
Der Himmelssöhne.

Und dann wirst Du, umglänzt von eignem Lichte,
Mit göttlichem, huldreichem Angesichte
Auf ihn, auf Ihn, als den Geliebten, blicken,
Und ihn erquicken.

Und dann geht er in den gewölbten Fernen
Mit Pracht einher; steht zwischen Morgensternen
Anbetend still, sein majestätisch Funkeln
Wird sie verdunkeln.



An die
Dichtkunst.

Von der Gabe zu dichten kan ein mannigfaltiger Gebrauch gemacht werden, und ein Weiser verliehret von seiner Würde nichts, wenn er sich auch zu erlaubten Nebendingen herabläßt. Ich glaube aber das Wesen der wahren Dichtkunst darinnen zu finden, daß solche uns auf die abgekürzteste Art die Welt von der Seite vorstellbar macht, wo am ersten in uns grosse Gesinnungen und erhabene Gedanken erwecket werden können. Silbenmaas und selbst der Reim sind dazu beförderlich. In der Schule der Natur werden wir ganz anders unterrichtet, als in unsern Schulen. In der Natur selbst hängt alles ohne Sprung zusammen; aber die unterrichtende Natur überspringt in ihrem Vortrage, um mich so auszudrücken, vieles, um uns weiter fortzuhelfen. Noch ehe Städte und Schlösser waren, hatte die Natur sie schon auf Steinen gezeichnet. Wälder, Felsen und selbst Organen, als förmlich gebildete Augen, malet sie uns vor. Dichtet sie also nicht selbst? Die von der Natur selbst gemachten Auszüge ihrer Werke verdienten eine grössere Aufmerksamkeit. Wie aber ein wahrer Dichter die Natur nachahme, ist hier der Ort nicht, weiter auszuführen.

Vertraute meiner Phantasie,
Ich weihte Dir die ersten Kräfte;
Noch theilst Du meines Ernsts Geschäfte,
O göttlich hohe Poesie!
Wann unterdessen, reich belohnet,
Im Tempel der Gelegenheit
Manch feiler Dichter Weihrauch streut,
Und sclavisch jedem Glükfall frohnet.

Fern folgt ich Dir ins Heiligthum;
Hier hüllte sich in tieffe Stille
Des Heiligsten verborgner Wille;
Hier überdachtst Du seinen Ruhm.

Hier sahst Du göttliche Gedanken,
Und prächtge Hymnen um Ihn her,
Wie sie, von seinem Lobe schwehr,
Um Seinen Thron erbebend wanken.

Hier hörtest Du die Geisterschaar
Auf Sterblichen verbotnen Leyern,
Den tausendjährgen Jubel feyern,
Seit dem die tiefe Nacht gebahr.
Hier sahest Du der Andacht Funken,
Von welchen David einst entstekt,
Und Assafs hoher Geist erwekt,
In die Entzückungen versunken.

Fern sahst Du die unheilge Brut,
Bei fauler Aschen dunklem Glimmen,
Die feuchte Saiten frostig stimmen,
In der gedankenlosen Wut.
Nie ward Dein keusches Ohr ergetzet
Vom Lied, das ihre Lüsternheit
Den buhlenden Corinnen weiht,
Und nie von ihr Dein Ernst geschätzet!

Doch mich, der Deine Heiligkeit,
Im frechen Reihn der Lastersöhne,
Durch frevelnde, verwegne Töne,
Erhabne Dichtkunst! nie entweiht;
Mich lasse die Begeistrung fühlen,
Die einst im majestätschen Flug,
Den heilgen Dichter Zions trug,
Und jenen Schwarm im Schlamme wühlen!

Und tröst, und komm, wann ich mich schau
Umwacht von schlummerlosen Sorgen;
Komm heitrer, als ein Frühlingsmorgen,
Erquickender, als wie sein Thau.
Und wirst Du meinen Gram bezwingen:
So sprich auch mir im Thal der Ruh,
Holdseelige Gespielin! zu,
Und hilf mir selbst, Dich zu besingen!

Die Tugend.

Ein künftiges Leben müssen wir voraussetzen; ohne dieses wäre die Tugend eine zweideutige Braut ohne Bräutigam. Die wundervolle Uebereinstimmung so unendlich mannigfaltiger Dinge dieser Welt, und ihrer Beziehungen auf jene, ist die grosse Wahrheit, deren Stimme in einem einsamen, unschuldigen Herzen in einem sanften Silberton klingt; bald aber auch aus rauherem Erzte den grossen Hauffen erschrekt. Eine so denkende Seele gelangt nach und nach wieder zu ihrer wahren Freiheit, wo sie nur das vollkommene wählt, und in diesem Freiheitsstande sehe ich die Tugend. Aus dem Begriffe von einem reinen Geiste aber leitet sich das Vollkommene von selbst ab. Warum prält der Mensch mit seiner Vernunft vor dem Hirsche, den er todt jagt? Er will vollkommener seyn, als er.

Singt, Söhne kummerloser Jugend,
Von Lieb und Wein!
Mein Lied soll Deinem Lob, o Tugend,
Geheiligt seyn!

Es gleicht Dein Ernst dem prächtgen Blitze,
Der uns ergezt;
Doch, strafend auch des Lasters Sitze
In Flammen sezt.

Den Schwarm der Lüste, die Dich fliehen,
Herbergt die Nacht:
Wo tausend Morgenröhten glühen,
Stralt Deine Pracht,

Die Wahrheit riß sich von dem Lärmen
Des Pöbels los,
Und nahm mit schwesterlichen Aermen
Dich in den Schoos.

Sie folgte Dir, fern vom Gedränge,
Ins Holz der Ruh:
Mit Dir erschien sie bei der Menge,
Doch ernst, wie Du.

Die Unsthuld, die vom Stolz und Neide
Verachtet stund,
Sah hold sich um, erblikt Euch beide,
Und trat in Bund.

An den
Schlaf.

Die Vögel ruhn auf selbst gewählten Bäumen,
Und Sicherheit dekt ihre Nester zu;
Die Ehrsucht schläft, und Geiz und Lüste träumen:
Und mich allein, mich fliehst Du noch, o Ruh!

Die Träume fliehn; die Sterne gehen unter;
Ich seh sie fliehn! ich seh sie untergehn!
Und meinen Gram soll selbst die Nacht noch munter,
Und ihn soll noch Aurora wachen sehn?

Doch, nein! Du wachst, o Aug! dem nichts verborgen,
Du wachst für mich, daß ich sanft ruhen kan:
Stört, Stürme, nicht den Schlummer meiner Sorgen!
Brich, holder Tag, eh sie erwachen, an!

Der Neid.

Eine Traurigkeit über eines andern Glük hat nicht allemal den Neid zum Grunde, und ist oft nur aus Betrachtungen entstanden, die wir, über uns selbst anzustellen, dadurch veranlaßt worden. Es liegt in der Natur eines jeden endlichen Geistes, daß derselbe sich mit dem Vollkommnern zu vereinigen sucht, und das ist die wahrhaftig reine Liebe. Gleiche sehen aber unter Gleichen auch die Gleichheit natürlich ungerne aufgehoben. Aus jenem Vereinigungstriebe kan ein Neid und Haß entspringen; aus der aufgehobenen Gleichheit aber entspringet eine andere Leidenschaft, nehmlich eine Art von Unwillen oder Zorn; eine heftige Empfindung des uns geschehenden Unrechts. Bei manchen Menschen, deren Hauptcharacter im Neide besteht, mögen auch wohl mehr physicalische, als moralische Ursachen dahinter seyn.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus dem Schoos der Traurigkeiten
Dich blassen Neid herfür.
Du Gift des Alters! Pest der Jugend!
Dein sterbend Antliz schrekt die Tugend,
Und lästernd folgst Du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels!
Es gleicht Dein Bild der Nacht des Nebels,
Der oft die Sonne schwärzt:
Wann, thauend auf beblümte Triften,
In buhlerischen Morgenlüften
Sie, hold erwachend, scherzt.

Doch, so, wie ihre mächtgen Blicke,
Daß sie uns himmlischer entzücke,
Die Dünste leicht zerstreun:
So wird auch Deine keusche Freude,
Holdseelge Tugend! einst vom Neide
Nicht mehr umfinstert seyn.

* * *

Erinnerung
des
Vergangenen.

Man empfiehlt uns das Lesen der Geschichtbücher; aber welche Geschichte geht uns näher an, als unsere eigene? Welche wissen wir gewisser, als diese? Wie aufmerksam solten wir auf alle kleine Umstände unsers Lebens seyn? Wir gewöhnen uns dadurch, uns selbst als fremd zu betrachten; unser Ich verwandelt sich in eine andere Person, und unsere blinde Eigenliebe in eine Unpartheilichkeit gegen uns selbst.

Wo bist Du, unschuldvolle Zeit,
Da mich mein Puppentand mehr, als der Kranz, erfreut,
Der prächtig sich um Heldenschläfe schlinget?
Und, o wie wünsch ich Dich zurük,
Mein erstes, mein mit mir gleichjunges Glük,
Wann alles, nur nicht Dich, der Wechsel wieder bringet!

Wie oft sah ich in unerfahrner Ruh,
Gleich Lämmern, die auf unbewachten Auen,
In sicherm Ueberfluß, den nahen Wolf nicht schauen,
Dem Trauerspiel der Welt unachtsam zu!

In Binden eingehüllt, entdekte schon mein Sehnen
Mehr, als ein wünschend Ach:
Verborgen ahnete mir manches Ungemach,
Und prophezeihend flossen Thränen.

Doch dunkler, als ein Traum, war, was ich da gedacht;
Verworrner, als der Streit der Elementen,
Die bald sich mischten, bald sich trennten;
In allgemein empörter Nacht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstaunen war des Denkens erst Geschäfte,
Und nach und nach
Entwickelten sich meines Geistes Kräfte:
Wie einst die volle Blüt aus trächtgen Knospen brach.

Dann sah ich in der Pracht der Sternen Millionen
Die untheilbare Gottheit wohnen;
Begierigst fieng mein Aug im nächtlich sanften Lauf
Den Ausfluß ihrer Stralen auf.

Und auf der mütterlichen Erde
Sah ich die Würksamkeit gebährender Natur,
Und unzählbar die grosse Spur
Von dem Allmächtigen: Es werde!

Was werd ich ferner sehn? Ihr tausende der Stunden,
Die mir oft ungefühlt, und Schatten gleich, verschwunden!
Ist es mein Frühling, der dahin?
Ist schon mein Sommer da? wird noch mein Herbst verweilen?
Wie? oder werde ich vielleicht zu früh verblühn?
Wird wider die Natur der Winter mich ereilen?

Du weist es, Du, der Welt und mich regiert,
Und der den Stolz der Erdengötter zwinget,
So bald der Blitze Heer, von Dir selbst angeführt,
Durch trotzende Paläste dringet!

Doch, welch ein Trost, nichts ist, so mir begegnen kan,
In welchem nicht mein künftigs Wohl gegründet.
Ein Weiser sieht die Welt nur als ein Wandrer an,
Und eilet fort, bis er die Ruhe findet.

* * *

Andere

zufällige Gedanken.

Mich teuschest Du nicht mehr, mir stets entfliehend Glücke!
Das Wesen Deines Nichts ist selbst der Unbestand.
Mich teuschet ihr nicht mehr, ihr ewig holden Blicke,
Die jene Hofnung mir aus Irrthum zugesandt!

Die schönsten Stunden fliehn: wie, wann in starren Lüften,
Vom winterischen Nord im Wirbel umgedreht,
Ein ungeordnet Heer von leicht gefrornen Düften,
Im Aufruhr mit sich selbst, erscheinet und vergeht.

Die schönsten Tage fliehn, die Hofnung kommt nicht wieder,
Und Jahre träum ich durch; doch, stets umsonst von ihr.
Noch zittert, halb erwacht, der Schlaf durch meine Glieder,
Noch schwebet, doch umsonst! ihr nächtlichs Bild vor mir.

So teuscht mich alles dann? teuschst Du mich selbst, o Tugend!
Bist Du, wie Hobbes lehrt, ein prächtger Wörtertand,
Den nur der graue Neid, zur Qual beglüktern Jugend,
Im abgezehrten Greis, willkührlich einst erfand?

Doch, da kein Trieb von Dir, o Laster! mich beglücket:
So bleib ich ewig Dir, o Tugend, hold und treu;
Kein Zufall ist so hart, den mir die Vorsicht schicket,
Für welchen nicht in Dir ein Trost zu finden sey.

* * *

Gedanken
über einige Zufälle
1751.

Geheimer Sorgen voll,
Die einst ein Grab mit mir der Welt verbergen soll,
Hauch ich mein Leben hin, und find in meinen Klagen
Oft einen Trost, den Zeit und Glücke mir versagen;
Den Trost des ernsten Kummers,
Der seine Würkung nur auf Augenblicke thut:
So wie der leichte Fuß des schmeichelhaften Schlummers
Auf Augenliedern, die er kaum berühret, ruht.

Was kostet, Himmel! mich ein Augenblik von Ruh
Für eine lange Reih von Tagen, die sich grämen!
Ein Augenblik, der in der Sorgen Abgrund sinkt:
Wie, wann das Meer der Welt von eingeschlukten Strömen
Den lezten Tropfen trinkt.

Mein FRIEDRICH CARL ist hin; CHARLOTTE denkt nicht mehr
Im Körper, welcher sonst den frömsten Geist umschränket;
Die Fürstin, Deren Blik das tieffe Sternenheer
Mit Ehrfurcht weicht, wann Sie an Ihren Schöpfer denket;
Und meine Klagen hört Sie nicht.
Verlassen schau ich um; dann bleiben meine Blicke
Nur noch auf Dich, Dich, o standhafteste ULRIKE!
Und auf Dein himmlisch Kind gericht:
Und Eurer Wohlfahrt bleibt mein lezter Wunsch geweiht.

Doch, bald verlassen mich die früh gebrauchten Kräfte;
Wie lang ermüden mich die sorgende Geschäfte?
Ich seufze nach der Ruh und nach der Einsamkeit;
In ihrem keuschen Hain, still und gedankenvoll,
Wart ich dann auf den Tag, der einst nach langem Leiden
Die Dauer meines Geists, so, wie der Welt entscheiden,
Und niemahls untergehen soll.
Vielleicht, hör ich annoch im Schlummer starrer Gruft
Des Damons sanften Ton, der mich zurücke ruft?
Doch, nein! den Ton, der mir ein höhres Glücke gönnet,
Der Geister Glük, die GOTT die Auserwählten nennet.
Dann werd ich ohne Reu, im reinsten Licht der Wahrheit,
Zurük auf mein vergeßnes Leben sehn:
Wie, wann wir auf verlohrnen Höhn,
Hoch über uns des Himmels Klarheit,
Tief unter uns ein Wetter sehn.

Der
Wunsch.

Was die Winde sind, welche Seefahrern ein unbekanntes Land verrahten, das sind unsre Wünsche überhaupt betrachtet, und sie sind Anzeigen eines künftigen Lebens. Wir unterhalten uns mit uns selbst von unsern Absichten; wir thun geheime Bitten, das ist, wir wünschen. Aber wir solten bedenken, daß die meisten Wünsche überflüssige Ausgaben seyen, deren Einschränkung uns reicher machen würde.

Mein Wünschen irret nicht in neu erschifften Erden;
Kein Lima soll mein Geiz; sein Schutt mein Gram nicht werden,
Und meine Ruh ergreift kein wütender Orkan.
Die Lust, die Helden reizt, der Völker Glük zu stöhren,
Was Ehrgeiz aufgebaut, aus Ehrgeiz zu verheeren,
Hat nichts für meinen Wunsch, das ihn bekümmern kan.

Gelassen seh ich dort, wo Stern an Sternen grenzen,
In langer prächtger Reih die grossen Namen glänzen.
Mein Wunsch verliert sich nicht so weit von seiner Ruh:
Ich will der Sterblichkeit freiwilligs Opfer werden,
Und standhaft seh ich dann, mit starrenden Gebärden,
Dem Licht, das in mir brennt, wie es verlöschet, zu.

Wie seelig preist oft der, den Glük und Ruhm ermüden,
Den, der sein dürftigs Erb, mit ihm und sich zufrieden,
In stillem Schweisse pflügt, und, was er braucht, erwirbt:
Stirbt er nicht ruhiger, der Dienstbarkeit entladen,
Als der, der dort vertieft in Ziffern und Monaden,
Die beste Welt verläßt, und algebraisch stirbt?

Euch, Höfe, kenn ich schon an tausend Gauckeleyen:
Kein Wunsch, der euch gehört, soll meinen Ernst entweihen,
Vom Innren überzeugt, teuscht mich kein äussrer Schein;
Es mag der Pöbel mich nach euren Hulden schätzen,
Was am Verdienst mir fehlt, soll nie sein Lob ersetzen;
Sein Tadel soll auch nie mein wahrer Fehler seyn.

Zu glüklich, welche nicht an euren Banden ziehen,
Nicht eurer Ebbe traun, und eh die Flut kömmt, fliehen!
Von euch entfernt zu seyn, ist schon allein ein Glük.
Was aber ist mein Wunsch? Ein unvergift Geblüte,
Ein Buch - - ein treuer Freund von zärtlichem Gemüte,
Und diesen gabst Du mir, o ewiges Geschik!

Eins wünsch ich noch - - doch ach, die Hofnung ist verschwunden!
Ich werde Dich nicht mehr, mein Glük von wenig Stunden,
Noch die mit Dir zugleich entwichne Ruhe sehn!
Manch traurender Gedank ruft Dich umsonst zurücke:
Und du mein Spiel, mein Traum einsamer Augenblicke,
Umsonst, o Poesie! eilst Du, mir beizustehn.

Der
verläumdete Weise.*

So, wie ein jäher Sturm des Helden sichern Schlummer
Nicht schrecket; nur ihn unterbricht:
So ruhig ist, o Freund! des Weisen stiller Kummer,
Wann wider ihn die Lästrung ficht.

Unschuldig, wie ein Tag, der heiter aufgegangen,
Und einem trüben Abend weicht,
Trägt er der Feinde Wut, und tröstet sein Verlangen,
Das ihre Beßrung nicht erreicht.

Ihm folgend hüll ich mich, wann die Verläumdung schreiet,
Freund! sanft in meine Unschuld ein,
Und will, so oft als mir Gefahr und Unfall dräuet,
Stets grösser als mein Unglük seyn.

Verläumder, euch will ich die Lust zu lästern gönnen!
Unwürdig der Unsterblichkeit,
Wird keine Nachwelt euch, euch dunkle Namen, nennen,
Euch, Opfer der Vergessenheit!

* Das Beiwort: verläumdet, scheinet überflüssig beim Weisen zu seyn, weil es sich von selbst versteht, daß die Verläumdung ihn nicht schonen werde.

** **
* *

Zweifel und Trost.

HERR! der im Felde der Auroren
Sich uns so hold als prächtig mahlt,
Der in Erbarmungen verloren,
Durchs Innre aller Wesen strahlt:
Soll ich, der Vorwurf Deiner Liebe,
Der Ungefähren Beute seyn?
Zum Glücke flößest Du mir Triebe,
Und Tugend mir zum Unglük ein.

Und Du, Du zähltest meine Tage,
Als Du der Welt Entwurf gemacht?
Sahst Du, wie oft ich vor Dir lage,
Tiefdenkend in durchsorgter Nacht?
Die Vesten meiner Seele wanken;
Ein jeder Trieb nimmt seinen Lauf;
Aus meinem Zweifel stehn Gedanken,
Wie Welten aus dem Chaos auf.

Dies ist die Welt? Dies ist die beste?
Wo Leibniz dacht? Wo Wolf noch sinnt?
Wo man da Laster, wo Paläste;
Da Tugenden, wo Hütten findt?
Wo Jener Martern ewig währen,
Die Deine Majestät verlezt;
Und schwache Menschen frech zerstöhren
Den Zwek, den Deine Weisheit sezt?

Wo man gleichgültiger in Wettern
Des Meineids Straffen rauschen hört,
Als Numa seiner Staatskunst Göttern
Roms Aberglauben opfern lehrt.
Wo sich die Ruhe der Gemüter
Im Wirbel ewger Wünsche dreht,
Und im Genuß erseufzter Güter
Die Lust im Ekel untergeht.

Wo wir, die Gottheit auszumessen,
Der Frechheit Maasstab in der Hand
Daß, was wir selber sind, vergessen,
Der Welt; nie aber uns bekannt.
Wo Epiktet, in Fesseln weise,
Des strengen Zeno Lehren übt;
Und Seneka, der Tugend Preise,
Gelassen sterbend Selbst sich giebt.

Wann hier im Lenz aufgehnder Tage
Der grosse *Gaston focht und fiel:
Beweint dort Lapplands dumme Klage,
Des Zaubrers hundertjährig Ziel.
Wie oft hat ohne Ruhm und Siege
Den Zufall, den Verraht erhöht,
Wann dort, bestimmt zur Schmach der Pflüge,
Manch grosser Geist betrachtend geht.

Doch heilig, HERR! sind Deine Schlüsse,
Und schienen sie mir noch so hart;
Es strahlt durch meine Finsternisse
Ein Schimmer Deiner Gegenwart:

* Gaston de Foix.

Wie als dort blitzend Deine Rechte,
Vor der erstaunenden Natur,
Durch die grundlosen Mitternächte,
Als Herold Deines Sohnes fuhr.

Nicht will ich Deine Weisheit meistern;
Nicht forsch ich nach des Bösen Grund:
Warum Dir von glükseelgen Geistern
Ein Heer rebellisch widerstund?
Warum die Welt, die Du erlesen,
Beim Anblik aller Möglichkeit,
Dir die Vorzüglichste gewesen?
Sind Fragen der Verwegenheit.

Gnug! daß, wann gleich bereit zu rächen,
Dich mächtger Donner Wach umgiebt:
Doch nie ein Tropfen unsrer Schwächen
Das reine Meer der Gottheit trübt:
Daß, voll der zärtsten Vaterstriebe,
Dein unermeßlicher Verstand,
Daß Keiner in der Knechtschaft bliebe,
Das grosse Lösegeld erfand.

Trost des Weisen.

Wir haben diese Welt nicht so eingerichtet, wie sie ist, und in diesem Sinne scheinen wir alle unschuldig zu seyn. Nur der Weise aber findet einen Trost darinnen, daß alles von höhgren Gründen abhanget, und auf unser Bestes zielet. Er siehet sich auch oft in Begebenheiten verwikkelt, wo er mitwürken muß, und nicht allemal einen bösen Verdacht vermeiden kan. Hier ist seine Unschuld keine passive; sondern eine thätige Unschuld, wo seine Tugend einem Schiffe gleich ist, welches Stürme ergreiffen, und wo er alle Mühe anwenden muß, solches zu retten.

Trost der Unschuld, reines Gewissen!
Wann ungütge Schiksale zürnen,
Bist Du wahrer Weisen Schuz!
Auf die Tugend donnert kein Himmel;
Auf die Laster zielen die Blitze;
Und ein GOTT ists, der sie wirft.

Nur ein Weiser wird in den Schlüssen,
Die der Menschen Sorgen bestimmen,
Einen Vater denken sehn;
Schläge, so die Unschuld empfindet,
Nennt er Schläge himmlischer Güte,
Warnungen der Ewigkeit.

Nie hat noch der Abgrund der Schatten
Deine Strahlen, Sonne! beherbergt;
Nie kehrst Du, wo Nacht ist, ein.
So wohnt nie das wahre Vergnügen,
So wohnt nie das heitre Gewissen,
Wo das dunkle Laster wohnt.

* * *

- - - Et mea
Virtute me inuoluo - - HORATIUS.

Ihr stöhrt mich nicht in meiner Ruh;
Mich decket meine Tugend zu;
Und nichts beugt meine Hofnung nieder!
Dem Neid seh ich gelassen zu.
Verläumder! gönnt mir meine Ruh;
Umsonst empört ihr euch darwider!
Ihr lästert eine kurze Zeit:
Traut nicht dem Glük; es regt noch heut
Sein unbeständiges Gefieder;
Und nach der Lästrung kurzen Zeit,
Und wann ihr längst vergessen seyd,
Hört man noch meiner Unschuld Lieder!

Die

Furcht vor dem Tode

an

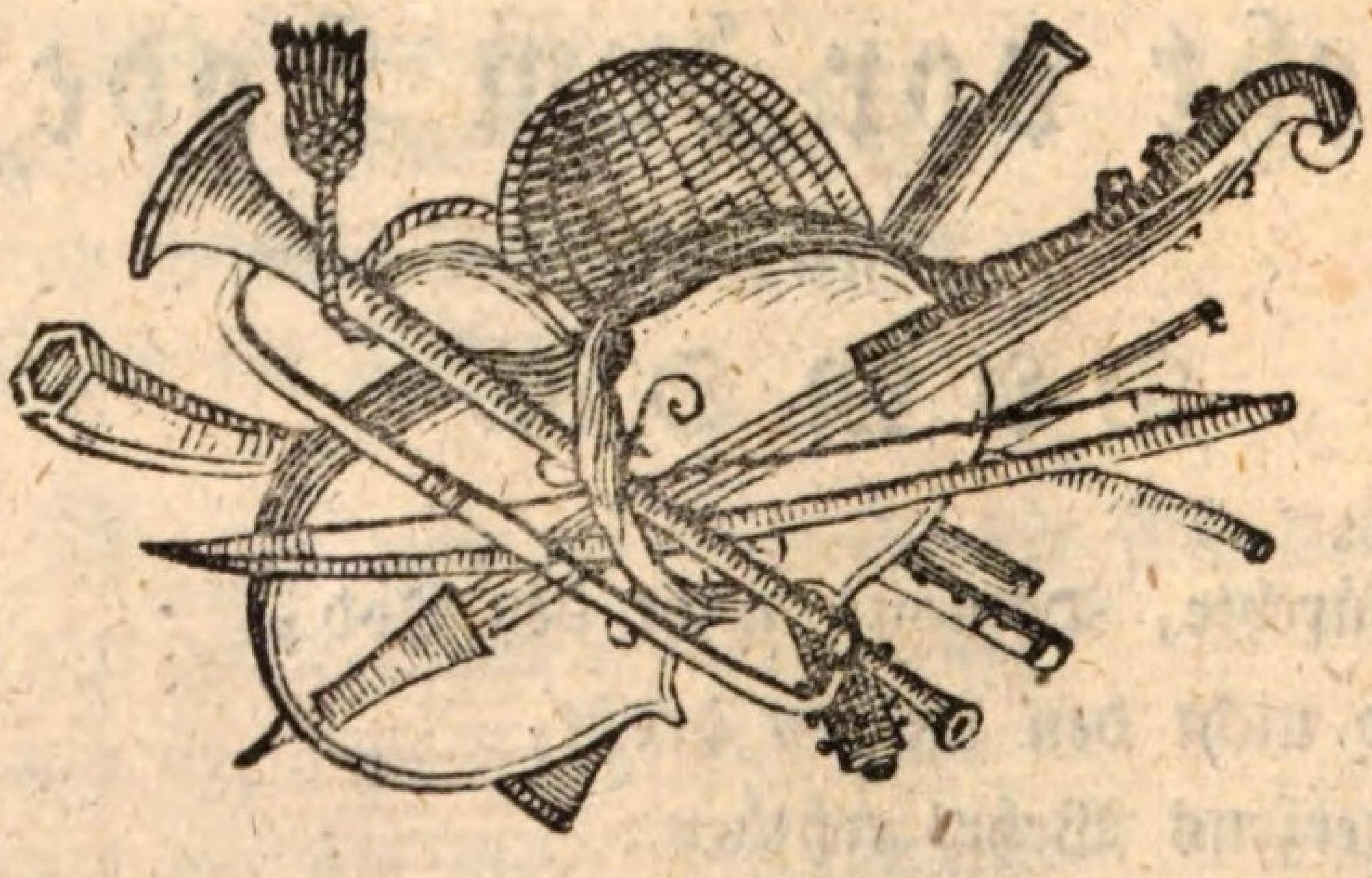
DAMON.

Ich fürchte, Damon! nicht den Tod,
Der mir, und nicht den Liedern droht,
Die Deines Herzens Wehrt erheben:
Ein Gram, ach! nur ein Gram um Dich,
Nur eine Furcht entgeistert mich,
Die Furcht, Dich einst zu überleben!

Philomele.

Dein himmlisch Lied, o Philomele!
Schallt durch die Tieffen meiner Seele,
Und doppelt stärker schlägt mein Herz:
Klagst du dem sehnsuchtvollen Gatten,
Im Schoose mitternächtger Schatten,
Der Zärtlichkeiten holden Schmerz.

Mir strahlt kein Blik vom heitern Morgen
Durch das Gewölke trüber Sorgen;
Doch wär ich stolz selbst auf mein Leid:
O! mögte nur, es zu besingen,
Ein Ton, von Deinen mir gelingen;
Ja, selbst das Glük reizt ich zum Neid.



Gedanken.

Wie rein, wie heilig sind der Dichter hohe Chöre!
Wie heiter meine Lust, von keinem Fluch gestöhrt,
Wenn ich vom Pöbel fern, die sanften Oden höre,
Die dort Blandusiens* geweihter Quell gehört!

Auch mein gelassner Bach hört einsam meine Klagen,
Die mein sanft traurend Herz oft um kein Glük vertauscht;
Wann dort ein schwarzer Strohm von lastervollen Tagen,
Durch der Verzweiflung Thal ins Meer des Todes rauscht.

Die Welt und ihr Getöß, das Lustspiel wilder Thoren,
O, Loen! was ist sie Dir? ein prächtigs Trauerspiel;
Der Weise, wie der Thor, sind beide gleich erkohren,
Zu einer Weisheit Zwek, zu eines Lebens Ziel.

Wann von dem Weisen sich das falsche Glük verlieret,
Und alles undankbar ihn in der Noht vergißt:
So ist ihm der Gedank: Daß GOTT die Welt regieret,
Das, was ein wahrer Freund in Unglüksfällen ist.

Auf Unthat folget Reu; oft straft sie jenes Leben,
Und ungerochen wird kein Bubenstük vollbracht:
So spahrt der Himmel oft, von Wolken trüb umgeben,
Die Blitze, die er droht, bis auf die Mitternacht.

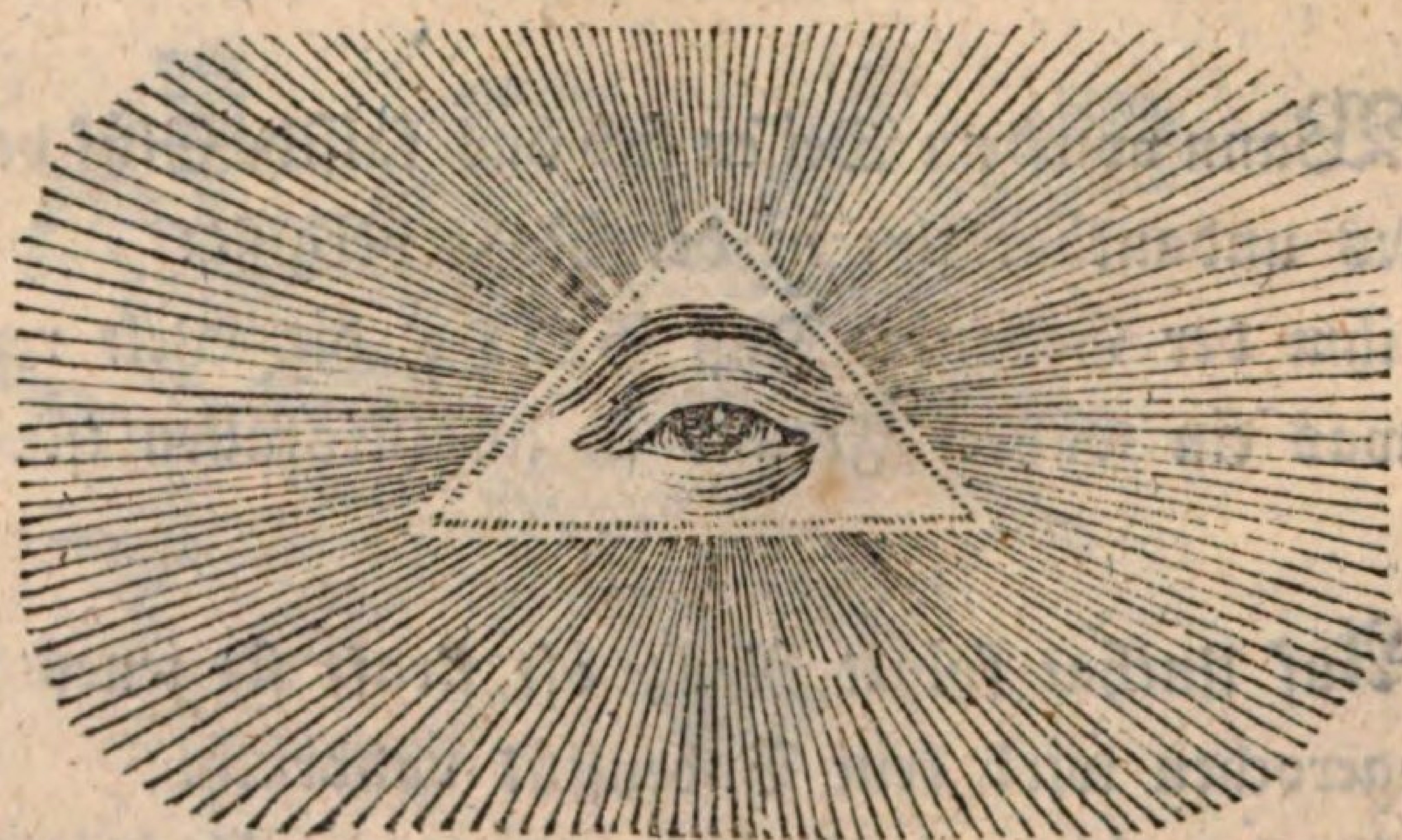
* O, fons Blandusiæ, splendidior vitro.

HORATIUS.

Ein Leben, sanft verhaucht im geilen Schoos des Glückes,
Ist einem Schlummer gleich, der Kranken tödlich ist;
Auf grosse Geister stürmt der Wechsel des Geschickes,
Weil man nach jedem Fall einst ihre Grösse mißt.

Der Mensch, der ohne GOTT des Lebens Thun beginnet,
Ist einem Wandrer gleich, der ohne Stab und Freund,
In dunklen Wäldern irrt; umsonst auf Wege sinnet,
Und dem entgegen geht, was er zu fliehen meint. *

* Die Gegenwärtigkeit des Geistes rühret zwar öfters nur von zufälligen glüklichen Umständen her, wo man das gleich trift, worauf es ankommt; von einer Aufmerksamkeit, wozu die äussere und innere Beschaffenheit der Sinnen das meiste beiträgt, und endlich auch von einer glüklichen Unwissenheit in Absicht auf das Innerste einer Gefahr, wo man eine Kluft glüklich überspringt, weil man sie nicht sieht. Wie viel besser ist aber nicht ein Mensch daran, der zwar die Abgründe der Gefahren, aber zugleich einen allgegenwärtigen Gott sieht, auf den er sich verläßt?



Erinnerung
an
DAMON.

Die inneren Vollkommenheiten
Mißgönnet uns, o Freund! kein Thor,
Und königlichen Eitelkeiten
Ziehst Du mit Recht Dein Denken vor.

Ein Herz, das sanft, gleich Deinem schläget;
Ein Blut, wie Dein Gewissen, rein,
Das nie verbotne Lust beweget,
Kan Dir mehr als ein Peru seyn.

Vergiß den Lohn, den Deine Jugend
Vom kargen Schiksal fodern kan;
Und nimm dafür die frühe Tugend,
O Damon! zur Ersetzung an.

Mir fehlen Schätze, Dir zu schenken:
Dir, sie zu missen nicht der Mut;
Doch, ewig will ich an Dich denken:
Mein Denken ist mein einzigs Gut.

Einst wirst auch Du des Himmels Seegen
Gleich heitern Westen kommen sehn;
Die auf der Lüfte sanften Wegen
Mit unsichtbaren Tritten gehn.

* * *

Der
getröstete Weise.

Der Himmel hörte seine Klagen,
Und gab ihm den gesezten Mut;
Dem Weisen, der in Unglükstagen,
Auf Hofnung, wie auf Rosen, ruht:
So dämpft, in graussen Ungewittern,
Die von der Höh gesandte Flut,
Wann Bliz und Sturm die Welt erschüttern;
Wann Könige und Schäfer zittern;
Der Stürme Macht, der Blitze Glut.

Uebersetzungen.

Aus dem Lateinischen des Burmanns.

Dort glaubt ein Zergliederer, wann er von er-
würgten Hunden
Zu dem Tod der Katzen eilt, und, da ihn kein Ekel schrekt,
Seiner mörderischen Neugier rauchende Gedärm entdekt,
Als wär ihm für solchen Dienst alle Sterblichkeit verbunden.

* * *

Aus dem Französischen des jungen Herrn Racine.

Was seh ich? : : : Mich befällt des Mitleids
holder Grauß,
Bläßt jenes arme Thier, auf ein Gerüst geheftet,
Von langsam quälendem, unnennbarn Schmerz entkräftet,
Sein, unsrer Grausamkeit gleichgültigs Leben, aus!
Ich zittre vor der Lust, die der Zergliedrer spüret,
Wann er vom Ekel frei, von keiner Reu gerühret,
Dies unschuldvolle Thier, der Neugier opfernd, würgt;
Und in Gedärm und Blut die Mörderhand verbirgt.
Untröstbares Geschöpf! Er sieht noch mit Vergnügen,
Dem geilen Blik entblößt, Dein sterbend Herze liegen;
Merkt, wie es sich bewegt; sieht, wies vom Blute raucht;
Und starrend noch den Trieb zu rächen von sich haucht.

* * *

Aus dem Englischen des Schakespear.

Der Käfer, der sich dort, zerquetscht zum Zeitvertreib,
Zum leztenmale krümmt, stirbt eben so gequälet:
Als wann im blutgen Sand des Riesen starken Leib
Verwundung, Mordlust, Rach und Raserei entseelet.

Aus dem Virgil.

So weint die Nachtigall, von Schatten kühl umringet,
Auf einem Pappelbaum, wo sie am schönsten singet,
Der federlosen Brut, die ihr der Landmann nahm,
Untröstbaren Verlust, den mütterlichen Gram:
So klagt sie, sanft den Ast, auf dem sie ruht, bewegend,
Des Landmanns Grausamkeit den Nächten und der Gegend.

Christliches Gebät.

Wie wird mir, wann ich dich gedenke?
Nicht ohne Zittern nenn ich dich!
Allweises Wesen, führ und lenke,
Wie Welt und Sonnen, so auch mich!
Ich bin ein Staub, und ach! noch minder,
Wann dich dein Sohn allmächtig nennt:
Du bist gerecht; was ich? Ein Sünder;
Verzeihe dem, der es bekennt.
Ja, ich bekenn es, schweigt, ihr Spötter,
Mit Schaudern füllt mich euer Spott:
Ich spreche mit dem GOTT der Götter,
Und mein Gebät erhört mein GOTT.
Still, Meer! still, Stürme! und ein Schweigen
Sey allgemein in der Natur!
Wie sich die größten Geister beugen,
Schau ich, und knie in ihrer Spur.
O Wesen, dessen heilgen Namen
Der erste Mensch vorm Fall nur sprach;
Dein Hauch ist aller Geister Saamen;
Sie wurden; Welten folgten nach.
Du kennst den Kreis, in dem wir schweben;
Ach, dir ist er unendlich klein:
Du schreibst ins Buch von unserm Leben
Zugleich der Würmer Schiksal ein.

Die Hand, die Ströhme selbst mit Rinden,
Gleich deinen Cedern, fest umschließt,
Winkt nur dem Frühling; sie verschwinden:
Ein Strohm, der Schiffe duldet, fließt.
Du sprichst, und es erbebt die Erde;
Gefahr macht Thron und Pflüge gleich,
Und Länder zollt dem Wort: Es werde,
Das grenzenlose Wasserreich!
Doch deine Wunder zu erzählen,
Wagt nur ein seraphinscher Mund!
Du kanst von tausend Zungen wählen;
Ihr Himmel, machts den Erden kund!
Ich krümme mich in meinem Staube;
Auch dieser Staub gehöret dir:
Ich spreche nur ein Wort: Ich glaube,
Und dieses Wort gehöret mir.
Dies Wort allein darf ich noch wagen,
Und würdig schallt es bis zum Thron,
Den so viel Himmel prächtig tragen;
Was sagt ich? = = = = Doch du hörst mich schon.

Neujahrs-Gedanken.

1 7 5 3.

Longus ad manes properatur ordo
Agminis moesti. SENECA.

Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwehrmuht klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Palästen Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder!
O höre meinen Klagen zu!

Wie flieht die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren;
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verwest mit unsern Leichen;
In unsrer Wiege wird sie jung;
Sie stürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall ist ihr ein Schwung.

Das Glük mit seinem Zauberspiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:

Schnell hat ihr Flug sie unserm Blicke,
Und dem Saturn vorbei geführt;
Die Thräne ruft sie nicht zurücke,
Die Valierens Aug verliert.

Ich sehe, wie, kaum aufgegangen,
Schon unser Heut ein Gestern ist.
Das schönste Roth der schönsten Wangen
Dekt nur des Todes Hinterlist.
Ich sah manch eisernes Geschicke
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falschem Glücke
Den Unfall, sich verbergend, stehn.

Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenblicken fort.
Der Sommer ist des Frühlings Bahre,
Und nichts behauptet seinen Ort.
Wie ein Gewölk das andre treibet:
So ist kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derselbe bleibet:
So ändern wir uns, und die Welt.

Wie Rom im stolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aschenkrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tausenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab:

Wer schläft, und ist von Sorgen freyer?
Der Tod belauscht die stille Nacht:
So wie des Nilstroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unsicher macht.
Er spielt mit Pflügen und mit Kronen:
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn, und Gallionen,
Als gleiche Lasten, in sich schlingt.

Oft, eh sich Nichts und Wesen trennen,
Empfinden wir schon seine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name tönt in allen Zonen,
Und seiner lauten Tirannei
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerlei.

Wer zählt die Rümpfe*, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den schnell im Fliehn, den schnell im Siegen,
Vermengt der Wahlstatt rothes Feld.
So seh ich Wünsche, die sich drängen,
Im Wirbel der Vergessenheit,
Und Scherze sich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

Jahrhunderte, verschwelgt im Glücke,
Wer zählt sie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblicke
Uns eine ganze Lebenszeit?

* - - - - - - - - - - - - - - iacet sine nomine truncus.

VIRGIL.

So wird in jenem Nachtgefilde
Einst unser Schatten einsam gehn,
Und so, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieses Lebens sehn.

Wer hat des Weltlaufs Sinn erlernet,
Und strebt noch nach Vollkommenheit?
Die Sonne ist zu weit entfernet,
Die unserm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt,
Und so, wie eine spröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grausam ist.

Welch Schiksal stellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unsrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen sind vergebens;
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In diesem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüksstürme wehn,
Und Wellen wider Wellen streiten,
Wie Büsche, die am Ufer stehn.

Was wirst du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Unfall folgt dem Abendstern?
O Zeit! soll alles dir gelingen?
Ist, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menschen! heut vor künftgen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sibyllens drohnden Blättern
Prophetisch eingehüllet lag.

Wie räthselhaft sind unsre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz sind sie des Thoren Klage;
Dem Wunsch des Weisen oft zu lang.
Welch Fabelwerk ist unser Leben?
Halb ists ein Wesen; halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu streben;
Zu lang, ohn eitles Glük zu seyn.

Es blühn der Tugendhaften Stunden,
Wie Nachtgewächse traurig blühn;
Der Morgen kommt; sie sind verschwunden;
Wie Vögel, die vorm Winter fliehn.
Es fliehn der Lasterhaften Tage
Gleich Dünsten aus der Erde Schoos,
Der reinen Lüfte schwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

Wo flieh ich hin? Welch ein Geschicke
Ist meiner Zukunft ausersehn?
Ach! soll dann nur für Bubenstücke
Die heilge Freistadt offen stehn!
Kein holder Traum teuscht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Trost, kein sanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen sind.

Wohlan, den Unmut zu zerstreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu;
Doch ach, umsonst! auch Wüsteneien
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.

Die Jahre, die mir schon verschwunden,
Sind öd, wie ein zerstörtes Reich;
Die meinem Gram noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

Erscheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einst mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im sichern Arm der Unschuld lacht.
Ich zähle schon die Augenblicke,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunsch gefällt kein Glücke,
Das reinre Geister nicht erfreut.

An das

Glük.

1753.

Hier seh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen,
Wo ich, o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du stürzest Felsen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebst du oft noch den kleinsten Staub empor.

Du stöhrst dem Helden, der sich in blutgen Siegesmälern
Verliebt besieht, die Cirkel seiner Ruh,
Und gleich verrätherisch siehst du in des Todes Thälern
Der Fürsten und der Bettler Ankunft zu.

Wer, wenn du lächelst, dir traut, schläft unter falschen Schatten,
Und Schlangen schaun erboßt auf ihn herab;
Die Mörder siehet er nicht, die auf dem Zweig sich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel sich verliert:
Der Wollust Wünsche drehn sich in eines Meeres Gründen,
Wo jede Lust auf Sand und Klippen führt.

Ein unerbittlich Geschik lenkt unsichtbar von oben,
Den leichten Wagen unsrer Lebenszeit;
Kein Weiser wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

Was noch kein Vorwiz erforscht; noch kein Columb entdecket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Archytas noch maß, kein Kriegsvolk noch erschrecket,
Das ist das Land jenseits der stillen Gruft.

Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reise thue!
Wie ekelt mir, o Glük! vor deinem Spiel!
Dort ist ein sichres Gestad; der niedre Siz der Ruhe,
Die nie, o Glük! von deinen Sprossen fiel.

Gedanken an einem stillen Abend.

Den 3 Jul. 1753.

Ein unvollkommenes Stük.

Wie sanft schlägst du die goldnen Blicke nieder?
Wie schön bist du im stillen Untergehn?
Werd ich, o Sonne! dich, ach werd ich wieder
Dich, und mit dir mich auch vergnügter sehn?

Du bist, o Nacht! mit deinen Dunkelheiten,
Von meinem Herz das Bild; ein traurigs Bild!
Wo Triebe, gleich erzürnten Stürmen, streiten,
Ein Abgrund, nur mit Wünschen angefüllt.

Wie schnell sind sie, die Schritte meines Lebens!
Wie kurz ist sie, die Reise nach der Gruft!
Mein ganzes Thun, ach GOTT! o wie vergebens!
O wie umsonst, wann deine Stimme ruft!

Nichts, was der Stolz mit prächtgen Namen nennet,
Entrinnt der Flut der Zeiten, und dem Grab.
Wie Blüthen, die kein Sturm den Aesten gönnet,
So fallen einst vom Held die Lorbeern ab.

Die Ehrsucht war, o Himmel! nie dein Feuer;
Wo Siege sind, da ist auch Eitelkeit;
Die Wissenschaft ist blöder Thorheit Schleyer;
Ein Weiser rühmt sich der Unwissenheit.

Die Sonne kan ich in den stillen Bächen,
Und GOTT kan ich in meinem Herzen sehn.
Doch, ach! mein Aug hängt nur an Oberflächen,
Und weiter darf mein kurzer Blik nicht gehn.

Hier schweben wir, mit uns selbst unzufrieden,
Den Schwalben gleich, die Sturm und Wetter jagt.
Ein Tag der Ruh ist wenigen beschieden,
Und meiner Ruh ein Augenblik versagt.

Die

Wege der Vorsicht.

Bei einer gewissen Gelegenheit.

1755.

Ein unvollkommenes Stük.

Ja, du beherrschest meine Tage!
Wann ich dir meine Sorgen klage:
Wem klag ich sie, als meinem HERRN?
Ja deine Weisheit, welche Tieffe!
Dein Wort, das einst den Himmeln rieffe,
Dein Wink gebeut; ich folge gern.

Und, o, auf welchen dunklen Wegen
Kömmt deine Hülfe mir entgegen!
O Nacht, die nur dein Strahl verklärt!
O welche Nacht! O welch ein Grauen!
In deinen ewgen Raht zu schauen,
Ist irrdschen Blicken nicht gewährt.

Zu schwach, die Fluten durchzubrechen,
Schwebt unser Schiff bang auf den Flächen
Der Ewigkeit grundlosen See.
Was hilfts, Gedankenberge häufen?
Das Unbegreifliche begreifen
Kan nur der Unbegreifliche.

Wie Heu vergehn die größten Staaten;
Wie Blumen welken; gleich den Saaten,
Die eine strenge Glut verzehrt.
Du siehst von deiner Himmel Höhen
Die Riesen klein, wie Würmer, gehen,
Und deiner Macht ist nichts verwehrt.

Gedanken über die Eitelkeit,

bei der frühen Gruft der Durchleuchtigsten Prinzessin, Maria Anna, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg *.

1755.

Träume nur durch deine Nächte,
Unglükseliges Geschlechte!
Menschen, alles ist nur Schein!
Augenblicke, und vergebens
Werden Jahre unsers Lebens
In des Todes Zeitbuch seyn.

Sterbliche, nichts kann bestehen!
Länder wurden schon zu Seen!
Ströme troknet einst die Zeit!
Norden sausten sonst gelinder!
Unsre Sonne wärmt schon minder!
Alles, ach! ist Eitelkeit.

* Dieses Gedicht hat einer hohen Anverwandtin der hochseeligen Prinzessin gnädigster Befehl veranlaßt.

Cäsars Lorbeer ist so eitel
Wie die Rose, die der Scheitel
Des Anakreons gefiel!
Meine Seufzer will ich fragen:
Ist die Welt, wo Alle klagen,
Nicht ein traurigs Schattenspiel?

Ach, wir stürzen, und geschwinde,
In die Klüfte, in die Gründe
Ewiger Vergessenheit!
Doch, welch ahnende Gedanken,
Die wie Wellen um uns wanken,
Warnen vor der Ewigkeit!

Schatten, dürften wir euch fragen?
Doch, ein Geist, den unsern Tagen
Traurig das Geschik entriß;
Einen Geist, den unsre Zähren,
Unsre Klagen zärtlich ehren,
Jammert unsrer Finsternis.

O wie göttlich wird SJE denken?
Wird JHR Blik so tief sich senken,
Daß SJE unser Thun noch schaut?
Ach, ein Thun, dem SJE entronnen:
Hell, wie SJE, hat SJE den Sonnen
Unversehrt sich anvertraut.

Ja, SJE sieht von hohen Sternen,
Menschen sich vom Arzt entfernen,
Der allein sie heilen kann:
Wie, wann Würmer sterbend schleichen,
Halb zertreten, halbe Leichen,
Sieht SJE unsre Wallfahrt an.

Tod und Welt sind überwanden,
JHRES Lebens lezte Stunden
Lehren noch die künftge Zeit.
Wer kann JHREN Sieg besingen?
Welcher Engel goldne Schwingen
Trugen SJE zur Ewigkeit?

Ja SJE denket, ja SJE lebet,
Und wornach SJE hier gestrebet,
Dieses Ziel erreicht SJE dort!
Welche Kluft hat uns geschieden?
Welche Ruh! In welchem Frieden
Setzet SJE JHR Denken fort!

Auf der Morgenröthe Wegen
Geht SJE jenem Glük entgegen,
Das die Tugend JHR versprach:
Strahlen webt SJE SJCH zum Kleide
Und ein Strom der reinsten Freude
Rauschet JHREN Tritten nach!

Seeligste, sieh nicht zurücke!
Welche Seufzer! welche Blicke,
Die halb sterbend nach DJR sehn!
Augen, die mit tausend Thränen,
So viel Schmerzen, so viel Sehnen,
So viel Wehmut DJR gestehn!

* * * * * * * * *

Der

Mittelstand*.

Scheu nicht zu klug, Licin, der Stürme drohend Heer,
Und zeige, wie dein Mut nie den Gefahren weichet!
Du lebest weiser, wenn, gleich weit vom hohen Meer,
Dem Ufer nicht zu nah, dein Schiff die See durchstreichet.

Beglükt, wer ohne Stolz vom Pöbel sich entfernt,
Die Hütten flieht, nicht schmäht; die Mittelstrasse wählet,
Und auch im kleinsten Haus zufrieden leben lernt;
Weil ihm mit dem Palast zugleich der Neider fehlet.

Trau nicht zu grossem Glük: Ist die Gefahr nicht da,
Wo hohe Fichten sind? Um Höhen wohnen Stürme.
Ein Wolken naher Berg ist auch dem Donner nah,
Und vor dem schweren Fall schüzt Hoheit keine Thürme.

Des Weisen starke Brust wird ohne Hofnung nicht
Im schnellen Unfall seyn; nicht ohne Furcht im Glücke.
Ein holder GOTT gönnt uns des Frühlings wärmres Licht,
Und bleibt der nemliche, ruft er den Nord zurücke.

* Die neunte Ode des zweiten Buchs des Horaz.

Dem Wunsch, den das Geschik uns heute nicht gewährt,
Dem ist ein künftiger, ein schönrer Tag gewogen:
So wekt Apoll, der einst zu singen aufgehört,
Die Cither wieder auf, und spannt nicht stets den Bogen.

Es kömmt die trübe Zeit; das Unglük rauscht daher:
O Freund, o bleib beherzt! auch zieh des Schiffes Flügel,
Die stolzen Seegel, ein, weht auf dem falschen Meer,
Dir ein zu holder Wind von deines Glückes Hügel.

An die

Nacht.

Zu dir, o einsame, verschwiegne, lange Nacht,
Kehrt seufzend sich ein Herz, das nichts mehr frölich macht!
Du hast mich klagend oft; doch ungerührt, gehöret,
Nie hat dein Schlummer mich und nie dein Traum gestöret:
O hör, geheime Nacht, und rühret dich mein Schmerz,
Wie gern vertrau ich dir mein Denken und mein Herz!
Die Göttin, welcher ich verschwendrisch Weihrauch streute,
Mir gestern noch geneigt, und meine Feindin heute,
Die Hofnung, die noch nie im Unfall von mir wich,
Sie, meine Tröſterin, ach, untreu flieht sie mich.
Nur Blitze in der Näh, Cometen in der Ferne,
Und euch seh ich nicht mehr, ihr Strahlen guter Sterne?
Wie ruhig sah ich nicht des Glückes Zauberspiel,
Als dir, o Hofnung, noch mein Glücke wohl gefiel!
Ich sah die Fluren weiß, von Schnee und Eis bedecket,
Im Frühling wieder grün, gleich als vom Tod erwecket;
Ich sah in jenem Bach des Wandrers troknen Fuß,
Und bald ihn schwellend hoch und voll zum Ueberguß.
Ich sahe, wie sich schnell das Rad der Dinge kehrte,
Und sah im Wechsel stets die Hofnung, die ich ehrte.
O Nacht, du gehst vertraut mit Traum und Hofnung um;
Leg jenen lezten Wunsch noch in ihr Heiligthum:
Wird von der Hofnung ihn ein sanfter Hauch beleben,
Wie mutig wird er sich zur Sonnenstrasse heben!
Indessen komm, o Traum, und teusche meinen Schmerz!

* * *

An eine
Dame.
1758.

Du wilst mich zu den Dichtern zählen?
Ach! Dichten ist ja Eitelkeit!
Du thust es auch nur, mich zu quälen;
O welche Grausamkeit!
Doch du bist von den schönen Seelen,
Die stets vergnügen, wann sie quälen:
O wäre Quälen nicht, wie Dichten, Eitelkeit!

* * *

Das
höchste Gut.

O höchstes Gut! Glükseligkeit!
Du lezter Ton von allen Stimmen!
Du gleichst den Inseln, welche schwimmen,
Dem, der sie suchet, stets gleich weit!

Was hat von dir in stiller Nacht,
Wo Träum und Schatten um ihn wanken,
In hohen einsamen Gedanken,
Der Weise göttlich ausgedacht?

Was fund er? Ach! er seufzt und schweigt,
Weil sich, o Zufall! o Geschicke!
Loos, Wechsel, Ungefähr und Glücke,
Vor eurem Scepter alles beugt!

Was sucht der Weise? Ach, die Ruh,
Er sucht der Seelen wahren Frieden:
Doch, wem ein solches Theil beschieden,
Dem sieht kein Engel neidlos zu.

Hier ist es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker ist, der vor ihm hält.

Wo ist die Ruh? Ach! in der Gruft!
Hier ist sie nicht, wo wir noch leben,
Wo wir gleich jenen Fischen schweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

O Freundin! lese dies Gedicht,
Und frage nicht nach stärkern Gründen:
Ist hier ein höchstes Gut zu finden,
Wer dich besitzt, dem fehlt es nicht.

Die

Einsamkeit.

Ihr Inseln, ferne dort im lezten Ocean!
Versengte Wüsten, wo der Niger traurig fliesset!
Gestad, wo sich ins Meer der starre Oby giesset,
Nun bald ein Eisgebürg, wo niemand landen kan.

Verlohrne Felsen, wo sich kein Geschöpf erfreut!
Ihr Grotten der Natur, und ihr gebohrne Grüfte!
Vesuve jener Zeit; nun ausgebrannte Klüfte!
Seyd izt mein Trauerbild! Mahlt mir die Einsamkeit!

Hier stralt der Höfe Pracht, das Spiel, der Masken Tanz,
Und was die Eitelkeit für Mittel sonst erfunden,
Zum Gift der edlen Zeit, zum Tod der kostbarn Stunden,
Wie jener Würmer Licht, wie eines Irrlichts Glanz!

Wie eines Irrlichts Schein, der uns in Sümpfe führt;
Wie eine Luftgeschicht, die schreckend uns ergetzet;
Hier wird nach wahrem Wehrt ein jedes Ding geschätzet;
Hier ists, wo sich ins Nichts der Menschen Thun verliert!

Hier sizt der Weise still in der gelehrten Gruft,
Von Todten, deren Nam durch alle Zonen tönet,
Umringet und umarmt, und andrer Last entwöhnet,
Aufmerksam auf die Stimm, die laut von hier uns ruft;

Und in die tiefste Zeit senkt er den ernsten Blik;
Daß einst die Welt gebrannt, entdekt er dort die Spuren;
Verwundernd geht er von versteinerten Figuren
Bis in dein altes Bett, verseztes Meer, zurük.

Nun sieht er eine Kluft, die Tod und Feuer speyt;
Den Rachen eines Thiers, das Länder in sich schlinget,
Das, einer Allmacht gleich, was widersteht, bezwinget,
Der Zwietracht gräßlichs Bild, das Bild der Grausamkeit.

Er sieht den Krieg; erblaßt, und denket göttlich nach:
Was hat Unsterbliche zu solchem Thun bewogen?
Ein Geist, wie Sterne hell, mit einer Haut umzogen,
Verwandelt in ein Thier? : : : : O Plato, welche
Schmach!

Wo ist der Zauberstab, der Kreiß, das dunkle Wort?
Wer hat, Unsterbliche, wer hat euch so mißhandelt?
Auf welchen Wegen hat der erste Mensch gewandelt?
Auf welchen Wegen geht die bösre Nachkunft fort?

Vernunft, dein Licht verlescht in dieser Finsternis!
Ists Manes, welcher uns des Bösen Ursprung lehret?
O Räthsel, hat vielleicht mein Leibniz dich erkläret?
Er seufzt, und schweigt, und denkt: Ach, es bleibt ungewiß!

Ja, niemals soll mein Geist, o Plato, untergehn!
So spricht er, und sein Blik sieht nun in Ewigkeiten,
Wie in ein dunkler Schwarz, jenseits der Nacht der Zeiten,
Wie wir nur ein Gewölk statt ferner Ufer sehn.

Entlegnes Holz, wo kaum ein scheuer Vogel klagt,
Scheu vor dem grössern Thier, dem Menschen, scheu vorm Wetter;
Er findet Ruh und Schuz im Schatten deiner Blätter:
Gewähr auch mir die Ruh, die mir die Welt versagt!

Wie ein geschlagnes Heer das Feld der Leichen scheut,
Und von der Furcht berauscht die fliehnde Hauffen wanken:
So fliehn vorm Lerm der Welt die traurigen Gedanken,
Und setzen ruhig sich in Schoos der Einsamkeit!

Hier sammle dich dann nur, du mein zerstreuter Schmerz;
Hier unterm Schatten, den der Ahorn traurig schenket;
Hier in dem Thal, das sich matt vom Gebürge senket;
Hier, Einsamkeit, empfang und schüz ein traurend Herz!

Was hab ich von der Welt, von mir und vom Geschik,
O wie viel hab ich dir, verschwiegne, zu vertrauen?
O sagt ich dirs schon heut! Könnt ich dich heut schon schauen!
Doch ach, es hält mich noch so manche Pflicht zurük!

Ach, daß ich im Gedräng und noch nicht einsam bin!
O warum lernt ich dann das Thun der Menschen hassen,
Seh ich nicht ruhig bald, zufrieden und gelassen
Von meinem schwülen Tag die lezten Stunden fliehn!

Die
beste Welt.

1 7 5 7.

Humanum genus infelix, o pectora coeca!

LUCRET.

Ich hörte manches Freundes Klage:
Der seufzt um seiner Schönen Gruft,
Die in der Jugend erstem Tage
Aus Neid der Himmel zu sich ruft.

Der heiligt mit untröstbarn Thränen
Des treusten Freundes frühe Bahr;
Dort rief des besten Vaters Sehnen
Den besten Sohn, der nicht mehr war.

Der flehet edel um ein Herze,
Sein einziges und höchstes Gut,
Und zürnet aus gerechtem Schmerze
Dem Einspruch, den das Glük ihm thut.

Der sieht die Tugend unterdrücket;
Wie sich vorm Thoren alles beugt,
Und wie dem Laster alles glücket,
Sieht er und seufzt: O GOtt! = = und schweigt!

Der klaget einsam und verlassen,
Verrathen selbst von seinem Freund:
„ So muß ich dann die Menschen hassen,
„ Die meiner nicht mehr wehrt! = = Er weint!

Der giesset einen Bach von Zähren
In Ströme Bluts, dort in dem Feld,
Wo Menschen selber sich verheeren,
Um Ehre der, und der um Geld.

So klagt das Kind der reinen Sterne,
Ein Geist, den Großmut unterscheidt,
In dieser traurig öden Ferne
Vom Himmel und Glükseligkeit.

O Seelen, die so edel trauren,
Für euch sind Glük und Pöbel taub,
Und o, wie seyd ihr zu bedauren,
In dieser Welt, und beider Raub!

Du sahst den Lauf von meinen Jahren,
Und meines Glückes Unbestand,
Ja, Freund! ich hab es selbst erfahren:
Hier ist des Uebels Vaterland *.

* Vielleicht ist diese Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland.
Von Haller.

Einige

Scenen

der

Fürsehung.

Welt, voll von Schönheit, von Engeln beneidet;
Ein Paradis, für Menschen gemacht;
Für sie hat stolz sich ein Himmel gewölbet,
Nach Gohtscher Art ganz von Zieraht erdrükt.

Es weht die Fahne der Göttin des Morgens;
Des Indus glänzender Vögel Chor
Schifft durch die östlichen Fluten der Lüfte,
Wie in verguldeten Gondoln, daher.

Sieh dort, sieh dort die noch leblosen Inseln!
Wie schön, wie reizend liegen sie da,
Gleich noch nicht fühlenden Keuschen von Marmor,
Noch nicht vom Stabe des Zaubrers beseelt.

Sieh Caschemirens berauschete Thäler,
Die stets des Frühlings Nectar geschmekt;
Von Wasser speyenden Wolkengebürgen,
Und von Vesuvischen Flammen verschont.

Doch, Freund, das ist nicht der Erde Gemälde;
Ich merk, ich seh, und bebe zurük!
Zusammen tausend gekettete Inseln
Ein ehmals untergetaucht Continent.

Manch

Manch grosses Erdtheil, den Brandstätten ähnlich,
Und Wälder, tief in Abgrund gestürzt,
Und in dem Ocean Menschen und Monster
Durchmischt, Gerippe und Knochen gesä'et.

Ja, Freund, das ist nicht der Erde Gemälde - -
Durch das dem Eurus offene Thor
Schleicht sich die Pest; vergiftet die Lüfte;
Des Lebens Quellen - - ach, dulden sie Gift?

Doch alles, sprichst du, ist weise gewählet;
Die seidnen Fäden der Sympathie'n,
Nicht alle sind sie zur Kette bestimmet:
Der Wirker braucht sie zum Blumenwerk auch.

Die Sonne spinnt sich in purpurne Wolken;
Ihr Gold sticht ganz bescheiden noch durch:
Sie aber zog mit elektrischen Stralen
Den Knall, der Menschen bekehret, hinauf.

O Freund, laß uns der Wahrheit hier opfern
Die schönsten Bilder der Phantasie!
Ja, die Natur ist die Schönste der Schönen,
Wär nur so häßlich ihr Inneres nicht!

Verwelken nicht paradisische Fluren
Vorm Blik des Wolfs dem schaudernden Lamm?
Was hilft unglüklichen Fischen ein Flügel?
Um in der Luft noch unsichrer zu seyn?

Sieh in der Freistatt der einsamsten Büsche
Des frommen Pilgrims sinkendes Haupt,
Versehrt von Funken, aus Wolken geschlagen,
Die wild der Wagen des Donners durchrollt!

Sieh dort die Herrscher Gold staubender Zonen
Die Höle, wo ein Mogol izt kniet!
Er glaubt und bätet und sieht nicht vor Andacht
Den Strang, den würgenden Mohren, den Tod.

Doch ach, ihr seufzende Scenen der Liebe
Hier sucht ein Herze, was nicht mehr ist;
Irrt in dem fernen Tempischen Clima,
Und suchet ein Eden, das nicht mehr ist!

Ihr seyd, ihr Scenen der Liebe, die stärksten
Im grossen Trauerspiele der Welt:
Wir übersehn untergehende Eilands,
An das Theater der Liebe geheft't.

Nicht träger, sterbender Körper, Theater!
Hier streiten himmlisch Geister und Tod!
Hier stürzen sich, von olympischen Trieben
Begeistert, göttliche Seelen ins Grab!

Du siehst das Schiksal der Schönen Europens,
Dem Staatsgott in der Wiege vermählt;
Es fliessen deine betrachtende Zähren,
Den hohen Iphigenien geweint.

Sieh den Tribut von Circassischen Schönen!
Die Armen! = = o, wie frieret ihr Herz!
Entschleiert sehn sie die gräßlichen Tatarn,
Und sterben = = Tödtet die Häßlichkeit auch?

O siehs, o Freund! sieh und spreche mir Weisheit,
Doch von der Welten Besten nur nichts:
Sprich: alles ist gut, ob uns gleich verborgen;
Doch alles wär böse, stürben wir nicht.

Dies ists, warum in den schreklichsten Scenen
Die Vorsicht oft den Knoten nicht lößt:
Ein Thebe, mit hundert Thoren verschlossen,
Mit hundert geöfnet, ist ihr Palast.

Alles ist eitel.

An einen Freund.

Freund, suche nur in dem unschuldigen Busen
Des Weisen höchstes Glük; der Thor suchs ausser sich.
Im sanften Schoose der geweiheten Musen
Buhlt die Zufriedenheit um dich.

Mit einem Blik sieh das Getümmel der Erden,
Den wilden Wellenkrieg im Meere der Natur;
Sieh untergehn, verwandeln, prächtiger werden,
Und überall des Wechsels Spur!

Du sahst das trunkne Haupt verguldeter Aehren
Ihr höchstes Glücke war der Sense Losungs = Wort;
Du sahst das Rad der Zeit bestaubet sich kehren;
Nun wälzt es schwer im Schnee sich fort.

Das holde Lächeln der verbuhleten Weste
Stöhrt bald mit Ungestümm der grobe Boreas:
Von ihm erschrekt sieh die entlaubeten Aeste,
Wo sonst geheim ein Vogel saß.

Was ist zu thun? Wann die bethaueten Matten
Im Arme der Natur auf ihren Schlaftrunk ruhn:
So dekt zugleich der Nacht mitschuldiger Schatten
Des Lasters unnatürlichs Thun.

Was ist zu thun? Ein unerbittlichs Verderben
Droht uns, noch eh wir sind, und in der Wiege schon:
Was ist zu thun? Von unvermeidlichem Sterben
Borgt unser Wiegenlied den Ton.

Ein zufälliger Gedanke.

Ach! sind so wenig Augenblicke,
Als unser Tod sich nur verweilt,
In so viel Fälle, o Geschicke!
In so viel Sorgen eingetheilt!

In so viel Wünsche, die vergebens
Der West auf seine Flügel nimmt,
Und in Entwürfe längern Lebens
Als in dem höhern Rath bestimmt!

Ihr achtet nicht die fliehnden Tage;
Doch fliehn sie ohne Wiederkehr;
Erlaubt, ihr Thoren! daß ich frage:
Was sind denn hundert Jahre mehr?

Ein sterbender Philosoph, An GOTT.

Der Dichter sezt sich in die Lage eines ungefähr platonischen Philosophen, wie solcher auf seinem Todbette denken würde.

Rafft, meinen Tod voraus beschliessend,
Ein grausam Schiksal mich dahin?
Wie? oder sterb ich ganz unwissend,
Ob ich des Todes Ursach bin?
Ach, GOTT, ich kenne meine Schranken;
Allein, warum giebst du Gedanken,
Worauf dein hohes Lied geprägt,
Dem Staube, den ein Lüftgen trägt.

Das Innerste hab ich gesehen,
Wo Ausfluß ist, was Schöpfung heißt:
Und wie? Du lässest mich vergehen,
Und denkst nicht mehr, ich bin ein Geist?
O, lasse Pyrenäen schmelzen,
Nur mich nicht, mich im Staube wälzen!
Ich kenne meine Wesenheit,
Von Ewigkeit, und nicht von heut.

Du warst und bist, und dich alleine,
Den Ersten nennen Welten dich!
Doch eher, vor der Sonnen Scheine,
Der Tausend Tausendster war ich,
Und eine Folg aus Grundideen,
Nach welchen Himmel selbst entstehen:
Allmächtger Donnrer in der Höh
Und in der Tiefe = = ich vergeh?

Im Bildersaal der Ewigkeiten
Prangt Platons Bildnis aufgestellt,
Und von unangefangnen Zeiten
War er und wir = = Nach uns die Welt.
Ich sterb = = Auch fielen Chinens Mauren,
Des Atlas Himmel überdauren = =
Ihr Geister! welche Kleinigkeit!
Wir sind von ewig; er von heut.

Der
erste Affect.

1 7 5 5.

So stürmest du noch, unversöhnliches Unglük!
So rasest du noch, verwildertes Meer!
So rauschet ihr noch, o ihr Sorgen der Zukunft,
Gleich überschwemmenden Wellen auf mich!

So scherzest du noch, o mutwilliger Zufall,
So spielest du noch mit Heilig und Recht!
So pflichtest du gar, o partheyisches Schiksal,
Gleich nicht errötenden Schmeichlern ihm bei!

Die Pfeile des Himmels, wer führt sie, Verhängnis?
Wie? lenket sie kein Gesetze nicht mehr?
Sie taumeln herab, gleich berauscheten Kriegern,
Und unterscheiden nicht Freunde noch Feind.

Die Wahrheit entfliehet zum heitern Gewölke,
Und läßt der Lüge zum Raub ihr Gewand.
Nun seh ich belorbert das siegende Unrecht,
Und auf der Wahlstatt die Unschuld erblaßt!

Nun seh ich belorbert das siegende Unrecht,
Und hör ein plutonisches Siegsgeschrei;
Nun seh ich entgeistert Tropheen der Hölle,
Und auf der Wahlstatt die Unschuld erblaßt!

** **
* *

Auf einer
Reise.
1756.

Mein Leben hab ich halb vollbracht,
Nun frei den Tod gewählet.
Hier wart ich auf die kühle Nacht,
Vom heissen Tag gequälet.
Dort in dem melancholschen Hain,
Dort in der Schwehrmut Höhlen,
Stellt, Schatten, euch erschreckend ein,
Gleich abgeschiednen Seelen.

Ich seh oft nach dem Abendstern
Nicht ohne Wunsch und Thränen,
Und schliesse, daß mein Ziel nicht fern,
Aus meines Geistes Sehnen.
Er soll, allmächtiges Geschik,
Er soll dort ewig wachen.
Wie gern läßt er den Leib zurük,
Die Flucht sich leicht zu machen!

Gefilde, oder Wolken dort,
Die wankend vor mir schweben!
O GOTT! O Himmel! ists der Ort,
Wo Geister ewig leben?
Ich sehe dich, Unsterblichkeit;
Dich, die ein Thor verkennet,
Der Zukunft und Vergangenheit
Mit einem Namen nennet!

Was rührte, kaum empfindbar, mich,
Wie wann ein Sandkorn sinket?
War es ein Augenblik, der wich,
Und noch dem lezten winket?
Es streifte mich der fliehnden Zeit
Vorbei gerauscht Gefieder,
Sie floh, und sprach zur Eitelkeit:
Leb wohl, ich komm nicht wieder!

Welch Schwarz bedekt den Himmel ganz?
Was seh ich für Gestalten?
Ich seh der Sterne schwachen Glanz
Durch dicker Wolken Spalten:
So seh ich durch die Körperwelt,
Durch ihre dikste Nächte,
Die Hand, die Erd und Himmel hält,
Die unermüdte Rechte!

Der Gottheit Glanz gibt uns den Schein,
Und den uns nächsten Wesen,
Die ohne uns unsichtbar seyn,
Sind wir zum Mond erlesen.
So leuchtet in gemeiner Nacht,
So stralt ein Geist dem andern,
Und so wird jedes Lauf vollbracht,
Gleich Sternen, welche wandern.

O, Wahrheit, die ich stets geglaubt!
O, Trost für alle Fälle!
Der Zweifel, welcher ihn uns raubt,
Macht uns die Welt zur Hölle.

Thor, unterscheide deinen Geist
Vom Körper, den er fliehet!
Das Sehrohr, das die Sterne weist,
Ist nicht das Aug, das siehet.

Doch ach, da wir unsterblich sind,
Und solch ein Geist uns lenket!
Ach, daß zu eitel und zu blind,
Der Mensch so sterblich denket!
Daß er des Lebens Augenblik
So leichtsinnig verschwendet,
Und ach, auf ein nichtswürdigs Glük
Ein ganzes Leben wendet!

Beim

Wechsel der Zeit.

1 7 5 6.

O, ihr vergangene Geschichte,
Wo dieser rechnet, jener mißt,
Hier Wahrheit, und dort nur Gedichte
Des Jahrs, das abgelauffen ist!
Der Uhr, von uns nicht aufgezogen,
Des Rads, das unser Bach nicht treibt,
Und der Gewichte, dort gewogen,
Wo auch kein Staub zurücke bleibt!

Die Fälle, welche vorbedeuten,
O, welches Unglük, welche Noht,
Im neuen Lauffe unsrer Zeiten,
Welch eine Zukunft ists, die droht?
Wir sind nicht mehr in Edens Garten;
Lang drükt der Fluch schon unsre Welt.
Wir wünschen, seufzen, hoffen, warten,
Vom Glük am Ende blos gestellt.

In unbesungenen Gefilden,
Einsamen Thieren gleich zerstreut,
O, wie beneid ich euch, ihr Wilden,
Die Ruhe der Unwissenheit!
Wer hat die Wahrheit noch gefunden?
Noch bis zum lezten Grund gedacht?
O, Welt, wie plözlich mir verschwunden,
Erscheint sie, meine lezte Nacht!

Wo Sterne selbst vergebens funkeln,
Ja, stündest du, o Sonne! still;
Doch Tag und Himmel sich verdunkeln
Dem Auge, das verleschen will,
Ein Waldrauch um die Welt sich ziehet,
Die euch, ihr Thoren, zugehört,
Und nun mein traurigs Leben fliehet,
Von euch im Anfang schon gestöhrt!

Und nun, ich stürze in die Tieffe!
Nein, prächtig mich zur Höhe schwing,
Und dort, wo Plato längst mich rieffe,
Das lezte Lied dem Staube sing!
Und zahle noch den Rest der Thränen
Der abgedankten Sterblichkeit!
Zurük, ihr Sorgen, Wunsch und Sehnen
Ins Zauberschloß der Dunkelheit!

Empfindungen beim Kriege gegen einen Freund ausgedrukt.

Singe nicht, Freund, vom lustigen Frühling,
Nicht von der Zephyrn scherzendem Thun,
Nicht von der Lust des schwärmenden Herbstes,
Nicht von dem Schnee, der Schlitten lokt.

Stolz sey dein Ton; was lachende Freude
Leicht in der Brust des Jünglings erwekt,
Sey nicht dein Lied; ein Dichter voll Mutwill,
Schwimm Enten, klappre Störchen nach.

Fehlet dir Stoff? Du kennst ja die Tugend;
Sieh, wie sie leidend seufzet zu GOTT!
Sieh, wie der Thor sie witzig verspottet:
Wie sie für Hohn ihm Mitleid giebt!

Fehlet dir Stoff? Du siehst ja das Elend,
Welches jezt unsre Flur überschwemmt!
Ach, nur dem Raube blühen die Saaten;
Für wen reift jezt des Landmanns Schweiß?

Der kaum der Ernde glühend Geschäfte
Sehnend vollbracht nach kühlender Ruh,
Und sanft bethaut vom tropfenden Schlummer,
Noch dieses Lohns glaubt wehrt zu seyn:

Schnell springt er auf = = Ein treffender Donner,
Welchen des Kriegers Stimme nachahmt,
Scheucht seinen Schlaf; er weinet zum Himmel:
Ach! Sterne sieht er; keinen Trost.

Was seh ich fern? Wie? wohnet Aurore,
Schimmert sie jezt im staubichten Thal?
Seh ich etwan im Grunde des Meeres
Ein prächtiges Corallenfeld?

Nein, es ist Blut von Tygern vergossen;
Löwen nur haben Löwen gewürgt;
Hirsche gestritten; Stiere geraset;
Und Wölfe Heerden umgebracht.

O, wär es so! Nicht unsere Brüder!
Tränke das Schwerdt nicht menschliches Blut!
Fielen nicht Brüder! stürzten nicht Menschen,
Vom Bliz der Kunst getroffen, hin.

Schreckender Schauplaz! schwärmende Kugeln,
Schwestern der Pfeile, spielen den Tod.
Hier hemmt des Reuters hauendes Eisen
Den in dem Sieg, den in der Flucht.

Hier liegt beisammen, Trost und Verzweiflung,
Muht und Verzagheit, Hofnung und Furcht:
Menschen und Rosse, traurig vermischet,
Todt liegenden Centauren gleich.

Tröste, o Muse, weinende Wittwen,
Jammernde Bräute, Väter voll Leids:
Tröste die Zukunft! Unwiederbringlich
Fällt hier, was künftig wär, dahin!

Noch ist kein Ziel, der Strom der Verwüstung,
Uebers Gestad gegossen, rauscht fort:
Fürchterlich rauscht er; wer aus ihm trinket,
Der trinkt Vergessenheit und Tod.

Rette dich, Muse! Sieh, wie's Gewebe
Nächtlicher Luft hier reisset, dort bebt,
Ach! sieh den Tanz unsinniger Bomben:
Toll, wie Bachanten, rasen sie.

Siehe hier Thürme! glühnde Colossen!
Jahre, die man nach hunderten zählt,
Solten sie stolz stehn; siehe, sie sinken,
Wie junge Helden in der Schlacht!

Schaue mit den geretteten Resten
Angstvolle Reihn, Kameelen gleich ziehn!
Ach! dort entreißt den Klauen der Flammen
Die Mutter ungestümm ihr Kind!

Aengstliches Winseln, seufzend Geheule
Mischet sich mit der prasselnden Glut,
Während, daß stolz, vor brennenden Tempeln,
Die neuen Herostraten, stehn.

Hier glüht ihr Nachruhm, Nachruhm der Thoren!
Doch du, o Gottheit! strafest du nicht?
Aber dein Bliz führt selbst mit Altären,
Mit deines Wortes Dienern Krieg.

Alles ist heilig, was du beginnest!
Deinen Befehl vertraust du dem Bliz:
Ernst, wie dein Seraph, wie deine Engel
So ernsthaft richtet er ihn aus.

Aber für uns gehöret kein Donner,
Welcher den Lohn den Lastern zuwiegt;
Himmel, verdammt die Kunst die im Pulver
Den Bliz, der Gottheit Vorrecht, fand.

Siehe, sie lokt vom Boden des Meeres
Schlummernde Monster donnernd herfür:
Mit ihren Körpern messen sie Inseln,
Und hemmen stolzer Wellen Lauf.

Aber, o Krieg, welch andere Monster!
Von ihrem Tritt erstirbet die Flur!
O, welch ein Thier! sein Anhauch macht wütend,
Der Morgenröhte flucht sein Aug.

Schau jezt in ihm die Wellen der Säfte,
Wie sie sich rasend schäumen zu Gift!
Will sich das Unthier selber verzehren?
Sein Zahn zielt auf die eigne Brust.

Seh ich den Hunger? Krieg, welch Geschöpfe!
Grausamer Vater des grausamen Sohns,
Höllischer Krieg! was keimen für Uebel,
Im frech vergoßnen Menschenblut!

Irr ich am Strand, der schlummernden Lethen?
Welche Gestalten seh ich, und flieh
Schauernd zurük! verstorbener Schatten?
Nein, diese Schatten ahtmen noch.

Ach, schon halb todt vom folternden Hunger,
Kennen sie das Vergangne nicht mehr;
Der hat vergessen, stolz zu befehlen;
Der Sclave kennt nicht seinen Herrn.

Schau dort die stolzen göttlichen Schönen,
Sonst gleich der Sonne, nun gleich dem Mond,
Nun blaß, wie er = = vergessen des Stolzes,
Sehn sie Aesopen gütig an.

O, säh ich nur erkaltete Menschen!
Aber, o GOTT, welch gräßlich Gesicht!
Wandernde Leichen! athmende Todten,
Und auferstandne Mumien!

Sieh, Held, seht Sieger! kriegende Schaaren,
Euere Werke! Seufzet und weint!
Doch nein, ihr lacht; verwilderte Lüste
Zaubern eure Brust zu Stein.

Ihr sucht noch Wollust selbst untern Leichen;
Und nach den Hütten, Wald und Gesträuch,
Werft ihr unsinnig, ob nichts verborgen,
Die geilen Blicke weit umher.

* * *

O, fleuch, o Muse! fleuch von der Scene
Zärtlichern Anbliks, rührendern Grams,
Fleuch vom Gebüsche, feucht von den Thränen
Der unverschonten Schäferin!

Such andre Scenen; siehe die Künste,
Gleich einer Heide, wüste vom Krieg;
Schau das Gewölk am Ufer der Zukunft,
Es ist die künftge Barbarei.

Siehe, dort raucht auf dumme Befehle
Neuer Califen, Miltons Gedicht!
Sieh, wie den Thron unsterblicher Werke
Der neue Koran frech besteigt.

Schaue die Feindin gründlicher Känntnis,
Wie sie aus Händen kühn prophezeiht,
Wie sie dein Schiksal liest in den Sternen
Die herrschende Unwissenheit.

Sieh mit Gespenstern und mit Kobolden,
Unsere ganze Flur übersäet!
Schaue die neuen Fausten verbrennen,
Auch von dem Satan selbst geholt.

Sieh die Geschichte grausam verdrenget,
Und der Romanen siegendes Glük,
Und über neue Häcceitäten *,
So Märtyrer als Krieg entstehn.

Vor solcher Aussicht schließt sich mein Auge,
Müd ist mein Blik; er sahe zu viel!
Und ihr, o eremitische Stunden,
Labt mich mit einem Tropfen Ruh!

Wie aus der Schlacht noch staubvoll und blutend,
Lang ohne Schlaf, von Speisen noch leer,
Noch unverglichen mit dem Geschicke,
Das ihm den lauten Sieg versagt,

* Unverständliche Worte.

Sieh nun auf bald hinwelkenden Rasen,
Unmut voll wirft der fliehende Held,
Musternd die Bilder schwerer Colonnen;
Des Feindes Siegsfeld war ihr Raum.

Wie sich der Eindruk endlich verlieret,
Wie er sich endlich kaum mehr besinnt,
Daß eine Schlacht, in der er verlohren,
Und fliehend Held geblieben, war:

Wie er nun schläft und glüklicher träumet;
Schlummer ich, müd vom Anblik der Welt;
Ach, was ist sie, die Erde, die kleine?
Ein Stäubchen an der Allmacht Saum.

Wo sind die Bilder, die vor mir schwebten?
Wird es in meiner Seele nun Tag?
So, wie das Spiel auftrettender Puppen
Scheint nun das Spiel des Weltlärms mir.

Das Spiel der Schatten, Scherze und Sorgen,
Weisheit und Thorheit, Unglük und Glük,
Selbst solche Feinde werden versöhnet;
Zulezt wird nichts mehr ungleich seyn.

Mir ist, o Freund, das Bildnis des Himmels,
Der sich im Weltmeer malet und trift,
Eben so Himmel, als das Gewölbe,
Das fallend einst die Erd umarmt.

Mir ist die Luft, von Kondorn gespalten,
Eben das Meer, das Anson durchschift.
Mir sind die Aehren, buhlend mit Westen,
Statt Wellen eines klaren Bachs.

Zaubernder Schlummer, deine Geschöpfe,
Dort ein der Wollust huldigend Thal,
Und hier die aromatischen Wälder;
Die schmeichelhaften Matten dort:

Deine Paläste, Silbergebürge,
Schlösser und Flotten, Frachten von Gold,
Wiegen an Würklichkeit und an Dauer,
Nicht leichter, als des Mogols Glük.

Zürnet der Wahrheit liebende Morgen
Auf das Geschwäz der lügenden Nacht;
Lügt er nicht selbst? sind Farben denn würklich!
Nur anders träumet, welcher wacht.

Nacht meines Lebens, welche die Stralen,
Die meine Seele sterbend noch wirft,
Sonst nichts erheitert, komme und schliesse
Ein Aug, das ungern länger sieht.

In einer

stillen Nacht.

am 2 April 1763.

Ruht sanft, ruht sanft, ihr matte Sorgen!
Das Schiksal lenket euren Kahn,
Und an dem schönsten Frühlingsmorgen
Kömmt er vielleicht im Hafen an.

Die Vorsicht hat sich vorbehalten
Der Stunde Loos, die Wahl der Zeit:
O, so laßt nur die Vorsicht walten,
Sie herrscht ja schon von Ewigkeit.

Für unsre Wünsche, unser Sehnen
Ist dort noch ein unendlichs Feld;
Hier Ströme Bluts; hier Ströme Thränen,
Sind Tropfen in der andern Welt.

Ich seh euch, Wolken, nun zufrieden,
Doch ungestraft des Sturmes Wut.
Wär uns ein solches Herz beschieden,
Das ungerochen sanfter ruht!

Die Sonne, die den Tag uns nahme,
Ließ uns des Mondes Licht zurük:
So läßt das Glücke unserm Grame
In seiner Nacht der Hofnung Blik.

Seht die Natur, nicht nur erhalten;
Sie bringt auch stets was neues für.
Ihr Wolken, bildet nur Gestalten,
Und schildert ihre Werkstatt mir!

Seht sie an neuen Welten zimmern;
Wie klug sie ihr Geschäft verkürzt,
Zum neuen Bau braucht sie die Trümmern
Der Welten, die sie niederstürzt.

Sehn wir nicht selbst des Meers Gebiete
Verrükt, und manchen Stern nicht mehr?
Und unserm murrenden Gemühte
Ist noch der Welt Gesez zu schwer?

Was ists? ist alles auch verlohren,
Der Leib, der Ball von Staub ist hin.
Er wurd, ich Seele nicht, gebohren;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin.

So sind wir glüklich? Nein, Geschöpfe,
In euren Körpern seyd ihrs nicht.
Sie sind des Töpfers Thon und Töpfe,
Die er, so oft er will, zerbricht.

Ja, wären nur des Leibes Qualen
So lebhaft nicht! = = Oft Höllenpein!
Unsterblichkeit! dich zu bezahlen,
Wie konnten sie gelinder seyn?

Was tröstet euch, ihr arme Kinder?
Ein beßres Alter hoffet ihr.
So trösten Weise sich nicht minder,
Erst Weise dort, und Kinder hier.

So ruht denn sanft, ihr matte Sorgen!
Das Schiksal lenket euren Kahn,
Und an dem schönsten Frühlingsmorgen
Kommt er vielleicht im Hafen an.

Empfindungen der Unschuld.

Sanftes Gefühle der stilleren Tugend,
Die nicht mit blutigen Lorbeern sich crönet,
Und nicht mit einem eisernen Helm
Die himmelheitre Stirn verbirgt!

Sanftes Gefühle, von dir einst durchdrungen,
Tauschten die Dichter pharsalische Felder
Um Busch und Weide, ruhige Flur:
Die Schäferin war ihr Gesang.

Schreckende Bilder des mordenden Krieges,
Bilder des Jammers, der Wut, der Verwüstung,
Und der Verzweiflung schauernd Gemäld:
Zu seelig sahen sie euch nicht.

Göttliche Muse! von dir unterrichtet,
Sangen sie rührend von murmelnden Bächen,
Traurendem Hayn, verlaßnen Gestad,
Und melancholischem Gefild.

Und von der Schönheit des thauenden Himmels,
Wann Glanz und Sonne in Tropfen herab fällt,
Und von der Sonn, an dem Himmel Gold,
Und auf der ruhnden Au Schmaragd.

Prächtig, gleich schwimmenden Flössen von Rosen,
Scheint sie in Strömen; mit fallenden Wassern
Stürzt sie herunter, malt sich im Schaum,
Und giebt dem Meer des Silbers Glanz.

Aber gerührter von Freundschaft und Liebe,
Als von dem funkelnden Morgen des Frühlings,
Als wenn voll heitrer Sterne die Nacht
Erleuchteten Palästen gleicht.

Aber gerührter von feurigen Blicken,
Und den Verweisen erröhtender Unschuld
Flosse den Wangen Sehnsucht herab,
Und Liebe war der Schäfer Lied.

Himmel, da sahst du zum ersten verwundernd
Seeligkeit unten, und Lust in der Tieffe:
Da war sonst Chaos, Stille und Nacht,
Und nun ist hier der Freuden Siz.

Die
Ahnung.

Wie wird mir? Welche Wolken
Verfinstern Aug und Geist?
Welch Schiksal meldet trozig
Sich durch die Zukunft an?

Was schrecken mich für Träume?
Was sah ich diese Nacht?
Mein Geist war aus dem Körper;
O, Himmel! wo war er?

Ich sterb = = mein Herz schlägt ahnend,
Noch banger als zuvor.
Mein traurend Herz schlägt ahnend,
Und jeder Schlag ist Angst.

O, Schiksal! bist du gütig,
So schon ein fühlend Herz;
Doch ach, du bist nicht gütig,
Dein Pfeil verfehlt mich nie.

Das Wetter, das sich nähert,
Ich fühl es, bricht bald los.
Ich sterb = = mein Herz schlägt ahnend,
Und jeder Schlag ist Angst.

Getrost! mir bleibt noch Hofnung,
Raubt alles mir das Glük.
Mir bleibt auch Mut zu sterben;
Wer siegt, o Schiksal! izt?

* * *

Unser
Schiksal.
1764.

Nescius, adsumtis Priamus Pater Aesacon alis
Viuere, lugebat. OVID.

Wo sind sie, unsre ersten Tage?
Das Feld, wo unsre Freuden blühn?
Des Jünglings unschuldvolle Klage
Fragt einsam oft, wo sind sie hin?
Wie glüklich, seufzt um Kleinigkeiten
Allein noch unser junges Leid?
Welch Friede, wo nur Kinder streiten?
Ein färbigt Ey ist all ihr Neid.

Im ruhnden Thale, wo wir spielen,
Warnt unbemerkt manch innres Wort;
Uns ahnet was, das wir nur fühlen;
Was Unsichtbares zieht uns fort.
Ein Schein, der wie die Wahrheit funkelt;
Ein Wort, das wie die Wahrheit spricht,
Hat dies Gefühle bald verdunkelt;
Wir fühlen noch, und fühlens nicht.

Wir sehn nun kühner nach dem Himmel,
Und nichts, als Wunder der Natur:
Wir kommen tieffer ins Getümmel,
Und schon verliert sich Tag und Spur.

Wir sehn berauscht nur fremde Lichter,
Und für den wahren Tag zu blind,
Verwirren wir oft Traumgesichter
Mit Dingen, welche würklich sind.

Was blinket durch die dunkle Höle
Des Körpers, der uns fest umschließt?
Bist du es, wunderbare Seele,
Die alles weiß, nicht, was sie ist?
Wie stolz? die kaum dem Nichts entronne,
Wagt sich in ein verlohrnes Feld,
Sieht hier die Venus in der Sonne,
Und jenseits eine Geisterwelt.

O, bleibe still in deiner Hütte,
Hier sorge für dein kleines Glük!
Du thust aus ihr verwegne Schritte;
Erschrocken taumelst du zurük.
Denk unter den, von neidschen Göttern
Für sich allein erkohrnen Höhn,
Und wache treu, bei so viel Wettern,
Die über deinem Erdball stehn.

Was gehet auf dem Oceane
So plözlich vor? Der Sturm erwacht.
Auf einem schwarzen Todtenkahne
Schwimmt dort die fürchterlichste Nacht.
Wie fliegen schon die stärksten Masten?
Seht, wie der Sturm sie spielend trägt,
Und untergehnder Flotten Lasten,
Wie eine leichte Feder wägt!

Nun sinken Höhen in die Tieffe;
Abgründe winden sich herauf;
Ein Donner brüllt, der drohend schliesse,
Der Bliz ergreift den schnellsten Lauf.
Seht Meer und Himmel sich verwirren,
Und streitend gleichsam untergehn,
Und die neugiergen Monster irren,
Der Wesen Wahlstatt anzusehn.

Entweicht dem Anblik, der euch schrecket,
Wo ihr die Erde ruhend schaut,
Mit einem Sternendach bedecket,
Dem Gleichgewicht hoch anvertraut.
Doch wie, wann Schwefelströme brausen?
Wann Höllenberge Feuer speyn?
Wann unterirrdsche Stürme saussen,
Und Felsen schon geborsten seyn?

Wie ruhig tragen dort die Bretter
Die Todten, greiffend noch nach Gold!
Kaum schäumt das Meer; kaum zischt das Wetter;
Den Särgen ist die Seefahrt hold.
Sie lauffen glüklich in den Hafen;
Wo ist der grosse Unterscheid?
Wir wachen ängstlich; jene schlafen,
Und träumen Schätze ohne Neid.

O, Weltlauf, mühsam zu ergründen!
O, Schauplaz, nur für eitles Thun!
Für wahres Glük, hier nicht zu finden!
Nur Gräber, träumend auszuruhn!

Es herrscht ein allgemein Verderben,
Und herrschte schon von Ewigkeit:
Wie glüklich, welche denkend sterben,
Mit redender Gelassenheit!

Ja, Menschen, wir sind zu bedauren!
Doch höret, was ein Weiser fand;
Er sah einst durch crystalne Mauren
Ein ihm entgegen glänzend Land.
Von einem göttlich heilgen Grauen
In seinem Innersten durchflößt,
Durft er es Räthseln nur vertrauen,
Von wenig Weisen aufgelöst.

In vielen heiligen Gestalten,
In Tempeln dort, von Thebens Art,
Als ein Geheimnis aufbehalten,
In Fabeln unentweiht bewahrt,
Verhüllt in Aesacons Geschichte,
Beschwohren vom Pythagoras,
Dem tapfern Tag oft ein Gedichte;
Furchtsamer Nacht ein schreckend Was:

Dem Weisen, in den Pyramiden,
In dunklen Bildern, vorgelegt;
In jener Stille ganz entschieden,
Wo sich auch nicht ein Zweiffel regt;
Wo im geschloßnen Augenliede
Der Geist sich nicht um Stralen grämt,
Und, der umtauschten Körper müde,
Sich seiner Blöse rühmt, nicht schämt.

Was hier der Traum kühn unterfienge,
Fehlt dort nicht, reine Seele! dir;
Entkörpert stellst du dir die Dinge
So lebhaft, wie durch Sinnen, für.
Dort brauchst du keiner Augenwaffen,
Und siehst an deinem Firmament
Die Sterne, die du selbst erschaffen,
Mit eignen Namen selbst benennt.

Du wilst; dein Wink ruft Römsche Heere;
Sie liefern nochmals eine Schlacht,
Und Sonnen steigen aus dem Meere,
In königlicher Purpurtracht.
Was hier, oft nur erregt durch Dünste,
Der Traum verwirrt zu schildern weiß,
Sind dir gemeine Zauberkünste;
Du wilst, und siehst auf dein Geheiß.

Ein Tropfe war des Weltmeers Quelle;
Ein finstrer Staub wurd eine Sonn:
Aus deinem Dunkel wird dort Helle,
Und Ewigkeit, was hier begonn.
Ja, Seele, du bist nicht verlohren!
Dein Stoff ist keines Zufalls Raub:
Sey Stern in Neutons = = Sey in Thoren
Der ihnen angenehmre Staub!

Allge=

Allgemeines Gebät.

1766.

Der Du die Weisheit gebohren,
Sie über Welten gesetzet,
Das Ungefähr und das Schiksal
Als Sclaven ihr übergeben.
Du, giebst du Thronen zu Lehen,
Hast Du das Oele der Salbung
Für Götter irrdischer Reiche
Vom hohen Himmel gesendet;
Doch ach, nicht allen Weisheit scheinst!

Du, der auf glühendem Wagen,
Mit Donnerpferden bespannet,
Beim Staube gräßlicher Blitze,
Die Lüfte schreket und segnet;
Der uns, wann schwärmende Seuchen
Der Jugend Wangen von Rosen
Mit schwarzem Kohlstaub bestreuen,
Und böse Sitten vertilgen,
Bei lauter Güte grausam scheint!

Du, der den schwellenden Bergen
Ein Herz von Golde gegeben,
Und Eingeweide von Silber;
In Gruben Sterne vergraben,
Die goldne Cronen umleuchten;
Du, der die Höhen und Tieffen,
Die Wasser, das stehende Feste,
Von alter Ewigkeit woge,
Ohnmächtig ohne Wunder scheinst!

Der jenem Stein ohn Empfindung
Zum Geist den Nordpol gegeben;
Du, dessen Sonne dort röstet,
Hier, wie die Liebe, sanft wärmet;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich Dich an, den Mächtigsten!

Du, dem die Biene nachbauet,
Du, dem die Spinne nachwebet,
Du, der unsichtbar im Schimmel
Die schönen Blumen gezogen;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den Weisesten!

Du, der, wenn alles erstarret,
Die Hunger stillenden Körner
Vorm Raub des Winters zu schützen,
Dem Schnee selbst Wärme gegeben;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den Gütigsten!

Du, der den Wesen der Geister
Zum Standort die Ewigkeit gabest,
Wann schwere Gewichte von Welten,
Wie Federn, fallen im Leeren:

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den **Ewigsten!**

Beim
Anblik
der
Römischen Kaiserin.

Ists möglich, dacht ich oft, der Mensch, der GOTTheit Bild?
Solch einer Sonne Glanz in solche Nacht gehüllt?
Ists möglich, daß der Mensch zu dieser Höhe steiget?
Ich sah die Kaiserin! Schnell wurd ich überzeuget.

Asträa.

Asträa, die einst den Olymp erkohre,
Und in der Flucht uns tief im Staub verlohre,
Kömmt wieder; THEODOR winkt ihr.
Sein Herze, voll von ihren hohen Trieben;
Sein grosses Herz, erschaffen, sie zu lieben,
Sagt zu sich selbst: Sie ist nun wieder hier.

Sie kam! und daß sie auf dem Ball der Erde,
O THEODOR! in Dir erkennet werde,
Erbate sie von dem Geschik.
Es riefen sie umsonst der Musen Lieder;
Dein Wink nur wars; auf diesen kam sie wieder:
Riefst Du sie auch für mich zurük? *

* Der Verfasser hatte damals eine fremde Angelegenheit zu betreiben.

Sehnsucht nach dem Frieden.

Komm, träger Friede, komm, und tröste unsre Fluren,
Laß uns von Strömen Bluts nun endlich trokne Spuren:
Wo ein entseelend Bley durch die Colonnen flog,
Und über Doris Au Troß und Geschütze zog,
Hier gehe stolz ein Storch; hier ruh im grünen Hafen,
Von Lärm und Sturm gejagt, ein friedsam Heer von Schaafen!
Die Hütte sey nicht mehr der Ruhe Lagerstatt
Für Krieger, die der Raub allein ermüdet hat:
Seht Höhlen dort voll Angst für Herzen ohn Erbarmen,
Und hier die Tugend ruhn in ihrer Unschuld Armen.
O, Sterne! leuchtet nun den wachen Hirten nur;
Dem frommen Wandersmann zeigt gütig Weg und Spur:
Wann auf dem Meer noch nicht sich Schiff und Friede winken;
So führt des Wilden Kahn! = = Laßt Orlogschiffe sinken!
Fließ sanfter, ruhiger, fließ reiner, holder Bach;
Kein furchtsam Lamm trink hier schaumvollen Rossen nach.
Grünt für den Landmann jezt, reift nur für ihn, ihr Saaten,
Sonst unreif schon verheert, des Helden lezte Thaten!
Ihr Schwerdter, die der Mensch tief aus der Erde gräbt,
Wo über ihn ein Berg sich in die Wolken hebt:
O bleibet ewig nun, ihr Waffen toller Sorgen,
Tief in der Erde Schoos verlohren und verborgen!
Welkt, Lorbern, ewig hin, genezt mit unserm Blut,
Das, nur in euch verliebt, ein junger Held verthut!
O, Friede! sey willkomm den Völkern, die noch zittern,
Wie eine stille Luft nach schweren Ungewittern;

So wie das Morgenlicht, nach überstandner Nacht,
Schwermütigen erscheint, von Traum und Angst erwacht!
O, träger Friede, komm! Sieh, wie dein Reich verheeret,
Dein Tempel frech entweiht, dein Thron gestürzt, entehret,
Der Billigkeit gedroht, dem Recht gespottet wird,
In Wüsten kaum noch frei, die Unschuld trostlos irrt.
Sieh so viel Lasterthat! der Krieg läßt sie gelingen,
Und alles rüstet sich, dich ewig zu verdringen.

„ Ihr Thiere, die mein Schluß ; ; gerecht ist er! verkennt,
„ Zerstöhret euch nun selbst, die ihr euch Menschen nennt,
„ Des Vorzugs nicht mehr wehrt, den ich voll Huld euch bohte!
So sprache das Geschik, und winkte nun dem Tode.
Wie schnell kommt er und würgt! Wie grausam zeigt er sich!
Was klebt nicht Blut an ihm! Wie schwarz, wie fürchterlich!
Wie häuft er Leichen auf! Was speyt er dort für Flammen!
Was Mauren fallen um, was Thürme nun zusammen!
Welch Tempel, wo man dich, der Götter Gott, verehrt,
Gesprengten Felsen gleich, verwüstet und zerstört!
Nun fliegt ein Pfeil ; ; Ach, Gott, gebiet ihm, daß er fehle!
Wir beben ; ; leicht trift er die größte Heldenseele?
Soll alles untergehn; gebiete, Herr, dem Meer,
Daß es uns überschwemm, und ist der Blitze Heer
Nicht stark genug? ; ; Verschon uns mit des Krieges Grauen!
Der ganzen Erde Brand will ich gelaßner schauen.
O, Friede! noch ein Wunsch ; ; Und soll des Säuglings Schreyn
Vom Mitleid ungehört, und unbejammert seyn?
Ach, Friede, nie seh ich, dich und Asträen wieder!
Ich wünsche durch die Luft! Gemäuren sing ich Lieder;

Gemäuren, öd und still; Jahrhunderte zerstört;
Noch glüklich, wenn mich nur ein Todesvogel hört!
Noch glüklicher, wenn hier, verfolgt, wie ich, von Sorgen,
Sich ein Antonius vor Sonn und Welt verborgen,
Und denket, wie ich denk, und ist des Weltlaufs müd,
Und sinnet izt vielleicht auf ein antwortend Lied!

O, Schiksal, gönntest du! Wem hast du noch gegönnet
Was mehr, als eitel ist? Den Wunsch hab ich genennet;
Ich wart; es fall dein Loos = = Die Weisen such ich auf;
Zum Nordpol hemmest du, und nicht mein Wunsch, den Lauf!
Ach, selten so viel Gräuln und so viel Lasterthaten
Mir jenen öden Ort, die Freistatt, mir verrahten,
Wo, von der Vorsicht selbst geführet an der Hand,
Ein frommer Greis hin bebt, den Blik ins Grab gewandt,
Der Mann, der, eh er floh, die Welt genug gekennet,
Und müssig fromm zu seyn, sich nicht von ihr getrennet!
Fänd ich den Weisen hier, der gestern war, wie heut,
Und morgen selbst noch hat ein Herz ohn Eitelkeit!
Doch, ach, wann ich auch selbst solch einen Weisen fünde!
Es bleiben unerforscht der Dinge tieffe Gründe.
Du teuschest mich zu sehr, untreue Phantasie!
Hier ist mehr Wunsch, als Glük; viel Thorheit; Weisheit nie.
Und wolt ich endlich auch tief untern Nordstern fliehen,
Auch dahin seh ich schon gedungne Heere ziehen.
Ach, Krieg war überall, eh Ilium noch war;
Ein blutger Strich bemerkt der Schöpfung erstes Jahr.

Auf den Tod Franz des Ersten.

Wann an der Schöpfung Rand, am Ufer der Aeonen,
Ein majestätscher Stern, mit prächtgen Silbercronen,
Mit Ringen rund umschmükt, an Glanz und Wonne satt,
Sein stralenreiches Haupt sanft hingeleget hat,
Und seines Lauffes Ziel nun endlich da gefunden,
Wo so viel Sonnen schon urlang vor ihm verschwunden,
So sieht Germanien, wie gleich an Majestät,
Sein Kaiser in die Gruft erblaßter Götter geht!

Anhang
einiger Briefe,
worinnen
Fragmente
von
etlichen Gedichten
des Verfassers
enthalten.

W. den 26 Aug. 1767.

Hier bin ich endlich wieder an einem Orte, wo ich mich meinen Betrachtungen in einiger Ruhe überlassen kan. Nun glauben Sie, würde ich mein Versprechen erfüllen, und mein Trauerspiel vollenden. Socrates interessiret Sie, und mich auch; allein - - - - Mein Entschluß ist gefaßt, dieses Stüke zu unterdrüken. Ich habe diesen Entschluß bereits so weit vollzogen, daß nur Fragmente noch übrig sind. Es ist wahr, daß es unveränderliche Gesetze gebe, welchen ein guter Dichter sich unterwerfen müsse, wann er will, daß sich andere nach ihm bilden sollen. Wer aber seinen Namen nicht in der Schule decliniren hören will, diesem muß man schlechterdings seinen eigenen Geschmak überlassen. Der Engelländer ist einem irrenden Ritter gleich, der auf ungebahnten Wegen gehet, in Wüsten und Einöden, auf Klippen und Felsen, bald zu Pferde, bald zu Fusse, ein Ulyssesauf dem Lande ist; aber auch Entdeckungen macht, welche bei regelmässigen Reisen niemand machen kan. Wer würde aber der auf Reisen gehenden Jugend die Anleitung geben, auf Ebentheuer auszugehen? Wer würde angehenden Dichtern den Milton als ein Muster der Nachahmung vorlegen? Wer wolte den Geschmak der biblischen Heldendichter zum herrschenden machen? Dieses alles beziehet sich auf unsere leztere Unterredung, die Sie doch, wie ich hoffe, nicht vergessen haben werden. Es giebt eine höhere und eine schwächere Begeisterung; eine wilde und eine sanfte. Das Wesen der Dichtkunst ist allemal Begeisterung, von welcher Eigenschaft, und von welchem Grade sie nun auch sey; stark oder gemässigt, wild oder sanft. Hier be-

stimmet der Geschmak eines jeden Dichters die besonderen Grenzen; aber die Gegenstände müssen auch in gehörigem Verhältnisse mit eines jeden Dichters besonderem Geschmacke stehen. Doch kan einer in der Sprache der Menschen, und ein anderer in der Sprache der Engel singen, und beide können gleich grosse Meister seyn. Adam kan in der Sprache der Engel klagen; und auch sermone pedestri seine stille Traurigkeit ausdrüken: Wollen Sie ihn hören?

Euch laß ich nicht, schmaragdene Fluren!
O, Engel, wie seyd ihr so hart!
Uns minder trefliche Naturen,
So fern von Gottes Gegenwart,
Kan leicht ein Traum, ein Schein verführen:
Allein ein Paradis verlieren
Um einen Traum? Das ist zu hart!
Was mir zum Schein der Engel sagte,
Das flog mit ihm; er eilte sich:
Als aber Satan frech es wagte,
Da war kein Engel mehr um mich.
Mir gab man Seraphim zur Wache;
Das lautet groß und feierlich;
Sie wachten schlecht = = wen trift die Rache?
Die Wächter nicht; mich, ärmsten mich!

Diese Klagen kan wenigstens ein miltonischer Adam mit gutem Grunde führen. Der berühmte Ort, wo Milton an das Licht kömmt, und es feierlich anredet, verdienet oft als ein heiliger Ort von Pilgrimmen der Musen besuchet zu werden. Sie haben diese Klagen in der Uebersetzung des Herrn Zachariä mit Entzüken gelesen, wünschten sie aber in veränderter Gestalt von neuem zu lesen. Vielleicht schreibe ich Ihnen mit nächster Post wieder. Leben Sie indessen wohl!

W. den 28ten Aug. 1767.

Ich halte mein Versprechen vielleicht früher, als Sie es wünschen. Doch nein; Sie unterhalten Sich gerne mit solchen Gegenständen. Einige, und so gar Kenner der römischen Litteratur, wollen doch unsere Hexameter nicht recht vertragen, ob es gleich der Reim nicht ist, dessen Mangel ihnen solche abgeschmakt machte: dann sie können reimlose Gedichte, nach Verschiedenheit der Versart, ganz wohl leiden. Es gabe mir dieses Anlaß, der Sache weiter nachzudenken, und ich will Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber eröfnen. Ein reimloses Heldengedichte scheinet fast die hexametrische Versart vorzüglich zu erfordern; aber die Hexameter müssen auch so fliessend seyn, wie die Klopstockischen. Ich habe, zumal bei angehenden Dichtern, ein Vorurtheil bemerket, als ob es gleichgültig sey, welche Versart sie zu ihren verschiedenen Gegenständen erwählten. Es ist aber dieses nicht gleichgültig, und obgleich die Schreibart allemal poetisch seyn muß, so ist es doch auch wieder nicht gleichgültig, welche von den verschiedenen Arten, die alle poetisch sind, man erwähle. Die Miltonische erhabene Schreibart ist die wahre und rechte, wie solche sich für ein Biblisches Heldengedichte schicket; allein eine Henriade in diesem Geschmacke wäre etwas unerträgliches. Eine Ode? Ich weiß nicht. Eine Elegie? Nimmermehr. Ein Lehrgedicht? Das fehlte noch.

- - - - - Je cherchai dans mes chants,
Non les charmes des sons, mais la beauté du sens,
Et j'osai négliger les peintures brillantes,
Pour présenter au coeur des verités touchantes.

Von der fliessenden Dichtart, welche eigentlich die herrschende seyn solte, machen sich viele einen unrichtigen Begriff, gleich

als ob sie von der Prose nur durch Silbenmas und Reim unterschieden wäre. Aber es ist nicht so, wie eine Menge Beispiele solches zeigen kan. Nur eines: " Du, o Schöpfer, der du „ alles, was in unserm Herzen ruhet, durchforschest und kennest, „ und es mit Namen unterscheidest, ob es irrig, oder gut sey; „ o, siehe die Dunkelheiten, die durch meine Seele sich breiten, „ und gebiete deinem Lichte, daß es meine Nächte breche! „ Wer sieht nicht, daß dieses Poesie, und keine Prose sey? Ein Kenner fühlet hier die sanfte Begeisterung des also singenden Dichters:

Schöpfer! der du alles kennest,
Was in meinem Herzen ruht;
Der du es mit Namen nennest,
Ob es irrig, ob es gut?
Schaue was für Dunkelheiten
Sich durch meine Seele breiten,
Und gebiete deinem Licht,
Daß es meine Nächte bricht.

Das ruhn im Herzen, die sich breitenden Dunkelheiten, das gebieten dem Lichte, sind poetische Ausdrüke, die in der Prose nicht erlaubt sind, wie man dann auch nicht in Prose sagen kan, das Licht breche die Nacht, sondern es breche durch die Nacht. Kan ich in Prose so reden: " Die göttliche Lehre „ von der Unsterblichkeit ist ausser Zweifel. Wahr ists, daß dorten ein wildes Volk, vermenget mit seinen Rindern wohnet, „ welches dieser Lehre widerspricht; aber kan dieses die Kraft „ der Wahrheit mindern? „ So kan man sich in der Prose nicht ausdrüken. Die Prose duldet eine solche Art der Kürze eben so wenig, als sie solche Sprünge duldet, wo der Leser, gar nicht vorbereitet, auf einmal ein viehisches Volk mit seinen Rindern

vermenget siehet, welches die Unsterblichkeit läugnet. Sie sehen also, wie ich glaube, deutlich, daß ein fliessendes Gedichte noch lange keine Prose ist, wann es gleich ohne Silbenmaß und Reim Prose zu seyn scheinet. Ein andermal ein mehreres, indessen die miltonischen Gedanken vom Lichte Ihnen hier in der veränderten Gestalt zu Befehl stehen. Entschuldigen Sie ihre Unvollständigkeit, und leben Sie wohl!

Das Licht.

Du erste Geburt des schaffenden Himmels,
Wie soll ich dich ehren? Wie soll ich dich nennen?
Dich Ausfluß des reinsten, selbstständigsten Wesens?
Dich, dessen Quelle nichts endlichs entdecket?
Aetherscher Strom, der die Schöpfung durchwässert,
Sey mir gegrüßt!

Gegrüßt! Darf aber auch ich ohne Tadel,
Da Gott das Licht ist, und Ewig zu Ewig,
Ganz unzugänglich im Lichte gewohnet,
Dich nennen das Licht?

Noch vor der Sonne, welche dir danket,
Daß sie, die Morgenröthe zu nähren,
Daß sie, den längern Tag zu erhalten,
Sich reich genug sieht:

Noch vor dem Himmel, welcher dir danket,
Daß du sein Felsendickes Gewölbe,
Aus grobem unzerbrechlichen Glase,
Erhöhst zum Saphir:

Da warst du = = Auf Gottes allmächtige Stimme
Warst du des Weltbaus, vom Leeren durchwundet,
Bedeckender Mantel, da lag er beschüzet,
Und schien eine Sonn.

Und Bilder, aus allerfeinestem Stoffe
Gedrehet, in sympathetischer Lage,
Wurden, von dir berühret, Gedanken,
Beseelendes Licht:

Wie wann ein Künstler in unserem Thale
Lettern zu Namen der Fürsten erst ordnet,
Und dann, von einem Funken entzündet,
Sie brennend da stehn.

*** ——————————— ***

W. am 30. Aug. 1767.

Ich mußte das lezteremal abbrechen, ohne Ihnen die wahre Ursache melden zu können, und Sie sollen es auch jezt noch nicht wissen, auf welche angenehme Weise ich gestöhret worden bin, da ich noch ein paar Zeilen mehr von der fliessenden Dichtart schreiben wolte. Neukirch schreibet freilich fliessend:

Calypso weinte noch: Ulysses hartes Scheiden
Gieng ihr an Seel und Herz: Was bei so bitterm Leiden
Ihr allen Mut benahm, und Höllenpein gebahr,
War, daß sie leider! nicht, wie Menschen sterblich war:

Allein hier sehen Sie eine wahre gereimte Prose, und der Himmel sey dafür, daß dieser Geschmak allgemein würde. Ein anderer hätte sich so ausgedrüket:

Calypsens Auge ließ noch Thränenströme fliessen;
Sie sahe, wo sie gieng, den scheidenden Ulyssen,
Und sie verwünschte oft der Götter ganze Schaar,
Verzweiflend, daß sie nicht, wie Menschen sterblich war.

Aber sanfter begeistert, würden Sie sich vielleicht also ausdrüken:

Calypso weinte noch, und kannte keinen Frieden
In der bestürmten Brust ‒ ‒ Ulysses war geschieden!
Was ihr am schwersten fiel, und Angst aus Angst gebahr,
War, daß die Göttin nicht, wie Menschen, sterblich war.

Das poetische liegt hier in der Kürze, in dem Abgebrochenen, und in einigen Ausdrüken, welche eine reine Prose nicht duldet, als welche keine Angst aus Angst gebähren läßt, und die Redensart: keinen Frieden in seiner Brust kennen, ist poetisch. Der größte Vorzug der fliessenden Dichtart ist die Deutlichkeit, und ich glaube mich also so sehr nicht zu irren, wann ich der Meinung bin, daß diese Dichtart billig die herrschende seyn solte. Die geistreichen Dichter behalten deswegen doch ihren hohen Werth; aber sie reden eine Sprache, die nicht alle verstehen, und können nicht so allgemein nüzlich seyn, wie die Meister in der fliessenden Dichtart. Glauben Sie auch nicht, mein Freund! als ob alle geistreiche Dichter grosse Genien seyen. Sie müssen sich durch grosse Gedichte erst legitimiren, wann man sie

dafür halten soll. Nam & Barbari magnifice loqui solent & ornate, saget Plinius, und gewis ist es, daß ein sehr mittelmäßiger Kopf sich zuweilen selbst übertrift, und wann eine entzündete Einbildungskraft nur eines einzigen glüklichen Bildes Meisterin wird; so folgen hernach Bilder auf Bilder, wie von selbst, und dem Erhabenen gehet es alsdann, wie dem Golde der neuen Welt, das auf einmal Hauffenweise in die Hände der schlechtesten Leute geriethe. Ein Dichter der fliessenden Dichtart kan nicht so leicht betrügen, als mancher geistreicher Schwärmer, und es gehöret mehr dazu, fliessend zu schreiben, als man sich gemeiniglich vorstellet. Ich sage hier, wie überhaupt, so Ihnen insbesondere, nichts Neues; aber Sie wissen ja auch, worinnen ich mit Ihnen nicht einig bin. Die Prose unterscheiden Sie, wie ich auch, in die gemeine und in die höhere, oder rednerische. Ein Redner hat seinen zusammenhangenden wohl überdachten Plan, und je deutlicher er ihn vor Augen leget, desto beredter zeiget er sich, es sey dann, daß, nach Unterschied der Fälle, eine rednerische Klugheit dieses nicht erlaube. Er sieht mehr auf Zeichnung der Redner, als auf Farben, und er bleibet lange in der Stellung eines gewöhnlich redenden Menschen, bis ihn nach und nach eine sanfte Begeisterung hebet; aber er hütet sich vor allem, was Zuhörern, die in ihrer gewöhnlichen Stellung sich befinden, unwahrscheinlich vorkommen muß. Er darf nichts besonders sagen, nichts ausserordentliches, ohne die Zuhörer dazu vorbereitet zu haben. Ein Dichter aber wird aus seiner gewöhnlichen Lage sogleich in eine ausserordentliche versetzet, und was in einer Rede die Mitte, oder gar der Schluß ist, das ist bei ihm der Anfang. Die dichterische Sprache ist kurz, abgebrochen, und je mehr sie sich von der gemeinen Art zu reden entfernet, desto poetischer ist sie. Ein Dichter adelt, wo möglich, jeden Ausdruk, und hat eine unumschränkte Gewalt, neue Wörter zu erfinden, wann sie nur die beiden Eigenschaften der Verständlichkeit und des Wohllau-

tes haben. Einem Redner ist dieses eigentlich nicht, und nur die Wahl unter mehreren gleich prosaischen Ausdrücken erlaubet. Eine ausgesprochene Rede kan niedergeschrieben mittelmässig, und ausgesprochen ein Meisterstük seyn, wo nemlich Stimme und Gebärden, nebst allen kleinen Umständen, welcher der, so redet, sich zu nuz macht, das meiste thun. So bald ein Redner ausserordentliche Bewegungen an seinen Zuhörern bemerket, gehet er von seinem Plane ab, und ziehet von diesem Zufalle augenbliklich allen möglichen Nutzen, wohingegen ein Dichter, der sich mit sich selber unterhält, indem er seinen Plan ausführen will, gleich als von einer unsichtbaren Macht plözlich davon abgezogen wird. Und so setze ich die geistreiche Dichtart der höhern Prose entgegen, und um weder Sie noch mich zu lange aufzuhalten, übergehe ich noch viele andere Unterschiede. Die fliessende Dichtart ist halb Prose, halb Poesie, ohne alle Rüksicht auf Silbenmaß oder Reim. Sie ist eine poetisch nachgeahmte Prose, und dieses ist würklich der Fall Ihres Caniz und einiger andern Dichter. Aber hätten die meisten Strophen über den Tod seiner Doris nicht etwas anders lauten können? Haben sie noch einige Geduld übrig?

Soll ich meine Doris missen?
Grausam wird sie mir entrissen!
Schiksal, welche Tirannei!
Oder ists nur Phantasei?
Nein, ach nein! Sie ist verschwunden!
Meine Freundin dekt ein Grab.
O, ihr melancholschen Stunden!
Wer kürzt euren Faden ab?

Wer nimmt mir mein todtes Leben,
Das ich froh für sie gegeben?

Wer macht mich der Banden los?
Und bringt mich in ihren Schoos?
Können Geister sich umfangen?
Gönne mir nur einen Blik!
O, wie rein ist mein Verlangen!
Komm als Geist zu mir zurük!

Ja, o himmlisch holde Schöne,
Höre meine Trauertöne!
Sieh, ach, sieh mein wundes Herz,
Blutend von dem tiefsten Schmerz.
Sieh den Aufruhr der Gedanken
Von der Höhe deiner Ruh,
Und mich wie ein Schilfrohr wanken,
Ganz unwissend, was ich thu.

So mögte es auch fliessend seyn. Aber finden Sie nicht, daß die Versart, welche Caniz erwählet hat, für seinen ernsthaften traurigen Gegenstand nicht schwer genug sey, und nichts feierliches an sich habe, und solten Sie nicht die Anmerkung von selbst machen, daß meistens die Versart, auf welche ein Dichter ohne Wahl fället, alles übrige entscheide? Ein geistreiches, an Gedanken schweres Gedichte, erfordert eine andere Versart, als ein fliessendes. Die Prose hat ihre eigenthümlichen Gegenstände, und die Poesie desgleichen. Die geistreiche wieder andere, als die fliessende Dichtart. Was in Poesie schön und rührend ist, ist oft lächerlich und abgeschmakt in der Prose. = = Dieser Brief ist lang gerathen, werden Sie sagen; aber ich bin noch nicht fertig. Ich würde gewiß der lezte unter allen seyn, welcher dem schönen Geschlechte einen gleichen Anspruch auf Vernunft und Wissenschaft streitig zu machen suchen würde; aber, so lange sich noch der Begrif von einem Geziemenden und nicht Gezie=

menden in unserer philosophischen Welt erhalten wird, mögte die Metaphysik und Algebra sich für uns vorzüglich schicken, und artigen Dichterinnen die fliessende Dichtart mehr geziemen, als die erhabene. Sagen Sie dieses unserer Klopstockianerin, und wann Sie haben wollen, daß ich mich wohl befinden soll, so leben Sie auch wohl.

N. S. Ich werde nun ein viertägiges, auch wohl längeres Stillschweigen beobachten, und zwar mit grösserer Strenge, als man hier beim Gebrauche der Cur verfähret. Ich sehe indessen mit Verlangen den schriftlichen Beweissen von Ihro fortdaurenden Freundschaft entgegen.

* * *

W. den 8. Sept. 1767.

Ich habe mir es wohl vorgestellet, daß Sie mir nicht in allem Recht geben würden. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß Miltons verlohrnes Paradis ein unsterbliches Werk sey und bleibe, wann es gleich grosse Fehler hat. In Absicht auf die Poesie des Stiles geben Sie dann doch nach, wann diese Art des Erhabenen auf das biblische Heldengedichte eingeschränket wird. Aber Sie wollen die wahre Religion mit keinen Fabeln vermenget wissen. Ich war auch einmal so fromm, und erklärte mich sogar singend über diesen Punct also:

Laß mir kein Lied von dir mißlingen,
Erlöser, hör den sanften Ton!
Doch christlich will ich von dir singen;
Miltonisch singt ja Klopstock schon!

Nun aber bin ich geneigter, Unterschiede und Bedingungen zuzulassen, und mache meinen ersten Unterschied zum Vortheil des Herrn Klopstocks. Milton vermenget Christenthum und Heidenthum, Philosophie und Theologie, Orthodoxie und Heterodoxie mit einander, und setzet den grossen Engel, der jezt Satan heisset, in eine solche Lage, daß man fast gezwungen wird, ihn einigermassen zu entschuldigen. Nach dem Milton war der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit Gott, und seine plözliche Erhebung konte einem Geiste, der ihm fast gleich schiene, ganz natürlich einen Argwohn erwecken. Ohne Sünde konte Satan in sein eigenes Wesen schauen, und da er darinnen keine Spur eines Anfangs funde, auch keiner Schöpfung noch beigewohnet hatte, war es kein Wunder, daß er von Ewigkeit zu seyn glaubte. Von der Allmacht hatte er noch keine Probe gesehen, und sein Sturz selbst konte ihn davon noch nicht überzeugen, indem eine Uberlegenheit noch keine Allmacht ist. Umsonst wird für ihn ein Abgrund erschaffen; umsonst sind die Thoren der Hölle für ihn verschlossen, und er schwinget sich aus der grundlosen Tieffe durch unermeßliche Räume wieder an das Licht. Er findet den Menschen zum Falle vorbereitet; er soll nicht vom Baume des Erkänntnisses essen. Das ist verdächtig, läßt Milton seinen Satan sagen. Sie sehen, mein Freund, daß ich Ihnen Recht gebe, wo Sie Recht haben, und es ist wahr, daß der Plan des Miltons fehlerhafter sey, als man es sich vorstellen kan. Mit gutem Grunde läßt er seine Teuffel mit aller Stärke reden, welcher die hohe Vernunft, die er ihnen beilegt, nur immer fähig seyn kan; allein er sezt zugleich seine Engel in grosse Verlegenheit wegen der Antwort. Mit kleinen Gedichten sind wir zu frieden, wann das Horazische Utile & Dulce beisammen angetroffen wird; aber grössere Gedichte müssen durch ein grosses Interesse uns in der Aufmerksamkeit erhalten. Milton hatte dafür, aber unglüklich, gesorget. Freilich interessiren uns die

wahren Ursachen des Verlustes von einem Paradise, und wir wollen schlechterdings den Ursprung des Bösen wissen, und werden gewis nicht befriedigt, wann die Schuld auf die Vernunft geschoben wird. Die Schrift pranget mit dem Gepräge einer unverlezlichen Heiligkeit, und ihre Einfalt beruhiget uns, und läßt keine Zweifel aufkommen, so wie ein lebendiges Quellwasser nichts unreines leidet. Für ein Gedichte aber haben wir nicht gleiche Ehrfurcht, und Milton erfüllet die Lücken mit seinen Phantasien, welche ein göttliches Geheimnis, das sich tief in seine Heiligkeit verhüllet, unserer Vernunft nothwendig zurück lassen müssen. Er legt es uns so nahe, daß wir nicht länger unser Urtheil aufschieben können. Wir philosophiren zugleich mit seinem Satan, und erwiedern ihm das Mitleid, welches er beim Anblick unserer ersten unschuldigen Stammeltern so großmütig bezeugte. Es ist wahr, ich gestehe es Ihnen nochmals ein, daß der miltonische Plan aus lauter Fehlern zusammen gesezt zu seyn scheine; aber dessen allem ohngeachtet ist sein verlohrnes Paradis ein mehr als grosses Meisterstück, und es wäre lächerlich, wann ich bei einer solchen Gelegenheit, wie diese, Ihnen auf die Vorwürfe, die Sie mir wegen der Unterdrückung meines Socrats machen, antworten wolte. Einiger Fragmente sollen Sie doch noch theilhaft werden. Schreiben Sie nur bald wieder und leben wohl!

* * *

W. den 9. Sept. 1767.

Ich habe gestern zu kurz abgebrochen; aber daran ist ein Gesichte am Himmel schuld. Ich sahe eine Wage, auf deren auffahrenden Schaale meine Critik zu meinem Nachtheil gewogen lage. Hätte ich nur noch folgendes darauf geleget, um das Ge-

wichte zu vermehren. So läßt Milton Gott scherzen, als seine Allwissenheit ihm die Anschläge des Satans entdeckete:

„ Sohn, in welchem ich völlig den wiederstralenden Abglanz
„ Meiner Herrlichkeit ausgedrükt seh; Du einziger Erbe
„ Meiner Macht; izt ist es entscheidend, daß unserer Allmacht
„ Sicher wir sind, und erwegen, mit was für Waffen wir glauben
„ Unser verjährtes Reich an die Gottheit und Herrschaft des Himmels
„ Zu behaupten: dann izt will ein gewaltiger Feind sich
„ Wider uns auflehnen, welcher sich vornimmt, im weiten Norden
„ Seinen Thron dem unsern entgegen zu stellen: Auch hiermit
„ Ist er noch nicht zu frieden, indem er in offener Feldschlacht
„ Unsere Macht, und unser Recht zu prüfen gedenket.
„ Laß uns dann rathschlagen, laß uns in Eil die Kräfte versammlen,
„ Die uns noch übrig geblieben, und alle Vorsicht gebrauchen
„ Uns zu vertheidgen, damit wir nicht etwan, noch eh wirs vermutet,
„ Unsern heiligen Sitz, und unsere Hügel verlieren.

So scherzet ein majestätischer Gott mit seinem Sohne über die Verwirrung, in die eines seiner Geschöpfe gerathen

war! Ist wohl ein grösserer Unsinn möglich gewesen? Wer kan hier den Milton entschuldigen? Die H. Schrift gewis nicht: dann wann es gleich heisset, der Herr spotte ihrer, so wird Gott doch nicht redend eingeführet, und werden ihm keine unanständige höhnische Ausdrüke in den Mund geleget. Hören Sie nun aber einmal den Satan, wie er mit Gründen der Vernunft und allem Anstande [ich weiß auch nicht, ob dieses Wort gelten kan] den Abdiel abfertigt:

„Daß wir geschaffen sind, sagst du? Das Werk von hülfreichen Händen,
„Und der Arbeit, welche der Vater dem Sohn übergeben?
„Eine ganz neue seltne Lehre! Wir mögten wohl wissen,
„Wo du sie her hast? Wer sahs, als diese Schöpfung geschahe?
„Kanst du dich deiner Erschaffung erinnern, in der dir das Wesen
„Mitgetheilt ward vom Schöpfer? Wir wissen von keiner Zeit nicht,
„Da wir nicht eben so waren, als izt, und wissen von niemand,
„Der noch vor uns gewesen.

Hier ist zu merken, daß dieses kein verwegener Vernunftschluß sey; sondern auf Erfahrung beruhe, welche zahllose Schaaren dem Satan bezeugen. Nun fähret Satan fort:

„Wir sind durch uns selber gezeuget,
„Selbst entstanden durch uns, durch unsre belebenden Kräfte,

„Als sich der Lauf des Schiksals im vollen Cirkel
geschlossen.

Wie gebärdet sich Abdiel hierbei? Wie einer der zornig wird, ja in Wut geräth, weil er aus Mangel schwererer Gründe nicht antworten kan. Was er sagt, ist Petitio Principii; hier war aber der Ort, wo Satan hätte widerlegt werden müssen; oder wo Milton ihn mit schwächeren Gründen seine Vertheidigung hätte führen lassen sollen; aber an statt dessen sezt er den Satan immer in Vortheil. Wie schwer ist es aber nicht auch, ein biblisches Heldengedicht unanstössig zu schreiben? Wie schwer ist es überhaupt in Poesie zu philosophiren, ohne daß man entweder anstosse, oder die Poesie darunter leide? Mit nächstem ein mehreres. Leben Sie abermals wohl!

* * *

W. den 12. Sept. 1767.

Alles ist in voller Bewegung den Socrates zu retten. Seine Tochter Cirene spielet eine Hauptrolle. Sie ist eine Dichterin und Philosophin, sehr bei dem Volke beliebet, und nimmt aller Herzen ein, wann sie singet. Hephästion, auch ein Dichter und Philosoph, ist ihr Freund. Anytus hat seine verschmähte Liebe an ihrem Vater zu rächen geschworen, und führet es aus. Hephästion hat das Volk in Bewegung gebracht, und bringet seiner Freundin gute Zeitung, und tröstet sie auf das beste. Sie drücket sich so aus:

Das Unrecht schlägt zu tiefe Wunden
Zu tiefe Wunden,

In mein empfindungsvolles Herz!
Ihr Götter habt es nie empfunden,
Ach, nie empfunden!
Beim Nectar kennt man keinen Schmerz.
Wer weinte wohl bei ewger Freude?
Wann blutete der Götter Herz?
Ich aber leide - -
Ach - - ich leide
Höllenschmerz!

Hephästion: Selbst unsre Feinde sind gerühret,
Und kennen die, so sie verführet:
O Freundin, waffne dich mit deines Vaters Mut!
Es weiß das Volk, was du gelitten,
Die Richter lassen sich erbitten;
Du weist nicht, was ein Blik so holder Augen thut.
Ja, könten tausend Thränen büssen,
Das Unrecht, das man dir gethan:
O, welche Ströme würden fliessen!
O, könten Ströme Thränen büssen!
Das Unrecht, das man dir gethan.

Cirene: Du irrst, mein Freund! dem unter allen,
Dem ich vielleicht zu viel gefallen:
Die Menschen sind nicht so, wie du,
Und hören ungerührt uns zu.

Hephästion: Nein, blutge Thränen würden fliessen,
O, könten blutge Thränen büssen
Das Unrecht, das man dir gethan.

Hier werden sie vom Criton gestöhret, nach dessen Ab-

gang Cirene, ruhiger und gelassener, sich über die Vielgötterei mit dem Hephästion unterhält. Hephästion sagt:

Ist Zevs, ihr höchster Gott, in Creta nicht gebohren?
In Creta starb er auch, und ach, wir Thoren
Verehren einen Gott, der Mensch, wie wir, gebohren,
Und Mensch, wie wir, gestorben ist.
Wir fürchten uns für todten Göttern,
Und sehn nicht die Natur, nur sie, in dunklen Wettern,
Und Schöpfung da, wo Zufall ist.
Wie lächerlich sind sie im Himmel selbst entzweiet!
Wie lächerlich wird dort beschlossen und bereuet!
Wie lächerlich ist nicht ihr ewger Zwist!

Die aufgemunterte Cirene erwiedert scherzhaft:

Indessen ists uns Menschen ungelegen,
Wir leiden unter ihrem Zwist.
Ich weiß, kan ich noch heut den grossen Zevs bewegen,
Daß Pluto mir so gleich zuwider ist.
Ihr Götter, ach, ihr schikt uns keinen Seegen,
Worüber unter euch vorher nicht Zwist,
Und Krieg und Unruh war - - Ach, ihr schikt keinen Seegen,
Der nicht mit Gift vermischet ist.
Wie glüklich, daß ich nicht die Welt vorher gesehen,
Eh aus des Zevs Gehirn der Weisheit Göttin sprung!
Wie hat es da erst ausgesehen!

Welch Wüste! welche Finsternis!
Und nichts entstund, ich weiß gewis,
Das nicht ein andres gleich verdrung,
Bis unter tausenden kaum ein Geschöpf gelung.
Wie sieht es izt noch aus? Toll zur Verwunderung.
Was nüzt dort jener Fels, wo Stein auf Stein gehäufft,
Die fliehnde Wolke oft an seiner Spitze streifft?
So lang ich leb, hab ich verwundernd ihn gesehen,
Und dachte: Nun, nun wird er grün,
Und wenigstens auf ihm einmal ein Dornstrauch blühn.
Was werden noch die Götter endlich machen?
Dort hört man weit im Meer ein unterirrdisch Krachen,
Und siehet dunklen Rauch; er steiget hoch empor:
Vielleicht kommt auch ein dummer Fels hervor.
Einst schlich ich munterer, als izt, an jenen Bach
Der edlen, stolzen Bachstolz nach,
Als eine Otter mich = = Ich wette,
Vom Anytus verhezt, bei nah gebissen hätte.
Wer hat, dacht ich bei mir, das schöne Thier gemacht?
Ein artiges Geschöpf, sehr sinnreich ausgedacht.
Ein Lämmgen, das mich lieb gewonne,
Lag still in meinem Schoos; ich spielte sanft mit ihm;
Ein Esel, dem ich seine Disteln gönnte,
Nicht weit davon, als plözlich alles brennte;
Unendlich schien der Götter Grimm:
Ich sah die Donnerwolken schwärmen,
Die Blitze, wie Bacchanten schwärmen,
Ich hört und hörte nichts als Lärmen,
Und dachte, was kommt nun heraus?
Der Himmel war ganz schwarz, und sah abscheulich aus.

Auf einmal schug es ein · · Was soll ich davon
denken?
Die Götter sind es ja, die selbst die Blitze lenken!
Wen traf der Schlag? Mein armes Lamm.
O, Unschuld! ach, was rühret hier mein Herze,
Wo ich, geteuscht von eitler Hofnung, scherze!
O, Thränen fließt! Wer fällt mir traurig ein?
Wer kans, Hephästion, als nur mein Vater seyn?
Ja, Unschuld, du must leiden,
Den Bösen stöhrt kein Bliz in seinen Freuden,
Doch, du, o Unschuld, du must leiden!

Hiermit können Sie für diesmal genug haben. Ich bleibe nur wenige Tage noch hier, werde ihnen aber fast täglich schreiben, weil ich vermute, daß dieser Briefwechsel ohnedas von kurzer Dauer seyn werde. Dann Geschäfte gehen vor. Leben Sie ohne Geschäfte wohl!

* * *

W. den 13. Sept. 1767.

Es war erst diesen Vormittag eilf Uhr, als meine gestrigen Gedanken, in ein Felleisen eingepacket, zu Pferde abgiengen. Ich war aufgelegt zum Nachdenken und der französische Pope lag neben mir. Wie? Dachte ich, meine Gedanken sind immateriel, und lassen sich auf gestampfte Lumpen abdrucken? Wie ist es möglich, daß todte Buchstaben gleiche Gedanken, Gedanken, die mein sind, bei meinem Freunde erwecken? Was haben Töne, Buchstaben und Gedanken mit einander gemein? Solten es Elementar-Gedanken geben, welchen Töne und Buchstaben entsprächen?

chen? Hätten wir keine immaterielle Seele, und wäre unser Denken etwa blos das lezte Resultat von allen Lebens-Bewegungen: wie konten wir über die Bedeutungen der Töne und Buchstaben mit einander übereinkommen? Die Töne würden sich unserm innern Ohre; die Figuren auf dem Papiere unserm innern Auge eindrücken; aber ohne Bedeutung. Wäre ein Gedanke das Resultat eines lebendigen Aethers, so oft er seinen augenbliklichen Lauf durch die unendlich mannigfaltigen und allerfeinsten Canäle unsers Körpers in vollem Cirkel schlösse, und wieder eröffnete: o, so müßte die Sprache dieses denkenden Körpers zugleich das Resultat der nehmlichen Bewegungen seyn; allen denkenden Körpern müßten einförmige natürliche Zeichen angebohren seyn, welche ihren Gedanken entsprächen, keine willkührliche Bedeutung litten, und also jeden Körper in Stand sezten, sich dem andern verständlich zu machen. Unsere Sprache müßte (ich wiederhole es) durch den nehmlichen Weg entstehen, durch welchen unsere Gedanken entstehen, und sie müßte einförmig seyn; eine allgemeine Sprache müßte allen natürlich eigen seyn. Lassen Sie zwei denkende Körper einander begegnen, und den ersten auf einen Baum deuten, und zugleich einen Laut von sich geben. Beides, das Bild des Baumes und der Laut, wird sich entweder jedes besonders eindrücken; oder beides sich mit einander verwirren. Es fehlete allemal noch das Dritte verbindende. Ein denkender Körper wäre also keiner Sprache fähig, wie die unsrigen Sprachen sind, und denkende Körper konten einander ihre Gedanken nicht mittheilen, wie von uns geschiehet. Was aber kan ich hier entgegen setzen, als eine immaterielle Seele mit einem Körper verbunden? In der immateriellen Seele lieget der Grund von der Möglichkeit, uns unsere Gedanken auf so verschiedene Arten mittheilen zu können. Alle Sprachen, die nur jemals von Zungen gesprochen worden, präexistiren in unserer Seele, woraus aber nicht folget, daß wir ordentlicher Weise sie ohne

Unterricht sprechen und verstehen könten; sondern es folget daraus nur die Fähigkeit zu Erlernung aller Sprachen. So liegt ein ganzer Wald in einer einzigen Eichel; aber er entstehet erst unter festgesezten Bedingungen. Die electrische Materie ist unsichtbar vorhanden; aber sie wird erst, in Bewegung gesetzet, sichtbar. In diesen Gedanken ruhete meine Seele, als mich ein Besuch unterbrach. Was lesen Sie? fragte mich mein Freund, meiner und der ihrige, welches Sie noch nicht wissen. Vom Pope war natürlich sogleich die Rede. Wir fielen zu erst auf die Stelle:

Si des Decrets divins la sage profondeur
Au plan le plus parfait donnant la préference,
Doit enfanter un Monde, *oú brille sa puissance*;
Oú, quoique séparé, rien ne soit desuni;
Oú croissant par degrés jusques à l'infini,
Les Etres différens, sans laisser d'intervalle,
Gardent dans leur progrés une justesse égale;
Si pour remplir ce tout, *que Dieu forme à son gré*,
Parmi les animaux l'homme occupe un degré,
Le seul point est de voir, si le Ciel équitable
L'a placé dans un rang, qui lui soit convenable.

Des Leibniz beste Welt stralte uns hier gleich in die Augen, und daß Gott die Welt zu seiner Verherrlichung erschaffen habe, klunge uns sehr miltonisch; den Wolf Ihnen anzuführen, dürfte wohl überflüssig seyn. Pope fähret fort:

Dans l'homme tel qu'il est, ce qui paroît un mal,
Est la source d'un bien dans l'ordre général.

Wann wir auch die Schrift bei Seite setzen, und das Paradis nur als eine Tradition annehmen wolten: so findet sich doch

nichts Unwahrscheinliches hierbei, und im Paradise hätten wir es besser gehabt. Sie wissen, und ich Gott Lob! auch, alles, was auf Einwürfe dieser Art erwiedert zu werden pfleget; aber wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Nur eine Anmerkung will ich hier machen. Kein Mensch von gesundem Verstande, wie ihn ordentlicher Weise alle Menschen haben, hat sich noch jemals im Ernste beschweret, daß er nicht so groß sey, wie eine Eiche, daß er nicht fliegen könne, und so weiter; und man findet sich auch darein, daß unser Körper zum Gefühle beissender Schmerzen, wie zum Gefühle der Wollust gleich eingerichtet sey: dann wir sind sterblich. Wir machen keinen Anspruch auf den höhern Verstand der Seraphim; wir wissen, daß wir Menschen sind, und können uns in die Gradation der Wesen zur Noth noch finden. Aber wir wissen den uns bestimmten Lauf, den uns die Wiege öfnet, und das Grab schliesset. In diesem Cirkel ist unsere Welt eingeschlossen, und von dieser Welt ist nur die Rede, ob sie die beste sey? Nimmermehr, sagten wir beide, und was sagen Sie, mein Freund? Ist der Mensch in diesem kleinen Cirkel zu einer Glükseligkeit bestimmet? Soll er sich hier vollkommen machen?

> Son tems n'est qu'un moment, son Espace qu'un point.

Wir müssen, sage ich noch einmal, die Welt von der Seite nehmen, die sie uns zukehret, in dem Kreisse, in welchem wir eingeschlossen sind, und man tröstet uns fast lächerlich mit der grössern Vollkommenheit des Ganzen, indeme nicht die Frage davon ist, ob die Einrichtung dieser Welt, in wie ferne sie von einer höhern Weisheit herrühret, zu tadlen sey; sondern ob der Plan dieser Weisheit eine Glükseligkeit beziele, zu der wir hier nieden bestimmet seyen, also, daß auf diesen Grund eine Moral

und ein Naturrecht gebauet werden könne? Nichts ist so gewis, als daß ohne Tugend keine Glükseeligkeit möglich sey; aber dieser Saz läßt sich nicht also umkehren, daß, wo Tugend, da auch Glükseeligkeit sey = = So unterhielten wir uns, und verlängerten unsern Mittag. Wir speißten spåte, aber vergnüget, und vergassen nicht, Ihre Gesundheit zu trinken. Wir machten uns darauf eine Veränderung im Grünen, und philosophirten fast bis Abend. Ich speißte nichts, und sezte so gleich die Feder an, Ihnen diese Gedanken mitzutheilen. Das wesentliche der nachmittägigen Unterredung will ich Ihnen auch nicht verschweigen. Leben Sie, ob hierniedengleich keine Glükseeligkeit ist, dessen ungeachtet doch wohl!

* * *

W. den 15. Sept. 1767.

Wir sezten fest, wie unser Zustand beschaffen seyn müsse, wenn er gut seyn soll. Wir gaben Popen und allen Moralisten in allem Recht, was sie von den Scheingütern sagen. Allein wir waren zugleich überzeugt, daß wir mit der Materie auf das genaueste verbunden, und hier mehr Materie, als Geist seyen. Wir forderten also billig zu erst für uns alle eine erträglicheLage für unsern Körper, und sezten die physische Glükseeligkeit in der angenehmstenLage desselben, ohne etwas unmögliches zu fordern. Wir liessen ohne Murren eine Unterbrechung dieser Lage zu, aber nur mit Ausschliessung des Aeussersten. Die Schmerzen solten uns nur in eine ungleich weniger angenehme Lage, aber nicht in die unangenehmste versetzen. Den Luxum wolten wir entbehren; aber Armut und Verachtung solten unsere Glükseeligkeit nicht unterbrechen. Wir liessen Unterschiede der Stände zu; aber nur nicht allzugrosse Ungleichheiten. Wir forderten

für einen Körper in der angenehmsten Lage zugleich eine zärtliche Seele, welche diese Lage auf die feinste Art empfinden könte, und welche von einer jenseitigen Glükseeligkeit, wo wir mehr Geist als Körper, oder pur Geist seyn mögten, einen Vorschmak hätte. Das sinnliche und geistige Vergnügen solte abwechseln, und allein der Grund eines stillen Lachens seyn, welches eine reine Freude verkündiget. Wir sezten also zwar den Körper in die angenehmste Lage; aber wir begnügten uns mit einer nur mehr als erträglichen Lage, und sahen gar wohl ein, daß einiger Abgang an physischen Gütern, wodurch unser Körper der angenehmsten Lage beraubet würde, durch die Güter des Geistes reichlich ersetzet werden könne. Wir sprachen also dem Weisen seine berühmte Glükseeligkeit nicht ab, die von den irrdischen Gütern so unabhängig seyn will; wir sezten nur die Bedingung hinzu, daß sein Körper sich wenigstens in einer erträglichen Lage befinden müsse, und daß alsdann doch seine Glükseeligkeit die eigentliche allgemeine nicht seye, wie diese ist, und seyn muß, die sich blos auf diese Welt, wo wir leben und sterben, einschränket, und wo eine blos erträgliche Lage des Körpers nicht hinreichend ist, um einen solchen Zustand glükseelig nennen zu können. Wir forderten endlich auch, an statt eines solchen ungestümmen Abschieds aus dieser Welt, wie des Satans seiner war, den er vom Himmel genommen, einen sanften Tod. Allemal aber wolten wir zu frieden seyn, wann wir das ganze menschliche Geschlechte in einem erträglichen Zustand sehen könten; allein wir sahen erschrocken sein Elend, und seufzeten. Wir wußten wohl, daß, wann die Natur nach ihren besondern Compensations-Arten einmal mit uns allen abrechnete, keiner in einem unbilligen Vortheil vor dem andern befunden werden würde; aber si tout est égal, tout n'est pas bien. Diese unsere Gleichheit kan man keine Glükseeligkeit nennen. O, wie weit, mein Freund, waren wir entfernet über jenes höchste Wesen zu klagen! Wir forderten

in dieser Welt, wo wir leben und sterben, nimmermehr die Glükseeligkeit, deren Begriff wir festsezten; wir forderten nur von den Sittenlehrern, daß sie den Menschen, der hier gebohren wird und stirbt, und nach dem Tode nicht mehr Mensch ist, daß sie diesen Menschen zu keiner Glükseeligkeit bestimmen, ihn dessen ungeachtet zur Tugend ermuntern, aber zur Belohnung ihm nicht einmal einen halb erträglichen Zustand versprechen sollen. Sie sollen mit dem Worte: Vollkommenheit: nicht spielen, und der Glükseeligkeit, womit die Weisen dieser Erden so verschiedene Begriffe verknüpfen, nicht willkührlich die Gestalt geben, als wäre sie eine natürliche Folge der Erfüllung des Naturgesetzes, ob ich schon allerdings zugebe, daß der Tugendhafte in einem wahren Vortheile stehe. Wenn man allgemeine Pflichten lehren, und sie auf Absichten, die allgemein intendiret werden sollen, gründen will: Da muß man auch im Voraus sich fürgesehen haben, daß solche Absichten auch allgemein erreichet werden können. Es sind aber nicht alle der Güter fähig, die sich vorzüglich unterscheiden, als jener auch reinen Wollust, welche unsern Stammeltern nicht zur Sünde angerechnet wurde, sich aber auf die blosse physische Handlung der Fortpflanzung nicht einschränket: noch weniger der sich unterscheidenden Ehre, und am allerwenigsten des Reichthums und der Macht. Selbst der Bau des wilden Feldes unseres Verstandes, wo wir allein Herrn und Meister zu seyn scheinen, gehöret nicht zu den allgemeinen Absichten, die alle so erreichen, wie intendiren könten. Gesezt, wir wären alle gleich im Stande, unsere Leidenschaften zu mässigen: so verstünde sich dieses doch nur auf die Gewalt, welche die Seele, an sich betrachtet, über sich hätte; nicht aber auf die ungleiche Gewalt über den Körper, und nicht auf eine Macht, die äussere Hindernisse zu überwinden, oder die Würkungen der äussern Ursachen unserer Leidenschaften zu hemmen. Aber Todtschlag, Diebstahl, Ehebruch und andere Laster, können wir doch alle

gleich vermeiden, wenn wir wollen, und die Moral thut unserer kranken Seele hier eben die Dienste, die ein kranker Körper vom einem grossen Arzte erwartet? Alles dieses thut noch nichts zur Glükseeligkeit. Ist die keusche Taube glüklicher, als der Sperling? Das Lamm, das sich erwürgen läßt, glüklicher, als der Wolf, der es erwürget? Der stehlende Rabe unglüklicher, als der Kettenhund, der die Diebe verjagt? Oder ist die unschuldige Nachtigal glüklicher, welcher die Katze nachstellet? Allein das gute und böse Gewissen? Ohne weitere Untersuchung gebe ich zu, daß hierauf unendlich viel ankomme; nur hier nicht. Alles auf dieses Leben eingeschränket, macht ein böses Gewissen nicht unglüklicher, als eine schwere Hypochondrie beim besten Gewissen an sich, hier aber ohne Würkung, und ein gutes Gewissen macht den Martyrer in dieser Welt nicht glüklich. Sie werden denken, mein Freund, wir machten uns einen Zeitvertreib daraus, nieder zureissen, was andere bauten. Aber nein; wir machen viele Unterschiede; Religion und bürgerliche Verfassung bleiben glüklich bestehen, und die Religion gewinnet; die Philosophie nur kan ihre Gestalt ändern. Unser Gespräche wurde auf einmal transcendent. Ich will Ihnen aber Zeit lassen, demjenigen weiter nachzudenken, womit ich Sie dermaln unterhalten habe. Leben Sie wohl in dem Schoose Ihres besten Gewissens!

* * *

Fr. den 18. Sept. 1767.

Ich habe nun meinen hiesigen Aufenthalt verändert, und freue mich, so viel Zeit noch zu gewinnen, die angenehme Unterhaltung mit Ihnen fortzusetzen. Aber dermalen nichts von Philosophie. Was unser Freund und ich auf eine abgebrochene und

nachlässige Weise mit einander sprachen, kan ich jezt nicht in Ordnung bringen. Ich bin würklich in diesen Augenblicken dazu nicht aufgeleget. Vielleicht hören Sie eine schöne Dichterin und Philosophie lieber? Sie ist unter meiner Aufsicht, und mit meiner Erlaubnis soll sie Ihnen eine Rolle spielen. Es ist die Ihnen schon bekannte Cirene. Ihr Freund, Hephästion, hatte über die Seele und Unsterblichkeit mit ihr philosophirt, und hätte sie vielleicht galanter unterhalten, wenn er es hätte wagen dürfen. Als sie sich allein funde, und der Eindruk von dieser Unterredung noch lebhaft war, beschäftigte sie sich also mit sich selbst;

Und wie? So sind verschiedne Seelen,
Von einer gröberen Natur,
Die dich, Unsterblichkeit, verfehlen,
Und für die Weisen bist du nur?
Ein ewigs Schiksal soll sie wählen,
Die, von unsterblicher Natur,
Und die von Thon, doch beide, Seelen,
Ungleiche Blumen einer Flur.
Die dich, Unsterblichkeit, verfehlen,
Das sind die niedern Seelen nur,
Die Wollust für die Weisheit wählen;
Sie sind von sterblicher Natur.
Mich will man zu den edlern zählen;
Allein Hephästion sagts nur.
Die Gottheit würde mir nicht fehlen,
Wär er der Schöpfer der Natur;
Ich will mich gern im Staube quälen,
Bleibt meines Vaters Seele nur!
Sie bleibt und ist von allen Seelen,
Die erste, himmlischer Natur.

Ja, meine Seele mag zerstäuben!
Ach, sie ist nur von Staub gemacht!
Des Vaters Seele muß doch bleiben;
Sie glänzt ja wie der Sterne Pracht,
Und ist aus Sternen selbst gemacht!
Doch meine Seele mag zerstäuben!
Ach, sie ist nur aus Staub gemacht!

Phädon will die Cirene auf den unglüklichsten Fall vorbereiten; stehet aber halb erschrocken still, da er sie in einer ausserordentlichen Stellung sieht, und sagt zu sich selber:

Ach GOtt, sie ist erstarrt!
Sie sieht mich tödlich an! Ists meine Gegenwart?
Soll sie dem Phädon nicht des Herzens Kummer klagen?
Dem Freunde des Socrats wird sie ihr Innres sagen.

zu Cirenen.

Cirene fasse dich, o, Tochter des Socrat!
Und ist dein Schmerz zu groß, so lasse Thränen fliessen;
Sie sind dem Oehle gleich, das wir in Wunden giessen:
Ja, weine Tochter des Socrat!

Cirene.

mit einer hohlen, fast sterbenden Stimme, und zitternd:

Stumme Gedanken sammlen sich in mir,
Die sich umsonst nach Wort und Ausdruk sehnen;
Des Vaters Tod seh ich in dir:
Mein Unglük ist zu groß, es fehlet mir an Thränen.

Ergänzen Sie selbst das übrige, mein Freund, und vergessen nicht, mir zu antworten. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 20 Sept. 1767.

Ich bin ausser Stande, Sie jezt mit etwas wichtigerem zu unterhalten, als über die Eigenschaften einer guten Prose. Diese liebet das Abgekürzte und Gedrungene nicht, welches der Poesie vorzüglich eigen ist. Das Fliessende ist eine Haupteigenschaft der Prose. Um aber fliessend zu schreiben, muß man eine Wahl unter den Wörtern treffen, die sich durch den Wohllaut unterscheiden, und unter zusammensezten Wörtern diejenigen aussuchen, deren Zusammensetzung erträglich ist. Der Geschmak der Japoneser, welche Ellenlange Wörter lieben, ist gewis nicht natürlich. Es giebt Wörter, die sich natürlich zusammen schicken, gemeiniglich beisammen zu seyn pflegen, mit einem Worte, solche sogenannte Phrases, welche der fliessenden Schreibart eigen sind. Diese zu kennen, und mit Wahl zu kennen, ist ein wahrer Vortheil für einen Schriftsteller, der sich mit Fleisse auf die fliessende Schreibart leget. Ein solcher Schriftsteller wird sich also hüten, Wörter zusammen zu ordnen, wo sich eines, nach dem Ausdrucke eines Franzosen, über das andere verwundern könnte. Diese oder jene Art der Wortfügung scheinet manchesmal willkührlich zu seyn: aber man betrügt sich meistens, und daß die Wortfügung überhaupt nicht gezwungen seyn müsse, verstehet sich von selbst. Wenn man kurz ist, ohne dunkel zu seyn, die überflüssigen Zierrathen vermeidet, den Gebrauch der Synonimen einschränket, und zweideutige Ausdrücke, wie überhaupt das spizfindige meidet: so ist die Schreibart männlich und die gedrungene Schreibart ist nur eine besondere Art der

männlichen. Einem jeden Gegenstande ist das gedrungene gewis nicht angemessen, nicht einem jeden ist es gegeben, gedrungen zu schreiben, und sehr unglüklich wird es affectiret. Denn es ist diese Schreibart manches tiefsinnigen Schriftstellers natürlicher Geschmak; aber der ist noch nicht tiefsinnig, welcher diesen Geschmak nachahmet, gesezt auch, daß er es glüklich treffen solte. Bemerken Sie hier, als ein feiner Kenner, eine Feinigkeit unserer Sprache, da ich bald, aber unrecht, gesezet hätte, daß er ihn treffen solte. Denn ob ich gleich sagen kan, Sie treffen den Geschmak des *Tacitus*: so kan ich doch nicht sagen, was den Geschmak des *Tacitus* anlange, habe Herr M. ihn getroffen. Gewis ist es, wiederhole ich, daß auch der glüklichste Nachahmer der gedrungenen Schreibart deswegen noch nicht für tiefsinnig zu halten sey, und die Schulen würden mit Recht einen allgemeinen Aufstand machen, wenn die gedrungene Schreibart die herrschende werden solte. Ich kan Ihnen auch noch mit einer Anmerkung aufwarten, die hier nicht überflüssig seyn mögte. Sie kennen denjenigen, welchen Sie den *Criton* zu nennen gewohnt sind, und wissen, mit welchem glüklichen Erfolge er sich einer so reinen als fliessenden Schreibart befleissiget habe; allein es regnete Geschäfte auf ihn, und er mußte sich angewöhnen, viele Gedanken in wenige Worte zusammen zu zwingen. Was konte ihm dieses nutzen, sagen Sie vielleicht? Man ist ja eben deswegen weitläuftig, wenn man die Zeit nicht hat, kurz zu seyn. Dieses ist, mit gütiger Erlaubnis, ein ganz anderer Fall. Im Anfange ist es leichter, weitläuftig zu schreiben, als kurz, aber so bald man eine Fertigkeit in der kurzen gedrungenen Schreibart erlangt hat, gewinnet man bei der Kürze viel. Man denket freilich mehr; aber das ist man gewohnt. Man schreibet weniger, und dadurch gewinnt man Zeit. Dieses ist alles gut, höre ich Sie denken: allein es ist keine Antwort auf mein Schreiben. Ich will Ihnen ein Genügen

thun; aber vorher Sie nur noch einmal von den Eigenschaften einer guten Prose unterhalten; vielleicht folgen auch noch einige Beispiele einer gereimten Prose, mit welcher ein wahres fliessendes Gedichte nicht selten vermenget wird. Leben Sie wohl!

* * *

M. den 22. Sept. 1767.

Bin ich nicht ein fleissiger = = Wie soll ich sagen? Etwa Briefwechsler? Dieses Wort taugt nichts. Schreiber? Dieses kan in einem andern Sinne genommen werden. Correspondent? So ists gewöhnlich, aber besser hätte ich gesezt: Schreibe ich nicht fleissig? Hier bin ich, wie Sie leicht denken können, Geschäfte halber; aber ich muß auf Andere warten, und diese Zwischenzeit ist Ihnen gewidmet. In der Absicht, zu denken, stellte ich mich an das Fenster, und funde auf einer Scheibe Verse von besonderem Inhalte. Ich will solche Ihnen, doch etwas verbessert, mittheilen. Die Philosophie klaget in hoher Person:

Wie seufz ich unter den Pagoden,
Und, Schule, unter deinen Moden,
Und deinem Joch, o Politik?
Umsonst sucht ich auf dieser Erden
So klar, als allgemein, zu werden:
Das Vorurtheil trieb mich zurük.
Die Grossen sind mir nicht gewogen;
Die Münze gilt nicht mehr, worauf mein Bild geprägt;
Längst wird der Wiz mir vorgezogen,
Den man in Taschen führt und auf den Schmuktisch legt.

Diese Gedanken erneuerten die Unterhaltung, die ich mit meinem Freunde gehabt habe. Unser Gespräche wurde transcendent, hatte ich Ihnen scherzweise geschrieben; aber es war allemal wichtig. Die Meinungen der alten Weltweisen, daß unser thierisches Thun mit dem Körper abstürbe, vieles in dieser Welt abgethan, aber unsere Schuld doch nicht ganz getilget würde, leiteten uns von Betrachtungen zu Betrachtungen. Die Hölle hielte uns fast am längsten auf, und ich verspräche meinem Freunde, wenn wir nach Hausse kämen, ihm ein schönes Gedichte über diesen schreklichen Gegenstand mitzutheilen. Dieses geschahe, und wir blieben bei folgender Strophe für diesmal stehen:

Der Sohn klagt seinen Vater an,
Der Vater seinen Ehegatten,
Die Frau hinwieder ihren Mann,
Doch keinem kömmt ein Trost zu statten.
Hier ist die Hofnung gänzlich aus;
Denn in des Satans schwarzen Haus
Verhöret man nicht die Partheien.
Wen Gottes Urthelspruch verstößt,
Der darf nicht über andre schreien:
Er wird doch nimmermehr erlöst.

O, wie schön scherzen Sie mit mir, sagte mein Freund! Gut sagte ich, die Gedanken sind doch so schlecht nicht, und nur wenige Aenderungen sollen Ihnen diese Strophe erträglich machen. Hier ist die geänderte Strophe:

Der Sohn klagt seinen Vater an,
Der Vater die geliebte Schöne;
Die Gattin fluchet ihrem Mann,
Und keinem hilft sein Klaggetöne.

Auf andre schiebt umsonst die That,
Den Gottes-Spruch verstossen hat;
Die Hölle lacht bei seinem Schreien.
Auf ewig löscht der Hofnung Licht,
Und wo allein der Höchste spricht,
Verhört nicht Satan die Partheien.

Eine Menge solcher Stellen funden wir noch mehr, und funden sie alle geschikt, den Unterschied zwischen einem wahren fliessenden Gedichte, und einer gereimten Prose auf das deutlichste zu zeigen. Mit noch einer einzigen Probe werden Sie genug haben:

So ist das Spiel der Welt! So giebt des Glückes Hand,
Dem oft ein prächtiges, und dem ein arm Gewand,
Da doch, woferne man nach Würden handeln wolte
Der leztere vielmehr vor jenem prangen solte.

Dieses ist ohne Widerspruch eine gereimte Prose. Nun wollen wir eine fliessende Poesie daraus machen:

So ist das Spiel der Welt! Der glückesgöttin Hand
Giebt dem ein prächtiges, und dem ein arm Gewand,
Der, reicher am Verdienst, auch würdig glänzen solte,
Wenn diese Göttin ja nach Würden lohnen wolte.

Aber wie hätte es nach der geistreichen Dichtart heissen sollen? Diese Frage habe ich vorausgesehen, und hier ist die Antwort:

Solch Räthsel ist die Welt! Ein mit uns tändelnd Glücke

Belohnt die Dummheit nur, oft gar der Bosheit
Tücke.
Wie scheint ein Zwerge nicht in Seid und Golde groß?
Was bleibet dem Verdienst? Ein Kittel ist sein Loos.

Bei dieser lezten Zeile fällt mir ein Drollingerischer Gedanke ein, den ein matter Dichter also ausgedrucket haben würde:

Seht hier den armen Mann, halb nackend, fast
ganz blos:
O, wie ist gegen ihn der Fürst im Purpur groß,
Der gleich in uns das Bild von einem Gott erwe-
cket!
Doch, wißt, daß GOttes Bild dort auch der Kit-
tel decket.

So aber, und nicht anders, konte Drollinger sich ausdrücken:

Der Kittel, der die Noth des Dürftigen verhüllt,
Bedekt, dem Purpur gleich, der Gottheit Ebenbild.

Ich muß jetzo schliessen; aber, gedultiger Freund, vielleicht gar morgen ein mehreres. Leben Sie wohl!

* * *

M. den 24. Sept. 1767.

Ich bin von der Hauptsache, womit ich Ihnen die Zeit vertreiben wollen, abgekommen. Hören Sie nun etwas vom Himmel, und machen sich gleich darauf gefaßt, auch wieder etwas von Milton zu hören. So viel mein Freund und ich in unserm Gedächtnisse Nachrichten finden konten, schienen die alten Welt-

weisen nicht der Meinung zu seyn, als hienge unsere Seeligkeit von der Beobachtung gewisser Religionsgebräuche ab. Die Opfer wurden den Göttern um zeitlicher Vortheile wegen gebracht, und nur wahre Verdienste, sonst forderten diese Weltweisen nichts, um uns in den Himmel einzuführen. Alle, die um das gemeine Wesen sich verdient machen, haben ihren angewiesenen Plaz im Himmel, ihren locum definitum in coelo, wie Cicero sagt. Solten es auch nur Künstler seyn: so sind sie doch mit unter der Zahl der Beruffenen, und andere werden nicht ausgeschlossen, deren Verdienst sich weniger ausnimmt. Ganz besonders aber werden im Himmel zum Empfange derjenigen seelige Anstalten gemacht, welche ganze Völkerschaften gegründet, moralische Vestungen durch Gesetze aufgeführet, und die, wie man sagt, größte Absicht der Natur, die Menschen in bürgerliche Gesellschaften zu sammlen, vorzüglich und wesentlich befördert haben.

- - - - - - - porta receptat
Altera, qui leges posuere, atque incluta jura
Gentibus, & primas fundarunt moenibus vrbes.

Mit einem Worte, die blinden Heiden konten von keiner andern, als natürlichen, Seeligkeit wissen, die auf wahre Verdienste in einem andern Leben von selbst folgen müßte. Sie philosophirten in den meisten Stücken, wie der Satan bei dem Milton. Wir aber dachten unter andern, die Natur thue keinen Sprung, und welche Begriffe wir uns auch von Geistern machen dürften, wäre doch der Sprung vom Menschen zum Geiste zu groß, und ein mittlerer Zustand wäre nicht unwahrscheinlich, auch es könte seyn - - Hier blieben wir beide stecken. Das Elysium ist freilich eine Fabel; aber in welchem Sinne ist es eine Fabel? Es hat jemanden schlafend oder wachend von so etwas geträumet; aber ist denn alles falsch, was wir träumen? Werden nicht auch wahre Dinge geträumet, und was ist der

Traum

Traum alsdenn anders, als eine ungewöhnliche, oder, wenn Sie wollen, ausserordentliche Vorstellungsart von an sich wahren Dingen? Fangen Sie hier an zu träumen, wenn Sie können, und warten, wenn Sie wollen, ein paar Tage bis ich wieder erwache. Leben Sie indessen, wachend oder träumend, nur immer wohl!

* * *

M. den 25 Sept. 1767.

Ich bin geschwind wieder erwacht, weil ich heute noch meine Rükreise beschleunigen muß. Doch kan ich Ihnen noch in der Eile etwas mittheilen. Milton läßt seinen Gott über die Anschläge des Satans sehr unanständig scherzen, und sein einziger Sohn (als welches Beiwort zu ofte vorkommt) redet auch nicht ganz nach Würden, Umständen und Gelegenheit. Ein König von Engelland würde vor der Schlacht bei Culloden, wenn er auch des Sieges gleich, wie dort GOtt, gewis gewesen wäre, doch noch würdiger gesprochen haben; wir hätten es wenigstens keinem Dichter erlaubt, den König auf solche Art redend einzuführen. Aber in einem teutschen Gedichte, welches würklich Aufmerksamkeit verdienet, und dessen grundgelehrten Verfasser ich nach Verdiensten hochschäze, spricht unser Gott zwar anständiger, aber was denken Sie? In der gemeinsten Canzleischreibart. So lautet es:

Gott, der auf dasselbe sich bis anher noch nicht erkläret,
Was das Recht von ihm verlangt, und die Rache scharf begehret.

Brach nun hier der Lippen Siegel, rief, nachdem er sie geküßt,
O, du Tochter meines Herzens, die du mir am liebsten bist.
O, Erbarmung! du hast mir dergestalt mein Herz gerühret,
Daß es nun vor Mitleid schmelzt, und Erbarmung bei sich spühret,
Daß der arme Mensch gefallen, welchen theils des Teuffels Trug,
Theils das Schmeicheln eines Weibes in des Elends Abgrund schlug:
Dannenhero will ich dir zwar in deiner Bitte fügen;
Doch die beiden, die hier stehn, muß ich ebenfalls vergnügen.

Das übrige ist in gleichem Tone. So bald ich kann, schreibe ich Ihnen wieder. Leben Sie nochmals wohl.

* * *

Fr. den 29. Sept. 1767.

Hier bin ich in Erwartung der Dinge, die geschehen sollen. Ein heiterer Tag reizete mich, die Ufern des von Ihnen so oft besuchten Flusses in Ihrem Namen zu grüssen. Ein würdiger, und wohl studirter Mann, wie man diejenigen, die keine Gelehrten seyn wollen, und doch viel verstehen, bei uns zu nennen pfleget, und ein Mann, der sich ein reines Vergnügen daraus macht, jederman zu dienen, ein solcher Mann war mein Begleiter, und ich wünsche Ihnen bei allen Gelegenheiten einen solchen Begleiter. Wir sahen von ferne eine Gesellschaft auf uns

zukommen. Wer sind diese Herren, fragte ich? Es sind Gelehrte, sagte mein Begleiter, und lachte. Einige sind Schriftsteller, und andere auf dem Wege, es zu werden. Ist dieses etwas lächerliches? Ja, sagte er, verstünden Sie nur wenigstens so viel Latein, daß Sie wie Leibniz, oder nur wie Wolf sich in dieser gelehrten Sprache ausdrücken könten: so wäre es noch gut: Denn daß ein jeder Gelehrter die Stärke in der griechischen und römischen Litteratur haben solte, wie ein unter den Neuesten berühmter Kloz, dieses fordert niemand, aber so ganz und gar ohne die so genannte Fundamente, die man in Schulen legt, ein Gelehrter seyn zu wollen, ist zu arg. Die meisten Juristen, Aerzte und Prediger verdienen den Namen der Gelehrten nicht, wenn sie gleich sonst noch so viel Verstand hätten, und unter den Philosophen gibt es auch ihrer genug, welche die Philosophie wie ein Handwerk treiben. Stille, sagte ich, ich höre die Herren Gelehrten sprechen, und es scheinet, als verdoppelten sie ihre Schritte. Wir merkten auf, konten aber nicht mehr verstehen, als daß sie von dem reinen Gottschedischen Teutschen redeten. Wir liessen sie vor uns vorüber gehen, und ich lenkte das Gespräche auf die Reinigkeit der Sprache. Bald wurden wir darinnen einig, daß der Gebrauch fremder Wörter in gar vielen Fällen erlaubet sey, und die Kunstrichter nicht in allen Fällen die Reinigkeit der Sprache verlangen solten. Wer für die gelehrte Welt schreibet, ist nicht in dem Falle, unrecht verstanden zu werden, wenn er sich fremder Wörter bedienet, und wer für ungelehrte Leser, aber doch nicht für Idioten schreibet, hat auch auf dieser Seite nichts zu befürchten, wenn er von solchen fremden Wörtern einen Gebrauch macht, die im täglichen Umgange geläuffig sind. Ueberhaupt muß man einem jeden Schriftsteller, der sich nicht im Style, sondern nur in den Sachen zeigen will, seinen eignen Geschmak lassen, wenn er nur deutlich oder verständlich schreibet, und wenn man nur sieht, daß es ihm natürlich sey, so zu schreiben. Aber

freilich giebt es Schriftsteller, welche sich zieren, gelehrt zu schreiben, und dadurch vornehmlich unerträglich werden, daß sie ihre Absicht verrathen, durch Einmischung vieler fremder Wörter ihren Lesern beibringen zu wollen, als verstünden sie viele fremde Sprachen. Ja einige sind gar in dem Wahne befangen, als wäre es der galante Styl, und denken gar noch zu brilljiren. Wie gefällt Ihnen das Wort: befangen? Hier werden wir nicht gleicher Meinung seyn, aber das Wort ist gut, und gleich gut sage ich: nicht umgehen, keinen Umgang nehmen, und so rede ich teutscher, als wann ich französisch teutsch sage: Ich kan nicht ausweichen, ich kan nicht vermeiden, ihnen die Eröffnung zu thun, u. s. w. Wo es nicht nöthig ist, auf die Schönheit des Styls zu sehen, da kan die Zeit, welche durch die Ausbesserung der Schreibart verlohren gehet, besser angewendet werden. Es kömmt nur, ich wiederhole es, darauf an, daß der Schriftsteller keine fehlerhafte, unreine, nachlässige Schreibart affectire, und daß es auch nicht aus blosser Gemächlichkeit oder gar Faulheit geschehe, daß er schlecht schreibe, wo er besser schreiben könte. Es gelten aber allerdings alle diese Entschuldigungen in zweien Fällen nicht; in dem ersten, wo der Schriftsteller augenscheinlich seine Absicht auf die Sprache mitgerichtet hat; in dem andern Falle, wo er ein Werk von Geschmak schreibet. Wenn aber ein Schriftsteller in hundert Stellen rein, gut und schön schreibet, so thun ein paar fehlerhafte Ausdrücke nichts zur Sache, und oft sind sie nicht einmal fehlerhaft, wenn man sie nach der Absicht des Schriftstellers beurtheilet. Aber, sagt man, ganz ohne Noth sich fremder Wörter zu bedienen? Hier macht sich der Unterschied von selbst, ob die Rede von einem Schriftsteller sey, welcher der Schreibart nach schlecht sey, sonst aber gut wäre, und bei solchem ist die Anmerkung überflüssig; oder, ob von einem Schriftsteller geredet werde, welcher im übrigen auch der Schreibart nach gut sey, oder doch

seyn wolle? Dieser leztere aber wird, ausser dem Fall, daß kleine Unbedachtsamkeiten unterlauffen, sich dieses anscheinenden Fehlers niemals schuldig machen, ohne Ursachen zu haben, nach welchen zugleich der Fehler kein Fehler mehr wäre. Wie wäre es, wenn die Absicht auch nur dahin gienge, durch Beifügung des Teutschen oder Fremden zu zeigen, wie die teutsche Redensart der fremden nachgebildet worden, die fremde aber besser sey? Aber noch mehr; solte nicht bei manchem Schriftsteller noch so viel Verstand anzutreffen seyn, daß er zwischen dem fremden und teutschen Worte von gleicher Bedeutung den feinen Unterschied noch fände, daß das eine Nebenbegriffe, oder verwandte Ideen bei sich führe, das andere nicht? Und daß ich es kurz mache, darf es denn kein Schriftsteller mehr wagen, fein zu seyn, das ist, deucht mich, Anmerkungen ohne Anmerkungen zu machen: denn so bald man sich in einer Note erkläret, hat die Feinheit ein Ende. Wer blos unterhalten will – Und was, und wen? sagen Sie unfehlbar; allein so redet man, und wer denn also blos unterhalten will, hütet sich freilich für solchen Parenthesen; aber sie haben ihren Nutzen, und wo eine Schrift ohnehin nicht gelesen werden kan, als auf Kosten eines mühsamen Nachdenkens, da mögte die kleine Beschwerlichkeit, welche solche Parenthesen im Lesen zu verursachen scheinen, nicht viel zu bedeuten haben. Dieses sind, geschäzter Freund! theils meines werthen Begleiters, theils meine Gedanken. Ganz sind wir alle drei nicht einig, aber über eine gewisse Leichtigkeit, erhabne Verse zu machen, werden wir wohl einig werden, indessen Sie nach meinem und meines Begleiters Wunsche wohl leben.

* * *

H. den 4. October 1767.

Ich habe Ihnen und Andern auf alles geantwortet, was Angelegenheiten betroffen hat, und ich hoffe, Sie werden es nicht so ganz

gleichgültig ansehen, daß ich unsern gelehrten Briefwechsel so bald wieder fortsetze. Es kamen mir etwa drei hundert Hexameter zu Handen, die ziemlich fliessend waren. Ich dachte, wenn es hätten tausend seyn sollen, mögte der Strom sich hin und wieder gestämmet haben. Eine solche Probe beweisset freilich noch nicht viel; aber die Gedanken schienen gut; an Malerei fehlte es nicht, und poetische Ausdrücke schienen sich zu Gnaden zu empfehlen. Wer ist der Verfasser, fragte ich? Sie kennen selbst den N. N und wissen, daß es ihm an allem fehle, was einem ursprünglichen Dichter eben so unentbährlich ist, als einem rechtmässigen Thronfolger das wahre Erbrecht, oder der wahre Beruf zum Scepter. Aber woher kömmt dieser blendende Schein? Nach einigem Besinnen, glaubte ich, daher, daß es nicht leicht jemanden fehle, einiger massen das Sylbenmas und den Reim zu treffen. Wer nun darinnen glüklicher, als ein anderer ist, dem gelinget es auch, sich die Gedanken und Ausdrücke so mancher Meister bald eigen zu machen, indem der Reim allemahl seine Vettern und Baasen hat: das Sylbenmas aber einem Geseze gleichet, wodurch Gedanken, gleich Menschen, in eine Gesellschaft zusammen gebracht werden. Dieses gienge nun noch an, wenn ein also gebildeter Dichter sich immer gleich bliebe: Denn dieses verlanget man mit Rechte von einem blossen Nuznießer, oder Usufructuario frem der Gedanken, die er nach seinem Tode zurükliefern muß; aber von dem Eigenthümer verlanget man es nicht, als welcher bald mehr, bald weniger, und alles, wenn er will, verthun darf. Allein so ist es nicht mit solchen Dichtern bewandt, und entweder verderben sie die guten Gedanken anderer Dichter auf eine erbärmliche Art, misbrauchen die schönsten poetischen Redensarten, gehen mit den Blumen, wie ein Affe um, oder, wo sie am besten noch davon kommen, hilft ihnen ein Gegenstand, welcher gegenwärtig ihre Sinnen rühret. Das Malen ist so keine grosse Kunst,

und Kinder malen auch einmal glüklich, wenn sie einen Gegenstand vor Augen haben. Aber mit der Erfindung verhält es sich anders, und hier ist es wieder nicht einerlei, was und wie man erfindet. Unsichtbare Dinge zu schildern, Gedanken zu malen, die Urtheilskraft mehr, als die Einbildungskraft zu gebrauchen, und Gedichte zu machen, welche Männer und Greissen mit Vergnügen und Entzücken lesen können, ist unsers Hallers Werk, wann tausend andere Gedichte nur der Jugend gefallen können. Ein jedes Gedichte kan indessen in seiner Art schön seyn, und die Jugend auf eine erlaubte Art zu ergözen, ist auch ein Verdienst; aber es giebt betrogene Leser, betrogene Kunstrichter, die wie betrogene Delphinen manchen Affen statt eines Menschen über die Wellen tragen. Eine Phraseologie läßt sich auswendig lernen, und wenn man einem Schüler aufgiebt, über eine Materie, die er fassen kan, lateinisch zu schreiben: so wird er die auswendig gelernten Phrases gewis anbringen. Ein kleines Fieber dabei, so ist ein Poete fertig, und solche physischen, oder, wenn Sie lieber wollen, mechanischen Poeten giebt es. Wenn ich Ihnen nun wieder schreibe, so ist es etwas von der unsichtbaren Welt: aber erschrecken Sie nicht, und erlauben mir, daß ich mich Ihnen empfehle.

* * *

H. den 10 Octobr. 1767.

Was mein Freund und ich, da ich noch zu W. war, von unsichtbaren Dingen mit einander sprachen, war viel und wichtig, aber alles kan ich Ihnen nicht schreiben. Bei der Milchstrasse hielten wir uns gewis nicht auf, ganz unbesorgt, ob diese der Siz der Seeligen sey? Es kam uns aber gar nicht unwahrscheinlich vor, daß nach unserm Tode unsere Seelen eine Zeit-

lang in einer gewissen Betäubung verharreten, während derselben der Uebergang unserer Seele in den neuen Zustand sich vorbereitete, und daß dieser neue Zustand noch nicht die vollkommene Seeligkeit seyn mögte. Wir vermuteten vielleicht sicherer, als so viele Andere in anderen Fällen, die hieher gehören, mit siegender Gewisheit zu schliessen glauben; wir vermuteten einen Zustand, welcher nicht so ganz und gar von dem gegenwärtigen unterschieden seyn mögte, wenn man nur sich bei einer Vorstellung desselben grober Begriffe zu enthalten wisse. Manche Fabeln (alles in vernünftigem Sinne genommen) könten dorten wahr werden, und ein Elysium uns von der Erde und dem Himmel gleich scheiden. So plözlich würden wir doch nicht reine Geister, und es käme uns lächerlich vor, daß eine dumme Seele, wenn sie von dem Leibe abgeschieden, sich sogleich in dem Besize der tiefsinnigsten Wissenschaften sehen solte. So bald die Seele von ihrer Betäubung erwachet, wird sie sich kaum besinnen, daß es vorher mit ihr eine so misliche Bewandnis gehabt habe, und sie wird noch glauben, in dieser Welt zu seyn. Diese Betäubung, in welcher sie sich unmittelbar nach dem Tode befindet, kan ihr so wenig schaden, als wenig eine Ohnmacht in diesem Leben ihre Fortdauer hemmet. So gar Ertrunkene werden wieder auferwecket, und was beweiset dieses anders, als daß unsere Seele ein vom Körper unterschiedenes Wesen sey, das nach dem Tode glüklich fortdauren könne. Wäre der Fall dieser, daß ein wiederlebendig gewordener Ertrunkener sich seines vorigen Zustandes gar nicht mehr erinnerte: so könte man daraus schliessen, daß der Körper selbst das denkende Wesen sey. Allein, da man sich seiner vorherigen Zustände vollkommen wieder erinnert: so muß etwas vom Körper unterschiedenes vorhanden seyn, welches indessen fortgedacht hat: da die Lebensbewegungen aufgehöret hatten. Daß sich aber Fälle uns hier entgegen stellen, wo der gänzliche Verlust des Gedächtnisses für die den-

kende Kraft des Körpers zu entscheiden scheinet, thut gar nichts zur Sache, indem ein einziger Fall, wo das Gedächtnis sich erhalten hat, für die Seele rechtskräftig entscheidet. Denn dieser Fall wäre, ohne eine vom Körper unterschiedene Seele, welche in solchen critischen Umständen den Faden ihrer Gedanken nicht verlohren, gar nicht möglich, wohingegen der Fall, wo die würklich fortdenkende Seele verhindert wird, in Gemeinschaft mit ihrem Körper zu würken, eben so möglich, und leicht erklärbar ist, als die Erfahrung es täglich beweisset, daß uns Dinge von zwanzig Jahren her, die wir gänzlich vergessen zu haben scheinen, und aller Mühe ungeachtet in unserm Gedächtnisse nicht wieder finden können; zu einer andern Zeit wieder einfallen. Hält nun die Seele in diesem Falle den Faden ihrer Gedanken noch immer fest: so kan man auch nicht sagen, daß sie ihn in dem andern Fall verlohren habe. Genug, daß sie in jedem dieser Fälle ihr Gedächtnis ganz und gar und unwiederbringlich verlieren müßte, wenn die Rede von einem denkenden Körper wäre. Ein Officier will um drei Uhr verreissen, und alles ist dazu in Bereitschaft. Aber um zwei Uhr befällt ihn eine Ohnmacht, und es schlägt drei Uhr, da er aus solcher erwachet. Dieses ist die Stunde, sagt er, um die ich habe verreissen wollen. Lassen Sie nun Ihre Uhr, wenn der Zeiger auf zwei stehet, ablauffen, und ziehen Sie solche um drei Uhr wieder auf: so wird sie zwar wieder gehen; aber der Zeiger steht darum nicht auf drei. Das weitere überlasse ich Ihrem Nachdenken. Unser erster Zustand nach dem Tode wird freilich noch viel ähnliches mit unserm gegenwärtigen haben, wenn sich nicht ganz besondere Veränderungen mit uns eräugnen solten. Der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge bleibet uns hier ein Räthsel, und wie wenig ergründen wir in der Natur? Wie mangelhaft ist unsere Känntnis der Geschichte? Wie viel ist in der Moral noch unentdecktes, und, alles was Sie thun, machen Sie nur

feinen abgeschiedenen Geist so gleich zu einem grossen Metaphysicker. Milton zeiget sich am größten, wo er seinen Engeln grosse und wichtige Geschäfte aufträgt, und sie nicht blos den ganzen Tag auf der Harfe spielen läßet. Er zeiget sich da groß, so sehr er auch getadelt worden, wo er die gefallenen Geister in der Hölle über das Schiksal und die Freiheit des Willens philosophiren läßt, und ich werde nie aufhören, die philosophischen Schönheiten seines Gedichtes zu bewundern. Aber haben reine Geister auch Leidenschaften? Haften die Leidenschaften an unserer Seele, oder an unserm Körper? Pope theilet jedem Menschen seine Leidenschaften zu, und macht sie zu den Triebfedern solcher Handlungen, die auf das Ganze zielen. Es ist dieses eine alte Meinung, und eine Dichterin aus dem XVI. Jahrhundert, die Olympia Fuluia Morata faßt alles in folgenden Versen zusammen:

Nunquam eadem cunctos mouit traxitue voluptas,
Mens eadem cunctis a Joue nulla datur.
Castor equûm domitor, Pollux pugit optimus, ouo
Cum tamen ex vno natus vterque foret.
Sic ego foemina nata tamen muliebria liqui,
Staminaque & radios pensaque cum calathis.
Et placuere mihi Musarum florida prata,
Parnassusque biceps, laetificique chori.
Matronas alias rapiat sua quamque voluptas:
Haec mihi gloria sunt, haec mihi laetitia.

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? So gar sonderlich nicht, werden Sie sagen, und Pope hat wohl etwas mehr gesagt. Ich glaube es auch; aber fügen Sie noch folgendes hinzu: Quaeri a nonnullis solet - quid causae sit, cur, cum vna sit animorum nostrorum origo ac natura, qua sapimus, atque *ad hanc humanitatem* informamus, tanta existat in humano genere mo-

rum studiorumque varietas -- Hujus rei alii alias et causas & rationes afferunt; nam sunt qui astris adscribunt, sunt qui fato ad hoc vel illud impelli, alii *magnitudine quadam ingenii occultiores* etiam & *abstrusiores* rationes venantur. Sie ersehen hieraus, daß zu allen Zeiten Menschen gewesen sind, die gedacht haben, aber daß die tiefsinnigsten Philosophen allemal den Kürzern ziehen werden, weis ich gewis. Wer dem Pöbel gefallen will, muß die wahre und tieffe Metaphisik verschwören, die Wörter nach seiner Convenienz brauchen, oder solche Dinge als Ursachen angeben, welche blenden, und die der Pöbel mit Augen sehen kan, wie die Sterne. Ein höherer Verstand hat nur einen Menschen in seiner grösseren Vorstellung; aber dieser zusammengesezte Mensch kan nicht anders, als Millionen einzelnen Menschen, würklich werden. Sezte man alle Menschen zusammen, und machte aus allen nur einen: so würde in unserm Verstande ein wunderliches Thier herauskommen; aber in einem höherem Verstande verschwinden diese Widersprüche, und alles ist gleich, ist übereinstimmig, nur daß der allgemeine Mensch nicht anders, als in unzähligen einzelnen würklich seyn kan. Es bleiben aber noch eine Menge Fragen übrig, und Sie verlangen doch von diesem Briefe keine vollständige Methaphysik? Unter dieser Bedingung leben Sie wohl!

* * *

H. den 20. Octobr. 1767.

Es ist aus keiner andern Ursache geschehen, warum ich Ihnen, mistrauischer Freund! das lezte von dem Ueberbleibsel meines Socrates noch nicht zugesendet habe, als weil ich solches unter meinen Handschriften nicht so gleich finden konte. Cri-

ton hält die Hand des Gefangenwärters, welcher den Giftbecher bringt, und spricht.

O, Stygisches Gewächs! O, Acherontisch Kraut!
Welch Dämon hat dich hier unglüklich nachgebaut!
Cicute, sey verwünscht! Wer dir den Saft gegeben,
Läßt keinen Weisen mehr auf dieser Erde leben.

Socrates tritt mit sanften Lächeln hinzu, nimmt den Becher in seine Hand, besiehet ihn, und sagt:

Dich vollen Becher sieht mein Criton zornig an.
Freund, Aesculap verdient zum Opfer einen Hahn;
Er ist es, welcher uns der Pflanze Kraft gelehret,
Die uns zu Geistern macht, wenn sie den Leib zerstöhret.

Hierauf trinket Socrat nach und nach, und redet, indem er ein Zeichen seinen Freunden giebt, daß sie ihn durch ihr Weinen nicht stöhren sollen:

Gift, Räthsel der Natur! Du Körper ohne Geist,
Doch einem Thiere gleich, das wütend uns zerreißt!
Du, Pflanze, tödtest mich = = Schon schäumen meine Säfte = =
Ein Arzt entdekt vielleicht in dir einst Heilungskräfte;
In einem Topfe wird, und wird vielleicht noch heut,
Das Leben und der Tod, für Tausende bereit.
Wie ungegreiflich sind uns hier der Dinge Wesen!
Im Buche der Natur wird heut Socrat noch lesen.

Seine Freunde fangen wieder an, zu weinen; aber Socrates:

Vergesset ihr so leicht, was ich euch eingeflößt?
Ihr Freunde weint = = warum? Socrat wird heut erlößt?

Hier schweigt er still, und gehet auf und ab. Nun setzet er sich, und spricht:

Ich fühle meinen Leib, bestürmt von Todeswettern;
Bald wird mein Eingeweid ein innrer Bliz zerschmettern.
Und löscht zugleich die Glut, die ich getrunken hab.

Hier verweilet er, und siehet seine Freunde lächelnd an, fähret denn fort:

Wie eine Feder fällt ein ganzer Fels nun ab,
Der unabwälzlich schien auf meiner Brust zu liegen.

Hierauf wird er tiefsinnig, und wendet sich wieder zu seinen Freunden:

Zu euch, ihr Freunde, ist nun keine Wiederkehr!
Doch das ist nicht Socrat, was ihr erstarren sehet,
Das ist ein Erdenklos unthätig, träg und schwer,
Sein Geist ist es, der bald ein unermeßlich Meer,
So wie ein Zephyr leicht, so sanft, wie er, durchwehet,
Den Abgrund unter sich, auf hohlen Wellen gehet,
Dann durch den Aether fliegt zum lezten Sonnenheer:
Mein Geist ist der Socrat, den ihr so laut beweinet,
Und dessen Schiksal euch ein grausam Schiksal scheinet.

Hier ist noch etwas darzwischen, und darauf sagt Socrat:

Seht meine Tochter an, und mässiget das Sehnen
Der schwachen, zärtlichen, untröstbaren Cirenen.

Auch hier ist noch etwas, das folget, und alsdenn tretten einige Freunde vor das Bette, und sagen weinend:

Ach, Lehrer, noch ein Wort! Du hast so lang gelebet,
Und auf dem steilsten Pfad der Weisheit nachgestrebet;
Lehr uns dein Höchstes noch - - (Socrat) Hätt ich auch tausend Jahr,
Mein Wissen wäre noch, wie es im Anfang war;
Die Weisheit läßt sich nicht, wie Gold durch Zeit erwerben:
Ich weiß, daß ich nichts weiß, und weiß genug zum Sterben.

Ein mehreres erwarten Sie jezt von mir nicht, und erlauben mir auch, auf den übrigen Inhalt Ihres Schreibens ein anderes mahl zu antworten. Werden Sie kein Martyrer, und leben, so lange Sie können, und immer wohl.

* * *

H. den 10. Nov. 1767.

Ich antworte Ihnen spät, aber Sie wissen ja, daß ich keinen Ueberfluß an Zeit habe. Sie fragen mich, ob ich unter der gedrungenen Schreibart auch die bestürzende mit begriffen hätte? Ich glaube, Sie scherzen: denn ich kenne keine bestürzende Schreibart, aber das weiß ich, daß manche Schriftsteller selbst den Gelehrten in kurzer Zeit kaum mehr verständlich seyn werden, und wenn Sie dieses die bestürzende Schreibart nennen, wo der Schriftsteller in jeder Zeile vom Himmel fällt, ganz gewöhnliche bekannte Dinge auf eine räthselhafte Art uns vorsaget,

sonderbare Ausdrücke wählet, und Phrases, welche, als wenn sie electrisch wären, lauter Funken erkünstelten Witzes von sich sprühen; wenn dieses die bestürzende Schreibart heissen soll, habe ich sie freilich unter der gedrungenen nicht mit begriffen. Sie wollen meine Meinung von unsern modernen classischen Schriftstellern wissen; aber das Wort: Classisch, hat seine alte Bedeutung verlohren, und die neue habe ich noch nicht gründlich erfahren können. Ich glaube aber, daß wir einige Schriftsteller haben, deren wir uns gewis rühmen können. Haben Sie den teutschen Phädon gelesen? Aber ich muß eilen, meine Schuld vollends abzutragen: Denn das wird doch noch übrig seyn, worauf ich Ihnen Antwort schuldig bin, ob nemlich das Trauerspiel eine ungleiche Versart dulde? Und warum nicht? Die ungleiche oder auch vermischte Versart, wie Sie wollen, ist die eigentliche, welche sich für ein erhabenes Gedichte schicket, wo nicht blos erzählet wird, sondern die Personen würklich auf der Bühne nach den verschiedenen, die Unterredung lenkenden Anlässen, Umständen, und mitten im Reden entstehenden Gemütsbewegungen mit einander sprechen, oder wo ein Dichter mit sich alleine spricht. Man kennet die Versart der Ode, und es ist gar nicht abzusehen, warum solche sich nicht bei der Tragödie am rechten Orte, und also freilich nicht durchgehends, anbringen lassen solte, da beiden der prächtige Ausdruk, sermo ille grandiloquus, gemein ist. Wo nun die Natur der Sache, oder die Umstände erfordern, daß sermone pedestri geredet werde, da ist es ein anders; doch schicket sich die recitativische Versart zu allen Gesprächen gleich gut, und kan sich allmälig in die Versart der Ode, und wieder in die gewöhnliche verändern. Aus einem Trauerspiele würde deswegen auch noch lange kein Oper werden, wenn eine oder andere Person ihren Schmerz singend ausdrüken solte. Es geschiehet dieses im gemeinen Leben täglich, wo Betrübte eine Erleichterung darinn finden, ihren Schmerz zu besin-

gen, oder ein Lied zu singen, das auf ihren Zustand passet.

Et même en déplorant ſon deſtin rigoureux,
Dans le ſein de ſa Muse un Poëte eſt heureux.

Ich weiß mich auch in dieſem Augenblicke nicht zu beſinnen, daß ein Kunſtrichter eine alſo abwechſelnde Versart aus dem Trauerſpiele ſo ſchlechterdings verbannet hätte. Es kömmt überdieſes alles auf die Begeiſterung des Dichters an, welche ihre Maſſen hat, und nach Verſchiedenheit der Fälle und Gegenſtände ihre Unterſchiede leidet. Dieſe Begeiſterung beſtimmet zugleich die Versart, und iſt oft der Urſprung einer neuen:

Archilochum proprio rabies armauit jambo.

Und ſo iſt es auch mit dem Moſes und David, nur daß ihre Begeiſterung von höherer Art war. Jener beſunge den Durchgang durch das rothe Meer in göttlichen Hexametern, und die Vergleichung des Davids mit dem Pindar und Horaz iſt ſchon ſehr alt. Denique quid Pſalterio canorius? Quod in morem noſtri Flacci & graeci Pindari nunc jambo currit, nunc alcaico perſonat, nunc ſapphico tumet, nunc ſemipede ingreditur. Hiervon genug; ich eile, das lezte zu beantworten. Sie haben ſich, mit allergütigſter Erlaubnis, von Andern verleiten laſſen, den guten Voltaire zu beſchuldigen; daß er in unaufhörliche Wiederholungen falle, und ſich ſelber ausſchreibe. Wiederholungen ſind oft unvermeidlich, und ſind auch den alten römiſchen Dichtern nicht ungewöhnlich geweſen, heiſſen auch, als Fehler betrachtet, oft ſo viel als nichts. So ſagt z. B. Ovid an einem Orte: *Eſt Deus in nobis*; agitante caleſcimus illo, und an einem andern: *Eſt Deus in nobis*, ſunt & commercia coeli. Hat dieſe Wiederholung etwas zu bedeuten? Die Franzoſen ſind ſich auch überhaupt in Wendungen

gen also gleich, daß man fast sagen mögte, wenn man einen gelesen, habe man sie alle gelesen. Die teutsche Sprache hat hier einen wahren Vorzug, und ein Teutscher ist glüklicher, mehrere Veränderungen anbringen zu können. Dasselbe Sujet (und Sie sehen, daß ich mich auch fremder Wörter bedienen kan); dasselbe Sujet läßt sich unzähligemal variiren, und bleibet doch dasselbe; aber Unwissende sehen die Variationen desselben Sujets als Wiederholungen, oder Aufwärmungen an, wie sich einige, vielleicht artiger, ausdrücken. Pope sagt an vielen Orten immer fast das nemliche, aber glüklich variiret. Zum Beweise kan dienen:

Dans l'homme tel qu'il est, ce qui paroit un mal,
Est la source d'un bien dans l'ordre général.

Dieses nemliche lautet, wie folget, also anders:

Rougis donc, o Mortel, de ta présomtion,
Et ne nomme plus l'ordre une imperfection.
Ce qui paroit un mal à notre foible vuë,
Est de notre bonheur une source inconnuë.

Noch weiter:

Dans les biens & les maux, que le Ciel nous dispense.
Reconnois sa bonté, sa juste Providence
Nos vices, nos défauts, l'orgueil, la vanité,
Tournent souvent au bien de la Societé.

Wieder:

D'*un desordre apparent vint un ordre réel,*
Tel est de l'Univers l'harmonieux accord.

\- - - - - - -

Sans pouvoir se soustraire à ses pressantes Loix,
Homme, Anges, Animaux, Maitres, Esclaves, Rois,

Courent au même but d'une viteſſe égale,
Et ſervent de concert à la fin générale.

Und endlich:

De l'ètre ſouverain l'èternelle ſageſſe,
Pour tous égalcment agit & ſ'intereſſe,
Et de ſes dons divers le partage inégal,
Devient le fondement du bonheur général.

Es ſind dieſer Stellen noch weit mehrere, und in dieſem nemlichen Falle befunden ſich Milton, Voltaire und viele andere. Alle ſolche Tadel können diejenige nicht treffen, welche Beweiſſe gegeben haben, daß ſie natürlich reich an Gedanken, und ihrer Sprache mächtig ſind. Was ein anderer, der vor Ihnen war, gedacht hat, haben ſie auch denken können. Eine glükliche Nachahmung der Alten iſt kein Fehler; ſondern eine wahre Schönheit, wenn man die Sache auf der Seite der Gelehrſamkeit anſiehet, die am rechten Orte wohl angebracht worden. Ein Dichter darf ja nicht citiren, wie ein Schriftſteller in Proſe, und ihm bleibet alſo nichts übrig, als durch glükliche Nachahmungen zu zeigen, daß er den Geiſt der Alten kenne. Das Unrecht, welches dem Milton geſchehen, iſt Ihnen bekannt; ob aber Voltaire den groſſen Corneille nicht etwas zweideutig vertheidiget habe, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen doch noch mehr zu ſchreiben habe; aber für jezt iſt dieſes genug. Sie wollen Oden leſen? Leſen Sie die Rammleriſchen, vergeſſen aber nicht, den Drollinger noch einmal zu leſen. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 20. Nov. 1767.

Sie haben recht, daß die Poeſie und Proſe dem Urſprunge oder der Zeit nach von einander nicht unterſchieden ſeyen. Der

Ausdruk der Leidenschaften war Poesie; Die erste Erzählung einer Begebenheit war Prose. Aber Poesie und Prose unterschieden sich zu einer gewissen Zeit deutlicher und bestimmter. Sie glauben, das Lateinische sey bei den Römern zugleich die gemeine, und die gelehrte Sprache gewesen. In gewissem Sinne hat es seine Richtigkeit. Aber Cicero sagt auch: Vides elocutionem *emendatam* latinam, cujus penes quos laus adhuc fuit, non fuit rationis, aut scientiae, sed quasi bonae consuetudinis. - - T. Flaminium - pueri vidimus, existimabatur bene latine, sed litteras nesciebat. Von den Dichtern weiß es jederman, daß, mit Ausnahme der Hebräer, die andern ihren Unterhalt durch die Dichtkunst suchten, und vilem ob hircum sungen. Je mehr sie aber die Dichtkunst mit der Religion zu verbinden wußten, desto glüklicher waren sie. Es war aber auch eine Zeit, wo man die Dichter als lüderliche Leute betrachtete. Es war ihnen, als Begeisterten, erlaubet, das unsinnigste Zeug herzuschwätzen, exclusis sanis Helicone Poëtis. Was bleibet aber unsern Dichtern übrig, als für das Theater zu arbeiten, oder zu philosophiren? Denn ein Dichter von jener alten Art wird bei uns sein Glük gewis nicht machen, und ich rede hier von Gedichten, die sich für Leser von gewissem Alter schicken, und nicht sich auf die Jugend allein einschränken; also von ernsthaften Gedichten. Vom Theater will ich kein Wort sagen; wir sind nicht einig. Allein vom Heldengedichte haben Sie selbst geurtheilet, daß solches auf ein National-Interesse gegründet seyn müsse, und, wann Sie behaupten, daß andere Gedichte, die ein besonderes Glük machen sollen, von der Art seyn müssen, wie die Schriften, die man Pieçes du tems nennet: so gebe ich Ihnen nicht ganz unrecht; aber mit dem Bedinge, daß Sie mir auch recht geben, wenn ich schliesse. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 29. Decemb. 1767.

Es gehet mit unserm Briefwechsel nicht nach Wunsche, und wir haben es den Umständen zuzuschreiben, in welchen wir uns beiderseits befinden. Dieses Schreiben ist das lezte, welches Sie in diesem fliehenden Jahre von mir zu gewarten haben. Von den alten Dichtern redeten wir zulezt, wenn ich mich nicht irre, und ich glaubte, daß es mit unsern Dichtern eben die Bewandnis hätte, wie mit unsern Helden, welche auch nicht ganz mehr sind,

Jene: Magnanimi Heroës, *nati melioribus annis.*

Wir können unsere Helden nicht mehr auf die Art besingen, wie die alten Dichter die Ihrigen. Jene alten Dichter befunden sich in einer ganz andern Lage, welche ganz andere Absichten erforderte. Die Begeisterung der ältesten Dichter stunde in einem gleichen Verhältnisse mit ihrer Lebensart, und dem Geschmacke ihrer Zeit, die nicht die unserige ist. Es können auch in den ältesten Zeiten die Menschen ausserordentlicher Weisse begeistert gewesen seyn, und dieses kan seine physischen Ursachen gehabt haben. Pindar mag würklich nicht allemal ganz gescheut gewesen seyn, quod tamen saluo humillimo respectu dictum sit, und er kan dessen ungeachtet als ein grosser Dichter bewundert werden. Die Griechen, diese Natio comoeda, welche unsere artigen Franzosen zu so glüklichen Nachfolgern hat, waren fast alle begeistert.

La Gréce pour les arts fût du Ciel inspirée.

Aus begeisterten Dichtern wurden fanatische Mönche, und schwärmerische Kaiser, und noch ist den neuen Griechen etwas von der alten Inspiration übrig geblieben. Aber warum dichten wir in Zeiten, die so sehr von jenen begeisterten Jahrhunder-

ten unterschieden sind? Was ist unser Endzwek? Um in gelehrten Zeitungen gelobet zu werden? Dieses ist der mitleidswürdige Zustand der meisten jungen Dichter. Dieses Lob verführet sie, sich nach dem Modengeschmacke zu bilden, und sie loben, um gelobet zu werden, und verachten wider bessere Ueberzeugung, um nicht selbst verachtet zu werden. Es solte sich niemand unterstehen, ein Dichter seyn zu wollen, als biß er in Wissenschaften aller Gattung es einigermassen weit gebracht hätte, nemlich ungleich mehr, als ein Anfänger wüßte; denn bei einem guten Genie wird eben keine vollkommene Stärke in den Wissenschaften erfordert, und ein grosses Genie = = Aber, wie selten ist es? kan auch für sich bestehen. Einige solcher Dichter sind blosse Sammler der erhabenen Gedanken und Ausdrücke anderer Dichter, wie ich Ihnen schon einmal dieses bemerket habe, und wenn sie auch glükliche Sammler sind: so wird man doch, wenn man sie näher kennen lernet, sie so arm an Geiste, als an Wissenschaft finden. Aber

D'autres, à la faveur de quelques chansonnettes,
Passent pour Beaux Esprits, & bientôt pour Poëtes:
Le beau sexe sur eux forme ses jugemens,
Et les voit comme amis, & souvent comme amans.

Andere Dichter sinnen auf keinen Gegenstand, sondern erwarten denselben, wie er sich ihnen selber anbietet. Der grosse Schauplaz dieser Welt stehet für sie allemal offen, und, ohne es zu wollen, müssen sie Anmerkungen machen, müssen sie philosophiren, und wann sie die Fälle ihres Lebens besingen: so werden sie auch edle Seelen allemal rühren. Diese Dichter wissen kein Wort davon, daß die Poesie eine Kunst sey. Sie dichten wie sie dazu kommen, setzen sich aber niemals in dem Vorsatze hin, um zu dichten. Sie sinnen, wie ich schon gesagt habe, auf keinen Gegenstand, und am wenigsten erwählen sie einen, der

der ihnen fremd ist. Unter einem solchen Gegenstande aber, der einem Dichter fremd ist, verstehe ich keinen, dem der Dichter nicht gewachsen ist; sondern einen Gegenstand, zu dessen Besingung der Dichter keinen Beruf hat, und worauf etwa nur ein ordentlich beruffener Hof- und Leib-Poete ein gegründetes Recht hat. Aber zu philosophiren brauchet niemand einen äussern Beruf; wohl aber einen inneren. Es lege sich also niemand auf die Dichtkunst, welcher nicht völlig überzeuget ist, daß er sich des Dichtens nicht enthalten könne, und also zu entschuldigen ist, wenn er daraus den Schluß ziehet, er sey ein gebohrner Dichter. Wem aber sein Gewissen saget, daß sein Trieb zu dichten nur einen Neid zum Grunde habe, der mache diesen Schluß nicht. Ich könte dieses mit Beispielen, und wahrhaften Anecdoten erläutern; allein davon mündlich.

Der Unterschied, welchen grosse Schriftsteller zwischen einem edlen und niederträchtigen Neide machen, ist der elende Behelf solcher neidender Schriftsteller. Die nicht einmal reimen konten, nahmen die Hülfe zur Prose. Auch die Prase kan sich in Poesie vermummen; nun sey Apoll dem Parnasse gnädig. Das Horazische: *et delectare*, ist sehr zweideutig. Wenn der Dichter blos dadurch vergnügen will, daß er gefährliche Leidenschaften reitze: so ist es mir gleichgültig, ob dieses die Horazische Meinung gewesen sey, oder nicht. Soll es aber so viel heissen, daß der Dichter sein Nüzliches auf eine dem Ohre und Herzen angenehme Art vortragen solle: so bin ich einverstanden. Wer uns blos die Compendien-Moral in rauhen Versen vorträgt, mag dadurch verbinden, wen er will, Sie verbindet er gewis nicht. Ein grosses Verdienst bleibet der Dichtkunst beständig, daß nemlich erst durch sie die Sprache ihre Vollkommenheit erlanget. Aber dieses ist nur von der wahren fliessenden Dichtart vornemlich zu verstehen, ohne die geistreiche, wenn sie in ihren Schranken bleibet, auszuschliessen. Wird sie, um mich so auszudrücken, tran-

scendent: so verdirbt sie die Sprache. Nimmt ein solcher Geschmak überhand: so ist die Barbarei, die gemeiniglich mit dem übertriebenen Erhabnen anfängt, vor der Thüre. Alle Gedichte, die ein National-Interesse zum Augenmerke haben, können dem Staate so wohl nüzen als schaden, und hieher gehören vornemlich die politischen Trauerspiele. Ein jeder Mensch befindet sich indessen in gar mancherlei Lagen, und suchet und findet Trost in den Betrachtungen, die er über seine Umstände anstellet. Aber nicht alle sind in der Uebung, sich selbst und ihren Zustand zu betrachten, und so, wie man manchen Frommen durch ein Gebätbuch zu Hülfe kommen muß: so thut auch ein Dichter, der in besondern Umständen gewesen, und seine Muse zu Hülfe geruffen, jenen Verlegnen gleiche Dienste.

Ja, Freund, ein grosser Geist empfindet
In einem wahren Gram den Lauf von einer Welt.
Der Beifall ist auf nichts gegründet,
Den junger Dichter Scherz erhält.

Ich miskenne aber deswegen nicht das Verdienst artiger Dichter, und es sey ferne von mir, aus dem Parnasse ein Castrum Doloris zu machen. Aber alles hat Masse und Ziel, und wie Lateiner sagen: sunt certi denique fines. Bereiten Sie sich auf das kommende Jahr, und leben Sie wohl!

Nachschreiben.

Mein Schreiben hat gestern die Post verfehlet, und heute bleibet mir einige Zeit übrig, die ich Ihnen von ganzem Herzen widme. Wenn uns Schwierigkeiten vorgeleget werden, die wir erst überwinden müssen, ehe eine Ode den Beifall erhalten kan, welchen die Kunstrichter, als einen Preis, darauf setzen so kan freilich aus der Poesie eine Kunst gemacht werden. Ein

Hallerischer Geist würde ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben, wenn er um den Beifall des Herrn Professor Gottscheds hätte streiten sollen, und so übel würde wieder ein Gottschedischer Geist in Ansehung des Herrn von Haller daran gewesen seyn. Schliessen Sie nun weiter fort, ohne zu vergessen, daß ich die Verdienste des allemal berühmten Gottscheds jederzeit anerkannt, aber auch seine Fehler eingesehen habe, und noch ist dieses meine Gesinnung. Die Schwierigkeiten sind entweder natürliche, oder künstliche, die wir uns selbst machen, oder von andern uns gemacht werden. Die natürlichen überwindet die Begeisterung, und ein jeder beliebe nur ungezwungen, oder so, wie es seine natürliche Art ist, zu dichten, und ahme die Alten nur so weit nach, als es mit seiner eignen natürlichen Weise übereinkommet. Hier muß ich abbrechen, weil ich gestöhret werde; nur eines will ich noch bemerken. Voltaire sagt an einem Orte: Quiconque se borne à vaincre une difficulté pour le merite seul de la vaincre, est un fou. Lassen Sie sich indessen die hier beiliegenden wenigen Strophen nicht misfallen, die ich unter meinen Papieren jüngsthin gefunden. Ich weiß, daß Ihnen das Jahr 1759. noch in gutem Angedenken ist; ich aber schmeichle mir, etwas mehr, als eine blosse Zahl werth zu seyn, und also von Ihnen noch weniger vergessen zu werden. Leben Sie tausendmal wohl!

Vertrauen auf die Vorsehung.

1759.

Noch einmal soll mein Schiff die wilden Wellen schlagen,
Und noch einmal
Soll ich mich unter Stürme wagen,
Und Wolken nach den Wegen fragen,
Und Nächte ohne Stral?
Ach, noch einmal
Soll ich, die Ruhe zu gewinnen,
Noch einen schwerern Lauf beginnen?
Und welch ein Sturm warf mich in das Neptunsche Thal.
Als ich schon sanft im Hafen schliefe?

* * *

Schwimm hin, mein kleines Schiff, stech in die blaue Tieffe,
Und sey denn noch einmal Orcanen ausgesezt!
Die Vorsicht, welche mich zu Sorgen nur berieffe,
Hat mich so manchen Falls vor andern werth geschäzt.
Es führe dich der Mut, der dich schon mehr begleitet
Auf deines Lauffes neuer Bahn;
Der Stern, der Orlogschiffe leitet,
Stralt auch dem Kahn.
Dort ragt die Hand hervor, die Himmelskugeln drehet,
Und Welten wiegt, und Meere hält,
In der das Schiksal jeder Muschel stehet,
Die die Natur zu einem Boot gedrehet,
Die Hand, in welcher einer Flottenwelt
Nicht schwerer wiegend Schiksal stehet.

* * *

H. den 2 Jenner 1768.

So haben wir denn dieses Jahr auch noch erlebet! Es wird vielleicht eines der merkwürdigsten meines Lebens seyn. Ich überdenke eine lange Reihe von erlebten Begebenheiten, und ihre wundersame Verknüpfung mit einander. Ein ganzer Zusammenhang von Dingen beweisset es mir, daß wir, unwissend, was wir thun, für andere mehr, als für uns thun; diese andere wieder mehr für uns, als für sich. Es ist ganz ungegründet, als ob die Menschen alle aus einem gewissen Eigennutze handelten, und die Selbstliebe natürlich sey; Nein: Die Uneigennützigen dürfen nicht befürchten, als wenn sie unwissend von einem geheimen Eigennutze geleitet würden, und die Eigennützigen werden von der Natur gezwungen, wider ihren Willen uneigennützig zu handeln. Die Natur hat also keinem Menschen einen Eigennuz, oder, wenn man lieber will, eine Selbstliebe eingepflanzet, um nemlich ihre moralischen Operationen darauf zu gründen; aber anders verhält es sich mit der Ordnung in dem Physischen, wo wir freilich uns von den Schmerzen nicht zweimal warnen lassen, und niemand an den Ofen gehet, sich für einen andern zu wärmen. Niemand kan freilich für Andere sorgen, ohne zugleich für sich selbst zu sorgen; aber diese Sorge für sich selbst ist alsdenn eine Sorge für Andere, weil ohne unsere Selbsterhaltung es unmöglich wäre, die Pflichten gegen Andere zu erfüllen. Die meisten Menschen handeln wider ihre eigne Absichten, weil der Zusammenhang der Dinge sie leitet, für Andere auch unwissend zu handeln. Sie erreichen ihre Absichten nicht, damit Andere die Ihrigen erreichen. Andere erreichen ihre Absichten nicht, damit Jene die ihrigen erreichen. Keine erreichen oft ihre Absichten, damit für diesen oder jenen etwas Unverhofftes aus diesem Contraste entspringe. Ohne Einmischung der physischen Begebenheiten finden wir hier, was

wir Glük und Ungefähr nennen. Die physischen Begebenheiten an sich gehören zum Schiksal. Allemal arbeiten wir für das ganze menschliche Geschlechte, theils wissend, theils unwissend, und die Pflichten gegen uns selbst bedürfen also einer starken Einschränkung. Die Moral kan aus einem verschiedenen Gesichtspuncte betrachtet werden; alle Tugend aber muß sich auf eine vollkommene Uneigennützigkeit gründen. Was hier zu unterscheiden ist, darf ich Ihnen nicht erst sagen; ich erzähle nur die Geschichte meiner Gedanken, und dieses waren meine ersten Gedanken. Ich schlosse mich wieder in meinen eignen Cirkel ein, verknüpfte die mich am nächsten angehenden Begebenheiten mit einander, und wurde überzeuget, daß alles so erfolgen müssen, wie es geschehen. Unsere erhabene Religion verspricht uns ein künftiges Leben, und die Vernunft gibt ihr Beifall. Die Beziehung des gegenwärtigen Zusammenhanges der Dinge auf einen unsichtbaren, der uns nach dem Tode sichtbar werden wird, ist fast fühlbar. Ein Blik in unser Innerstes überzeuget uns, daß dieses, was in uns denket, vom Körper unterschieden sey, für sich bestehe, Zwek für sich sey. Hier aber sind wir, und die Erfahrung lehret es einen jeden, der ohne Vorurtheil darauf merket, nur Mittel, und nicht Zwek; oder mehr Mittel als Zwek. Der Grund hiervon ist in der Verbindung unseres Geistes mit einem Körper zu suchen. Da wir nun hier nicht als Zwek für uns bestehen können: so muß sich der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge auf einen andern beziehen, wo wir als Zwek für uns bestehen werden. Es ist überhaupt widersprechend, Zwek für sich und zugleich sterblich zu seyn. Als Sterbliche sind wir also auf eine sehr begreifliche Art nur Mittel; als Unsterbliche Zwek. Welch ein doppelter Zusammenhang der Dinge stellte sich hier vor meine Augen! Der eine gehet blos auf diese Welt: der andere verknüpfet sich mit der unsichtbaren. Die Handlungen jeder Vorwelt, in wie ferne sie hier in

ihren Folgen fortdauren, bezielen die nächste Nachwelt, welche wieder eine Vorwelt in Ansehung einer andern Nachwelt ist. Und so verstriche mir der Tag. Die Nacht brachte ich nicht weniger mit Denken zu, und so gar erwachte in mir ein sanfter Trieb zu dichten. Werden Sie nicht böse, wenn ich noch zweifle, ob ich Ihnen meine poetische Neujahrsgedanken mittheilen solle? Ich will wenigstens auch erst wissen, mit welchen Gedanken Sie das neue Jahr angetretten haben. Leben Sie auf dieses ganze Jahr wohl!

* * *

H. den 10 Jenner 1768.

So haben Sie denn auch philosophiret, und ich habe es auch nicht anders erwartet. Sie wissen, was ich vorlängst von einem empfindenden Wesen behauptet, welches vom Geiste eben so, wie von der an sich todten Materie unterschieden sey. Dieses empfindende Wesen ist an sich vergänglich, und, mit einem denkenden Wesen und Körper verbunden, entstehet daraus nicht nur das eigentliche physische Leben: sondern es können auch so mancherlei Bilder, die wir nicht wohl einem Geiste an sich oder allein zuschreiben können, das Resultat von dieser Verbindung seyn. Wenn aber der Gottesgelehrte und Weltweise Canz mit andern Philosophen von einem feineren Leibe redet, oder von einem inneren Leibe, welchen die Seele mit in die andere Welt nähme, und wovon unser sichtbare Leib nur als die äussere Rinde anzusehen sey: so weiß ich nicht, ob diese Philosophen im Grunde eben so gedacht haben, wie ich. Ich behaupte wenigstens, daß unser Geist ohne alle Verbindung mit einer Materie denken könne; nur nicht die Art der Gedanken haben werde, welche jezt die unsrige ist. Wenn man, sagen Sie, den Zustand

der Seele nach dem Tode blos nach der Vernunft betrachtet: so wäre es höchst wahrscheinlich, daß uns, nach dem Tode nemlich, im Anfange die Gegenstände jener Welt als lauter Schattenbilder vorkommen müßten: wohingegen wir in der verlaßnen Welt nichts als Realitäten zu sehen glauben würden. Ich erinnere mich, daß Schwedenborg so gar aus der Erfahrung behaupten will, wir würden uns nach dem Tode nicht vorstellen können, daß wir würklich gestorben wären. Aber denken Sie denn nicht mehr daran, daß Plato ein gleiches behauptet habe? Sie lesen ihn, ich weiß es, und werden die rechte Stelle schon zu finden wissen. Die kürzeste lautet nach der lateinischen Uebersetzung: An non arbitramur hunc, & dubitabundum haerere, & credere ea, quae antea videbat, magis cum veritate conuenire, quam ea, quae nunc ipsi demonstrarentur? Sie brechen an einem Orte ab, wo Sie voraussehen konten, daß ich habe am begierigsten seyn müssen, Ihre eigentliche neue Meinung zu wissen; denn Ihre alten Meinungen sind mir bekannt. Was einem recht ist, ist dem andern billig, und ich breche also auch ab. Auf Ihre freundschaftliche Frage: ob nun endlich die neue Auflage meiner Gedichte zu Stande kommen werde? kan ich Ihnen nichts zuverlässiges melden. Mein Herr Verleger ist schon seit mehreren Jahren dazu bereit; aber es fehlet mir an Zeit, solche zu übersehen, zu verbessern, oder zu verschlimmern. Die Gräber sind wenigstens schon umgearbeitet; was ich aber mit meinem Versuch vom Menschen und den Lucrezischen Gedanken machen werde, weiß ich würklich nicht. Die Welt ist schlimm, und diese Gedichte sind vielleicht nicht besser. Vergessen bin ich ohnedas, & bene vixit, qui bene latuit. Meine Neujahrsgedanken sollen Sie denn doch noch lesen, weil ich sie Ihnen versprochen habe. Lesen Sie solche vor dem Schlaffengehen, und träumen da fort, wo ich abbreche. Träumen Sie wohl!

* * *

Die
Neujahrs = Nacht
1768.

Nacht wars, und ich saß in Gedanken,
Und sah der Sterne Stralenspiel;
Den Schlummer sah ich taumelnd wanken,
Und Mohn, das ihm vom Haupte fiel.

* * *

Vor meinem Fenster schwirrten Eulen:
Der Wächter bließ; die Diele kracht.
Von Ferne hört ich Hunde heulen;
Sonst war es eine stille Nacht.

* * *

Ein Jahr war im Begriff zu fliehen;
Ich sah der leissen Anstalt zu,
Die Augenblicke paarweis ziehen:
Die Erde lag in dummer Ruh.

* * *

Mit Hofnung, Gram und Wunsch beschweret,
Gieng es nun ab, das Boot der Zeit,
Das dem Saturn vorüber fähret,
Und jenseits ist die Ewigkeit.

* * *

Hier, wo ich dunkel überdachte
Der armen Sterblichen Geschik,
Und in den Schlüssen, die ich machte,
Bald vorwärts gieng, und bald zurük,

* * *

Und mancher Trieb sich in mir regte,
Gereitzet von der Phantasei;
Hier, wo ich zweiflend überlegte,
Was doch das Ziel von allem sey?

* * *

Hier wars, als ob in meinen Ohren
Sich eine Stimme hören ließ:
„ Es geht kein Augenblik verlohren;
„ Unsterblichkeit ist euch gewis!

* * *

„ Die Zeit dreht sich mit tausend Erden,
„ Und flieht dahin, wo sie begonn:
„ Die Welt wird wieder Chaos werden,
„ Und Chaos wieder Welt und Sonn.

* * *

H. den 13 Jenner 1768.

Sie haben mein lezteres Schreiben zuverlässig noch nicht erhalten, noch erhalten können. Ich hätte aber gewünschet, daß Sie solches schon in Händen gehabt hätten, indem es Ihnen gewis Anlaß gegeben haben würde, Ihre ernsthafte Betrachtungen fortzusetzen. Ich habe Ihnen indessen allerdings Dank zu sagen, daß Sie mir die lächerliche Begebenheit mit die Franzose melden wollen, die sich stellt, als wolle sie in der Pureté de la Langue allemande unterrichtet seyn, und als wären unsere Druckereien une misére, und Sie bietet sich an, in eines groß Herrn Land eine Druckerei zu établir. Geben Sie

ihm ein Grand Ecu, und lassen ihn lauffen. Indessen bin ich derouté, und für heute nicht mehr im Stande, an etwas ernsthaftes zu denken. Glauben Sie aber ja nicht, als wäre ich aufgelegt zu scherzen, und die Höflichkeit, die Sie mir erweissen wollen, zu erwiedern. Ich bin nur unterbrochen in meinen ernsthaften Gedanken, übrigens nichts weniger, als aufgeräumet, und vielleicht verdrüßlich. Es kommt mir fast so vor, als wenn Sie auch so viel aus der französischen Sprache machten, wie andere. Wir müssen erst die alte französische Sprache mit der alten teutschen vergleichen: sonst können wir nicht urtheilen, welche Sprache an sich selbst, oder auch ursprünglich, einen Vorzug vor der andern habe. Sind die Herrn Franzosen in der Verbesserung ihrer Sprache früher glüklich gewesen, als wir: was thut dieses zur Sache? In der Gestalt, die beide Sprachen jezt haben, gebe ich gerne zu, daß die Französische sich zu Hof-Complimenten und zärtlichen, aber auch flüchtigen Liebeserklärungen besser schicke, als die unserige; aber das Ernsthafte, Majestätische und Körnigte drücket sie gewis so gut nicht aus, wie die unsere, und wenn sie sich in der Engelländer und unserem Wunderbaren nicht kennet: so mag dieses vielleicht sonst seine Ursachen haben. Sie ist desto stärker, sich in ganzen Bogen über ein blosses Nichts auszudehnen. Zur Dichtkunst hat sie ihre eigene abgemessene Wendungen, wo keine Variation fast mehr möglich ist, und aus welchen man leicht ein Würfelspiel machen, und die schönsten Tiraden zusammen würfeln könte. Ein neuer Lullius könte wohlfeil zur Unsterblichkeit gelangen, wenn er ihre Antithesen in Classen brächte, und daraus ein Erfindungs-Glüks-Rad machte. Nehme ich den Corneille in so weit aus: so sind die Helden in ihren Trauerspielen allemal Franzosen. Die Griechen und Römer haben sich gewis nicht so complimentirt, und Oedip hat sicher nicht gesagt:

Seigneur, & si Laïus est tombé sous vos coups,
Sans doute avec honneur il expira sous vous.

Ich führe dieses nur als einen ihrer Sprache eingewebten Fehler an, da die unserige von alten Zeiten her nichts von Complimenten gewußt hat. Ihre Sentimens sind theils gezwungen, und die ihnen natürlich sind, gleichen einem Silber, das zufälliger Weise die Farbe des Goldes von der Natur bekommen, aber nicht die Schwere. Es ist nicht minder nicht zu läugnen, daß in unserer Sprache sehr wohllautende Verse ohne Reim statt finden, und dieser Vortheil ist nicht gering zu achten; aber selber der größte ihrer Dichter spricht diesen Vortheil seiner Sprache ab. Wie würde folgendes lauten:

Où me cacher? Fuyons dans la Nuit infernale.
Mais que dis-je? Mon Pére y tient l'Urne funeste.
Le sort, dit-on, l'a mise en ses sevéres mains;
Minos juge aux Enfers tous les pâles Mortels.

Ich spreche sonst dieser Sprache ihre mir wohl bekannten Vollkommenheiten nicht ab, und ich kenne die gute Seite, auf welcher ich eine Nation auch anzusehen weiß, die ihre grosse Genies, ihre Helden, ihre rechtschaffne Männer, ihre grossen Gelehrten, zu jeder Zeit gehabt und noch hat; aber Nationalfehler sind gewis vorhanden, wenn auch darunter einige wären, zu welchen wir nur zu kaltblütig seyen. Eine Pucelle d'Orleans könten wir uns sonst wohl noch anschaffen, zumal in der Gestalt, in welcher sie uns V. vorgeführet hat. Dies sey für diesmal genug. Leben Sie bei besserer Laune wohl!

* * *

H. den 20 Jennet 1768.

Nun kommt es heraus, daß Sie würklich für die französische Sprache so eingenommen sind, wie es mir mein getreuer Argwohn schon lange ganz leise in das Ohr gesaget hatte. Wo habe ich aber auch nur von weitem daran gedacht, dieser Sprache ihre Schönheit abzusprechen? Ein andermal ein mehreres hiervon, da der philosophische Inhalt Ihres küssenwerthen Schreibens mich weit mehr interessiret. Doch noch ein paar Worte erlaubet mir meine Ungedult. Sie sind mit mir einig, sagen Sie, daß die Poesie der Herrn Franzosen nur Prose sey, und der Reim das Poetische bei ihnen ausmache. Aber, zu geschwiegen, daß eine gereimte Prose, wenn sie nur an sich gut ist, dem Unsinn eines besessenen Poeten, so viel Neues, Unerwartetes und selbst Wahres höherer Art auch mit unterlauffen mögte, allemal insgemein vorzuziehen wäre: so ist es wahrhaftig nicht einerlei, wenn ein Dichter nur reimet, ohne auf die Harmonie zu sehen, und seine Prose, wenn man sie vom Reime absondert, als eine wahre leichte Prose da lieget, die ein jeder Schüler mit leichter Mühe in Reime bringen kan. Dieses ist gewis nicht der Fall der Französischen Dichter, und ihr Verdienst bestehet darinnen, daß sie sich in ihrer Begeisterung so weit von der Prose entfernen, als die Natur ihrer Sprache es ihnen erlaubet, alsdenn aber zurükkehren, der Prose sich wieder nähern, und mit einem Worte solche nur nachahmen. Der teutsche Dichter, welcher die fliessende Dichtart erwählet, ist in demselben Falle, nur daß ihm die Natur seiner Sprache ein weiteres Feld läßt. Wenn man ein wahres fliessendes Gedichte in Prose auflöset, und verlanget, daß diese Prose wieder versificiret werden solle: so wird ein Kenner die damit verknüpften grossen Schwierigkeiten bald einsehen, und mehrere von mehreren Dichtern angestellte Versuche werden es deutlich machen. Bedenket man aber,

wie viel zu einer guten Prose erfordert werde, und welche Schwierigkeiten auch hier zu überwinden seyen: so wird man ein Gedichte, das sich völlig in eine gute Prose auflösen liesse, und nichts poetisches, als Silbenmaß und Reim an sich hätte, nicht minder bewundern, und gestehen müssen, daß der Verfasser nimmermehr so schön in Prose geschrieben haben würde, wenn er vorher nicht gedichtet hätte. Was vorher Gedichte war, und jezt Prose ist, wird einem geübten Kenner sogleich das Gefühle sagen. Ein guter Schriftsteller muß eben so, als der Dichter auf die Harmonie sehen. Ich komme nun auf den philosophischen Inhalt ihres Schreibens. " O, wie eitel sind unsere Wünsche „ nicht! die meisten haben nur die äussere Gestalt vernünftiger „ Wünsche und sind im Innern so toll, wie des Alexanders „ Wunsch, der die über uns schwebenden Welten bekriegen wolte. Aber so haben Sie nicht geschrieben, sondern viel harmonischer also: " O, wie eitel sind nicht unsere Wünsche! Die meisten „ haben von vernünftigen Wünschen nur die äussere Gestalt, und „ sind nicht minder toll in ihrem Innern, als der Wunsch des „ Alexanders, welcher die über uns schwebenden Welten bekriegen wolte. Man muß die Worte in der Prose freilich nicht so ordnen, daß völlige entschiedene Verse herauskommen, und am allerwenigsten dürfen es Reime seyn; aber dieses beweisset die Harmonie, welche die Prose duldet, wenn sie einer ungezwungenen Versification fähig ist, nur mit Ausschliessung des Reimes und andern Poetischen. Die erste Zeile: O, wie eitel sind nicht unsere Wünsche! ist an sich kein Vers, ob sie gleich zufälliger Weise von einem Dichter, als ein Vers, gebrauchet werden kan. Hätten Sie aber gesetzet: O, wie sind nicht unsere Wünsche so eitel: so würde es dem Poetischen ähnlicher gewesen seyn. Nun wollen wir Verse daraus machen:

O, wie eitel sind nicht unsre Wünsche,
Und sie haben von vernünftigen Wünschen
Nur die äussere Gestalt,
Und sie sind nicht minder toll im Innern,
Als der Wunsch des grossen Alexanders,
Der die Welten, über uns erhaben,
Wolte bekriegen!

Mich deucht wenigstens, ich hätte hier nicht ganz unrecht. Was die Wahl der Wörter anlanget, die einen besondern Wohllaut haben, und die Kunst, sie so zu ordnen, daß man dadurch zugleich die mit unterlauffende Härtigkeit unserer Sprache, die nicht zu ändern ist, mildere, hiervon werde ich Ihnen gewis nicht mehr sagen können, als Sie schon wissen. Sie geben mir auch recht, wenn ich die Behutsamkeit empfehle, kein Wort des Wohlklanges halber durch Einmischung der Vocalen zu sehr zu verlängern, indem die Kürze auch ein Wohllaut in männlichen Ohren ist, und wo der Gebrauch ganz und gar widerstrebet, kan z. B. Kenechtschaft nimmermehr wohllautender seyn, als Knechtschaft, und ein Franzose nimmt mit einem Kebsweibe eben so vor Lieb, als mit einem Kebesweibe. Noth und Gefahr haben noch immer, wie neue Künste, so sonst grosse Thaten hervor gebracht. In einem gleichen Falle befindet sich der Dichter, wann er grosse, nur nicht kindische, nur nicht von Kunstrichtern aus Neid erdachte Schwierigkeiten, zu erwinden hat. Es müssen solche Schwierigkeiten seyn, von welchen man schon längst aus gelehrter Erfahrung weiß, daß aus derselben glüklicher Ueberwindung ein unvorhergesehenes Schöne entstehe.

De la contrainte rigoureuse,
Où l'esprit semble resserré,
Il reçoit cette force heureuse,
Qui l'éleve au plus haut dégré.

Telle dans des canaux pressée
Avec plus de force élancée
L'onde s'éleve dans les airs.
Et la régle qui semble austére
N'est qu'un art plus certain de plaire
Inséparable des beaux vers.

Der Unterschied ist nur dieser, daß den Franzosen der Reim unentbehrlich ist. Uns gehet es auch also in Absicht auf die fliessende Dichtart. Wie würde es lauten:

Phylax ein getreues Vieh,
Das für allen Schaden stund,
Und den Dieben, weil es bellte,
Alle Gittern eisern machte.
Dieses sonst so muntre Thier,
Ward einmal, ich weiß nicht wie,
An dem allerfrühsten Morgen
Zu dem allerkränksten Hunde.

Mich deucht, ich irre mich weniger, als Neuton in der Apocalypse, wann ich behaupte, daß der Mangel des Reimes hier ein wahrer Mangel sey. Und was hat Neuton hier zu thun, sagen Sie, und die ganz unschuldige Apocalypse? Erlauben Sie mir, doch auch einmal modern zu seyn; es ist ein Originalausdruck, und ehe Sie es sich versehen, bin ich ein classischer Schriftsteller. Aber würklich scheinen wir den Vorzug für den Herrn Franzosen zu haben, daß, wie ihnen überhaupt der Reim unentbehrlich ist, so uns derselbe nur in der fliessenden Dichtart unentbehrlich ist; allein die geistreiche Dichtart scheinet ihn nicht nur leicht zu entbehren, sondern sogar durch Abschaffung dieses, obgleich alten und wohlverdienten Dieners, ein merkliches an Gedanken zu gewinnen. Eine Probe soll es deutlich machen:

„ Verzögerst du noch
„ Von Gott verheißner Seegen?
„ Ach, daß du doch den Himmel neigtest,
„ Und sänkest herab,
„ Wie auf den Frühling der Thau!
„ Die Erde lechzt, die Wüste dürstet,
„ Schatten des Todes bedecken das Land!
„ Und das Antliz der Gnade
„ Ist von den Sternen hinweggewandt:
„ Die Sterne sehn den Erdenkreis mit Schauer,
„ Dem sich der Schöpfer entzog.

Hier findet die Poesie der Franzosen ihre Grenzen, und sehen Sie nun selbst, wie einfältig dieses in Reimen lauten würde:

Verzögerst du uns noch, von Gott verheißner Seegen!
Ach, neigtest du zu uns den Himmel, und den Regen!
Ach woltest du, als Thau, zu uns herunter sinken,
Wie ihn dein Frühling schmekt, ihn seine Blumen trinken!
Die Wüste dürstet, und die Erde lechzt ‥ Es decken
Das kaum gebaute Land des öden Todes Schrecken!
Das Antliz deiner Gnad und deine Vaterhand
Scheint von den Sternen selbst, o Gott! hinweggewandt,
Und ach, die Sterne sehn den Erdenkreis mit Schauer!
Da du dich ihm entziehst, liegt er in ew'ger Trauer!

Sie werden vergeblich erwarten, was ich Ihnen versprochen habe, daß ich nemlich auf den philosophischen Theil Ihres Schreibens antworten wolte. Ich habe mich vom Strome hinreissen lassen, und muß jezt sehen, wohin er mich führet. Sehen Sie mir nach, sehen Sie meinem Schiffbruche zu, denken Sie im Troknen an das: suave mari ;longo turbantibus æquora ventis, und leben Sie wohl!

* * *

H. den 25 Jenner 1768.

Ich habe jezt keine Zeit, Sie mit ernsthaften Sachen zu unterhalten. Ich werde Ihnen zwar nächstens wieder schreiben; aber für das Künftige stehe ich für nichts, da Sie ja meine Geschäffte wissen, die jezt bedeutender, als jemals sind. Eine kleine Begebenheit ist die Veranlassung gegenwärtiger Zeilen . . . .

Nehmen Sie sich in Acht und glauben mir, Sie werden angeführet. Ich freue mich, daß ich so von ungefähr diesen Umstand erfahren habe. Es bleibet ewig wahr, daß die Charactere mancher Menschen ihren Gesichtszügen so deutlich eingedrücket seyen, daß man sich nicht irren könne. Ich habe mich seit zwanzig Jahren auch hierinnen nicht geirret; aber es giebt zweideutige Physionomien, und bei solchen muß man im Urtheilen behutsam verfahren. Solche Menschen scheinen von Natur zum Guten und Bösen gleich aufgeleget zu seyn. Erziehung und Umstände setzen den Character solcher Menschen nachmals fest; lassen ihn aber auch nicht selten unentschieden. Solche Menschen haben eine gute und böse Seite. Glüklich ist, wann der, welcher mit ihnen umgehen muß, sie auf beiden Seiten kennet. Noch glüklicher, wer niemals mit ihnen etwas zu thun hat. Es kan ihnen unmöglich an Freunden fehlen, da sie eine gute Seite haben. Noch übler ist man mit dem schönen Geschlechte in ernsthaften Fällen daran. La Plûpart des Femmes n'ont aucun caractére. Telle est brune, telle est blonde; c'est par là qu'on les distingue le mieux. Nur eine Anmerkung will ich noch machen . . . . Doch ich will keine machen. Leben Sie auf meine Gesundheit wohl!

* * *

H. den 27 Jenner 1768.

Ich bemeistere mich einer zweifelhaften Nebenstunde, um Ihnen in der Eile zu melden, daß Cicero kein kleiner Geist war. Seine Topik ad Trepatium ist freilich keine Art de penser; aber was haben die Herrn Franzosen gescheuteres als er gedacht, seit ein Portrojaliste sie zu unterrichten die Eingebung gehabt? Sie künsteln an ihren Gedanken, und an ihrer Sprache, wie die Nachkommen des Cicero so lange an Gedanken und Sprachen künstelten, bis endlich noch vor dem Verfalle des Römischen Reiches sich die liebe Barbarei würklich einfande, nur nicht noch ganz öffentlich, nur noch mit einer Larve vor ihrem häßlichen Angesichte. Schon Virgil und Horaz waren mit Baven und Mevien geplaget; aber diese Leute wurden nicht öffentlich gelobet. So bald dieses geschiehet, ist es ein böses Zeichen. Es giebt Propheten unter uns, die kein Geräusche machen, sondern manche Weissagung still und unbekannt den Fensterscheiben anvertrauen: dann diese Art der Bekanntmachung seiner Gedanken wird jezt Mode.

Warum wird Bav so hoch erhoben?
Ist es ein epidemisch Loben?
Ists sein Verdienst? Nein, warlich Nein!
Was mag denn wohl die Ursach seyn?
Man sagt ---- Gott woll es gnädig wenden!
Ich protestir' mit beiden Händen!
Man sagt, die Barbarei riß ein.

Die Herrn Franzosen haben uns hier nichts vorzuwerfen. Ein Schriftsteller wird nichts bedeutender Ursachen wegen in die Bastille gesezt, und so fort den Protocollen der Unsterblichkeit einregisiriret. Ueber die Künsteleien, womit sie ihre Sprache

verderben, hat Voltaire schon lange geklaget. Aber um wieder auf den Cicero zu kommen; so hat es mich recht geärgert, als ich von ungefähr lase, er sey kein Philosoph. Kein Philosoph und ein N. seyn, schiene mir fast einerlei, weil Alembert sagt, ein jeder Schuster habe seine Metaphysik. Aber dieses bei Seite gesezt, bleibt es gewis, daß viele um deswillen den Cicero aus der Zahl der Philosophen ausschliessen können, weil sie keinen Unterschied zwischen einem Universal- und Particular-Philosophen zu machen für gut befunden. Aristoteles war ein Universal-Philosophe; Plato war es schon nicht, aber stärker im Speculativischen. Cicero war es gewis noch weniger, aber stark im Moralischen, so weit es auf der gemeinen Erfahrung beruhet, und auf die würkliche Geschichte gegründet ist. Wo der Universal-Philosoph einen erfüllten Raum siehet; da siehet der Particular-Philosoph ein grosses Leere, und wann er eine philosophische Seereise nicht vermeiden kan, ist der Scepticismus seine Magnetnadel. So gienge es dem Cicero, und so geht es Voltairen. Der leztere würde doch vor seinem Ende vielleicht noch zu bekehren seyn, wann man ihm nur den Terminum gratiae beweissen könte. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 4ten May 1768.

Sie melden mir, daß die Nachrichten, die ich Ihnen von dem Fortgange meiner Geschäfte gegeben, die Hofnung bei Ihnen erneuerten, daß ich nun wieder die abgebrochene Materien fortsetzen würde. Es stehet zwar noch nicht so gut um mich; doch will ich heute einen Versuch thun, wie weit ich komme. Was die wahre Ursache sey, warum die französische Sprache ein solches erstaunliches Glücke gemacht habe, hierauf muß mit Unterschied geantwortet werden. Ihrer Süssigkeit ist es nicht zu zuschreiben,

weil es der Sprache Welschlandes auch an keiner Annehmlichkeit fehlet, und sogar das Russische und Pohlnische nichts weniger als rauh klinget. Wo hat sie aber eigentlich ihr Glücke gemacht? In Engelland eben so sonderlich nicht; in Spanien wäre es kein Wunder, ob es gleich aus bekannten Ursachen doch nicht an dem ist. In Welschland weiß man seine eigene Sprache zu schätzen. In Pohlen und Ungarn zieht man das Lateinische vor. In Rußland hatte bis zur Regierung der Kaiserin Elisabeth die teutsche Sprache die Oberhand gehabt. Aber in Teutschland haben die französischen Moden, und die französische Sprache zu gleicher Zeit ihr Glücke gemacht. Jene Flüchtlinge haben sie weiter ausgebreitet, und mit dem einreissenden Goût de frivolité ist die französische Lecture auch eingerissen, und hat die Oberhand über die teutsche bekommen. Aber ich kan deswegen die französische Sprache noch lange nicht für eine gelehrte Sprache erkennen. Die Eigenschaft einer gelehrten Sprache mag sie in einem Sinne vollkommen haben: aber die englische und die teutsche Sprache, und selbst die Russische können dieser Eigenschaft nicht minder theilhaft seyn, wie noch mehrere Sprachen. Es kommt auf eine von dem Schiksal selbst entschiedene Dauer von Nachwelt zu Nachwelt an, und diese kan man keiner lebendigen Sprache versichern. Das Französische und Teutsche gehet vielleicht einmal verlohren, wie das Palmyrenische, und in Teutschland und Frankreich wird vielleicht einmal Russisch gesprochen. Wir beide erleben diese Zeit zwar gewis nicht; ich habe mir aber doch aus Fürsorge die Russische Uebersetzung des Polydori Vergilii angeschaffet. Unter Ludwig *XIV.* dachte man in Frankreich nicht daran, daß die zärtliche Sprache einer so geselligen Nation das verdiente Glücke machen werde, die Herrschaft ihrer Grammaire über die Grenzen zu erstrecken, und de Thou und Grammond kannten keine andere gelehrte Sprache, als die Lateinische. Lezterer entschuldiget sich also gegen Ludwig *XIV:* Aetate, qua

vicimus, res gallicae Europae historiam faciunt, quam orbi daturus aeternam [und jezt liest ihn niemand mehr] *latine* scripsi; neque enim mutationi obnoxia ista lingua, quales nationum vernaculae passim omnes; Gallorum arma ultra Pyrenaeos et Alpes triumphant, lingua ignoratur; nullibi peregrina est antiqua Roma. Hiermit mag es für diesmal genug seyn. Vale!

Nachschreiben.

Genug? Nein; ich mögte den Faden meiner Gedanken verlieren, und wann es möglich ist, will ich Sie einmal auf diesen Posttag satt machen. Unsere Reisen nach Frankreich haben uns ganz in Franzosen verwandelt. Unsere Weisen und Patrioten führten schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts die bittersten Klagen darüber, und alles Unglük, das uns drücket, ist würklich nicht weiter herzuholen. Hier will ich aber für diesesmal abbrechen, und nur mit wenigem untersuchen, warum unsere teutsche Gelehrte das Glücke nicht machen, welches den Franzosen so wenig kostet? Unsere Sprache ist nicht schuld daran; sondern zweien Ursachen schreibe ich es zu. Die erste macht uns, bis auf einen gewissen Zeitpunct, Ehre, nemlich, wir suchen nicht, durch nichtswürdige Kleinigkeiten zu gefallen. Der französischen Nation darf man nichts ernsthaftes anbieten, ohne vorher ein grosses Entschuldigungs Compliment zu machen. Der Abbé du Resnel hat sich in diesem Falle befunden, wie ich vielleicht schon einmal bemerket habe. Er sagt: Nos Auteurs n'oseroient presqu'avouer qu'ils se proposent d'être utiles, et se croient obligés de faire *serieusement* des excuses au Public, lorsqu'ils travaillent à l'instruire. In einer gelehrten Zeitung lase ich im vorigen Jahre, daß ein gelehrter Franzose, dessen Namen ich vergessen habe, des Gravinae Origines Juris civilis schon lange in das Französische übersetzet gehabt, aber wegen des verderbten Geschma-

ckes seiner Nation sich damit herfürzutreten nicht getrauet habe. Aus dem Munde eines grossen Ministers habe ich es, und dieser Minister kan es wissen, daß so gar in Engelland der Geschmak an Kleinigkeiten einreisse, und ein Buchhändler aus London einen seltenen Schatz der auserlesensten Bücher über das Meer geführet habe, um dessen in Teutschland mit mehrerem Vortheile los zu werden. Ich glaube gerne, und hoffe allerdings, daß es so weit noch nicht in Engelland gekommen sey, nemlich überhaupt; aber etwas, und nicht weniges, muß doch daran seyn. Es kan eine ganze Nation manchesmal mit einer Schwachheit überfallen werden, ohne daß diese Schwachheit so gleich ein Schlagfluß sey. Was man aber von der zweiten Ursache, warum unsere Schriftsteller vom Glücke so verlassen scheinen, zu urtheilen habe, eröfne ich Ihnen mit Betrübnis. Unsere Damen in Teutschland lesen auch ernsthafte Sachen, und würden vielleicht zeigen, daß sie auch Köpfe, und nicht blosse Coëffures hätten, wann wir nicht selbst uns bemüheten, sie gegen das Ernsthafte einzunehmen. Ich breche hier gleich ab, und bemerke Ihnen nur weiter, daß der Neid unter unsern Gelehrten die wahre Ursache sey, warum solche im verdienten Staube bleiben. Um mich eines Original-Ausdruckes zu bedienen, gönnen sie einander das Weiße im Auge nicht. Sie nennen einander nicht, damit es das Ansehen gewinne, als seyen sie pur Original, pur Genie; doch nein, sie machen sich Hofnung, allein genennet zu werden, und vermeiden also die Gelegenheit, dem Leser ihre Zeitgenossen bekannt zu machen. Ein gewisser Autor ist gar vor einigen Jahren so impertinent gewesen, daß er gesaget: er brauche andere nicht anzuführen; Andere mögten ihn anführen. Wolf schreibet, da er von den Versuchen redet, die Réaumur mit den Insecten gemacht hat: „Ich wolte wünschen, daß „ man auf gleiche Weise die Historie der Pflanzen oder Gewächse „ untersuchte. ——— Es ist aber nicht eines Menschen Ar„ beit ——— Bei unsern Teutschen aber, wo der Neid und

„ Misgunst allzusehr herrschet, lässet sich dieses kaum hoffen. In unserer *teutschen* gelehrten Welt sind die Gassen immer voll Koth, und diejenigen kommen am besten durch, die auf einem Studenten-Klepper durchgaloppiren, dem müssigen Pöbel mit der klatschenden Peitsche eine Freude machen, und mitlachen. Aber warum soll es nur bei uns Teutschen so aussehen? Stellen Sie Sich doch eine Stadt vor, worinnen nur ein paar Kaufleute seyen, die mit einerlei Waaren handeln; wird nicht der Neid unter ihnen ein Wurm seyn, der nicht stirbet, und ein Feuer, das nicht verlöschet? Aber setzen Sie fünfzig gleicher Kaufleute in solche Stadt; so wird die Schwierigkeit, ein halb hundert zu beneiden, dem Neide Einhalt thun. Dieses ist der Fall der Franzosen, und anderer Nationen. Die Franzosen haben die guten Schriftsteller in ihrer Art in ungleich grösserer Anzahl als wir. Es ist wahr, sie sind Menschen, wie wir auch, und von Leidenschaft gewis nicht freier. Sie sind meistens heftig in ihren gelehrten Strittigkeiten und werfen einander den P. d. Ch. ins Gesicht; aber gehet man auf den Grund, so wird man allemal finden, daß sie persönlich angegriffen worden seyen, und da ist die Vertheidigung natürlichen Rechtens. Die französische Politesse wird von der Nation selbst so weit nicht getrieben, daß die Gerechtigkeit darunter leiden solte. Es ist in Frankreich nicht gewöhnlich, daß ein beleidigter Schriftsteller den andern vor dem Parlemente verklage; sondern er erwartet von den Gelehrten seiner Zeit, an die er sich wendet, die ihm gebührende Genugthuung. In Frankreich hat man keine gelehrte Richter, die erst fragen: Cui bono? Es ist genug, daß einem Schriftsteller Unrecht geschehen, der Streit an sich mag nun das *Publicum* interessiren, oder nicht. Die Meinungen theilen sich freilich nicht selten; aber dessen ungeachtet findet die beleidigte Unschuld noch allemal Gehör. *Voltaire* rasete in seinem Streite mit *Maupertuis* und *la Beaumelle*: allein die Ursache des Streits war darnach beschaf-

sen, wohingegen eben dieser Voltaire an andern Orten als ein Beispiel der Bescheidenheit angeführet werden kan. Nun ist es Zeit zu schliessen. Leben Sie noch einmal wohl!

* * *

H. den 6 Jun. 1768.

Es darf sich niemand die Freiheit herausnehmen, klar entschiedene Sprachfehler zu begehen; aber ausser dem muß man einen jeden Schriftsteller die vollkommenste Freiheit des Styls, und seine Laune lassen. Wie sieht es bei uns Teutschen aus? Das unbestimmte, und oft unbescheidene Loben, wie das unbestimmte Tadeln ist die wahre Ursache, daß niemand mehr weiß, wie er in Ansehung der Schreibart daran sey. Wir haben hier unter zweien Uebeln zu wählen, entweder uns über allen Tadel hinaus zu setzen, oder unaufhörlich Noten zu machen, um einer Chicane vorzubeugen. Wenn aber auch würkliche Fehler mit unterlauffen, Kleinigkeiten, quas incuria fudit: so werden sie auf eine solche Weisse geahndet, daß der Leser glauben solte, die Schreibart des Verfassers tauge im Ganzen nichts. Mit der Freiheit, zu denken, hat es bei uns ein noch schlechteres Ansehen. Die Religion habe ich hier ganz und gar nicht im Gesichte: sondern die Freiheit, die Gegenstände auf mehr als einer Seite zu betrachten. Dieses ist den Franzosen natürlich, und giebt ihren Schriften jene grosse Annehmlichkeit. Wir haben gleiche Fähigkeit, wie sie, die Gegenstände auf mehr als einer Seite zu betrachten, nur mit dem Unterschiede, daß wir geschikter sind, das Reelle zu bemerken, der Franzose aber nach seinem Temperamente mehr auf das Ausserwesentliche verfällt, und die sanften Eindrücke der tiefen und starken vorziehet. Malen will ich hier nicht; aber die moralischen Gedichte eines Hallers u. Hagedorns, verglichen mit den moralischen Gedichten der

Franzosen, mögen entscheiden. Diese und andere wenige ausgenommen, muß vor jener Nation der übrige grosse Theil der unsrigen die Seegel streichen; es heisset aber hier: Volenti non fit iniuria. Es ist nemlich der Geschmak an dem Schulsystematischen, welcher unsern Schriften jene Annehmlichkeiten raubet. Es wird nur eine Seite genommen, und dann unser Hals unbeweglich gemacht, daß der Kopf sich nicht herum drehen, und das Auge nur diese Seite sehen kan. Unter dem Vorwande, die Begriffe genau zu bestimmen, definiret man so barbarisch, daß man über Nacht nicht sicher ist, ob man beim Erwachen noch ein Mensch, oder ein Thier sey. Ich verachte die Schulgelehrsamkeit gewis nicht, und so wenig, daß ich vielmehr bedaure, daß auch hierinnen Teutschland nicht mehr ist, was es war. Allein ohne alle Schulgelehrsamkeit können Personen vom Stande die wichtigsten Anmerkungen machen, und würden sich nicht selten herunter lassen, das Publicum von viel wichtigern Dingen, als wovon insgemein geschrieben wird, zu unterrichten, wenn sie die Pedanten nicht scheuten. Es könte sich eine Communication zwischen der grossen und gelehrten Welt glücklich eröffnen; aber so müßte man es alsdenn nicht machen, wie man den S***eg und eine gewisse Cantate recensiret hat. Es gehet dieses alles uns beide nicht an, da Sie, Gott sey gedankt! sowohl in der Schulgelehrsamkeit, als der höheren, eben nicht fremde sind; aber desto unpartheyischer sind Sie; denn Sie kennen zugleich die grosse Welt, und stehen mit ihr in dem Ihnen geziemenden Zusammenhange, und zwar, ohne uns gegen einander zu rühmen, seit mehr als zwanzig Jahren auf eine würdige Art, und nicht so wie einer, der von Ungefähr den grossen Mogol spricht — Ich habe einen Arzt gekannt, der ein Mann von tiefer Einsicht und Erfahrung, und zugleich bei den Grossen dieser Erden sehr beliebt gewesen. Er wolte sich, aus mehr angeführten Ursachen, nicht entschliessen, etwas zu schreiben, ob er gleich nicht nur in seiner

Wissenschaft hätte glänzen, sondern auch es gewissen Andern in Staats-Anecdoten zuvorthun können. Er pflegte zu sagen, es gelte so viel, als ein Feldzug gegen die Türken, wenn ein Schriftsteller alle Angriffe mutig aushielte, und sich tapfer vertheidigte. Hüten Sie sich für den Türken, und warten Sie, bis daß ich das Vergnügen habe, Sie mündlich zu sprechen. Ich will alsdenn alles mit mehreren Beispielen erläutern, ohne zu vergessen, was sich für Scenen bei Gelegenheit der Uebersezungen des Horazes, *Plinius*, *Tacitus*, *Miltons* u. s. w. an dem Hofe unserer Criticker eräugnet haben. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 20ten Junii 1768.

Ich habe Ihnen auf Ihre schöne Betrachtungen über die Eitelkeit unserer Wünsche schon mehr als einmal antworten wollen, und es ist mehr als einmal unterblieben. Kein Mensch kan unschuldiger, bescheidener und vernünftiger wünschen, als wenn er sich wünschet *Erstlich*, einen gesunden Verstand in einem gesunden Körper; *Zweitens*, eine anständige, oder für Menschen schikliche Nahrung, ohne allen Ueberfluß; gesunde Früchte, reines Wasser; *Drittens*, Abhängigkeit ohne Sclaverei; *Viertens*, ein erträgliches Weib mit Kindern von natürlich guter Art an Leib und Seele; *Fünftens*, eine Känntnis der Natur, blos auf das Körperliche eingeschränket, und folglich eine Lage, in welcher man zu einer solchen Känntnis gelangen kan; *Sechstens*, eine proportionirliche Lebensdauer. Hier ist kein einziger Wunsch mit dem Nachtheil eines andern Menschen verknüpfet; aber sind diese Wünsche nicht eben so eitel, wie der Wunsch des Alexanders, und der grosse Wahn des Cicero, daß Rom ewig bestehen werde? Von den Wünschen des Ehrgeitzes, und den eitlen Hofnungen, die wir von einem Nachruhm haben, reden Sie vornemlich.

Es

Es waren siebzig Dichter vor dem Homer; wo sind sie? Wer waren sie,

> Die in des Nichtes dunklem Schoosse
> Vor dem Homer begraben sind?

Gehet unsere Seele in unsere Kinder über, und dauren wir in solchen fort? Beschleichet unser Schatten die ewigen Büchersäle, und lieset seinen Namen? Was ist es also anders, als eine seltene Großmut, wenn man für die Nachwelt schreibet? Wie machen es die Klügsten unter uns? Sie sehen nur auf dieses Leben, und

> Suchen ihren Ruhm --- Wo? In dem Zeitungsblat,
> Wo der Student sein Lob gemein mit Neuton hat.

Voltaire mögte sich leicht in Ansehung seiner Nation und seiner selbst eben so betrügen, wie sich Cicero betrogen hat. Die Unsterblichkeit, die er wünschet und verspricht, beruhet auf folgenden Gründen: Il est trés difficile de faire de beaux tableaux, de belles statues, de bonne musique, de bons vers. *Aussi les noms des hommes* supérieurs qui ont vaincu ces obstacles, dureront-ils beaucoup plus peutétre que les Rojaumes ou ils sont nés. Die Ewigkeit der Dauer der Wolfischen Philosophie hat so gar einmal mathematisch demonstriret werden wollen. Es scheinet, als ob zu den ersten Zeiten des Wolfs der Geschmak der Ausländer von ihrem jezigen sehr unterschieden gewesen seyn müsse, indem Wolf als eine Ursache, warum er sich in seinen lateinischen grössern Werken weiter ausgedähnet habe, ausdrüklich (oder ich irre mich sehr,) anführet, daß die Ausländer weitläuftige Werke liebten. Oder hat er vielleicht unter den Ausländern die gelehrten Catholicken in Teutschland verstanden, und zugleich denen zum Besten Latein geschrieben? denn so viel siehet man freilich

deutlich, daß dieser grosse Gelehrte unsern Ernesti, Gesnern, Platnern, Klotzen und andern in der Latinität nicht habe vorarbeiten wollen. Mich deucht, ich hätte gemerket, daß schon die Alten sich durch grosse Werke der Unsterblichkeit zu versichern gesucht haben; die Scholasticker nicht minder, und noch im vorigen Jahrhunderte erforderte man zum Soliden zugleich etwas voluminoses, nur nicht ganz so, wie der Tractatus Tractatuum, und auf den Band in wilde Schweinshaut wurde nicht mehr so stark gesehen. Es war indessen ein artiger Griff mit dieser Schweinshaut, wodurch manches Kloster zu einer Jagd gelangte, die eben nicht Juris canonici ist. Wie viel indessen in Absicht auf grosse Werke in fraudem legis mit unterlauffe, ist denen bekannt, welche unsere Sammler vom vorigen und diesem Jahrhunderte kennen. Ich glaube aber, schon einmal angemerket zu haben, daß solche Sammler sich nichts desto minder um die gelehrte Welt in ihrer Art eben so verdient machen können, als ein fleissiger Registrator seinen Nachfolger im Amte, und den Rath verbindet, der sonst die besten Acten manchesmal entbehren müßte, und sehr oft gerne entbehret. Solche Sammler müssen nur nicht in die Classe eines auch sammlenden Bayle, eines auch sammlenden Leibnitzes gesetzet werden. Indessen erregen sie so leicht keinen Neid, und sind also ihres gesuchten Lobes gewis. Andere sind in dem Falle des Valerius Maximus . . . . . Aber die in keinem dieser Fälle sind, und grosse Werke in einem würdigern Sinne schreiben, sind nur manchesmal darinnen unglüklich, daß ihre Werke gegen alle Arten von Auszügen nicht genug befestiget sind, also leicht in die Hände der Justinen gerathen, und denn als Trogi Pompeii verlohren gehen. Von einer ganz andern Art aber ist ein grosses Werk, das keines Auszuges leicht fähig ist, weil es durch seine eigene Quelle zu solcher Grösse gewachsen, ohne daß wildes Wasser hinzugekommen wäre, und die Grösse vermehret hätte. Wird ein solches Werk von gros-

fen Meistern ins Kürzere zusammengezogen: so gleichet es einem Gemälde in Lebensgrösse, das einen Helden vorstellet, und, von einem grossen Maler immer im Kleineren nachgemalet, auch im Kleinsten die redenden Züge so deutlich ausdrücket, wie in dem Grösseren und dem Grossen. Solche Werke sind allerdings allen Brochüren vorzuziehen, so fürtreflich auch sonst der Inhalt mancher kleinen Bändgen seyn mögte. Aber die Unsterblichkeit kan ich weder grossen Werken, noch kleinen Bändgen versichern. Ein Schriftsteller übertreffe den Plato und wen mehr? Darum kömmt er noch nicht auf die Nachwelt. Was von Griechen und Römern sich durch barbarische Zeiten durchgeschlagen, und bis zu uns gekommen ist — Ach, dieses, lieber Freund, ist nicht alles Meisterstük, und viel Mittelmässiges, selbst Schlechtes, hat sich auch erhalten. Ich schliesse — Das erwarte ich allerdings, werden Sie sagen — Nun gut, ich schliesse, aber nicht so schlecht weg. Ich habe noch etwas auf dem Herzen. — Hier ist es! Eine Grabschrift auf den Wunsch Alexanders des Grossen. Leben Sie wohl!

Grabschrift auf den grossen Wunsch des grossen Alexanders.

Betrachtet hier,
Erschrokne Sterbliche,
Steht still, und seht
Die ungeheure Pyramide,
Aus einem Fels gehauen, an!
Sie ist ein Denkmaal,
Das einem Wunsche,
Die fromme Nachwelt,
Vor seiner Grösse
Zitternd, aufgerichtet hat.
Unter allen,
Auch den größten,
Unter allen hohen Wünschen
Ragt er herfür!
Wie unter niedern
Sträuch und Büschen
Die erhabne, Libanonsche,
Mit dem Bliz verwandte Ceder,
Ragt er herfür:
Und wie unter
Ameishügeln
Der den Himmel tragende Atlas,
Ragt er herfür!

Schon sah seine Crone,
Dieser grosse Wunsch,
Ueber seinem Haupte,
Sich niederlassend, schweben,
Als ein Sturm urplözlich
Ihn entführte himmelhoch!
Und er fiele . .
Ach, wir wissens,
Sagt ihr Alle,
In die Tieffe
Der Saturnschen Wasserschlünde,
Wo die Zeit die eitlen Wünsche,
Ihre Flügel schüttelnd, wirft.
Aber nein, sein Fall war edler.
Und er fiel,
Von der graussen Donnerhöhe
Immer tief, und immer tieffer,
Ganz herunter,
Gleich einer Mücke,
In einen Becher süssen Weins.

* * *

H. den 20 Jul. 1768.

Unser Briefwechsel fänget an, die Gestalt einer Monatschrift anzunehmen. Glauben Sie etwa, ich hätte setzen sollen, die Gestalt zu gewinnen? Nein; hier schicket sich das Wort: gewinnen, nicht so gut, als: annehmen. Ich hole nur den Faden wieder, der mich sogleich dahin führet, wo der Unterschied zwischen dem Nachruhme und der Unsterblichkeit nicht mehr zweideutig ist. Kein armer Bauer ist leicht so lüderlich, daß er nicht seinen Kindern und Anverwandten einen guten Namen nach seiner Art zu hin-

terlassen wünschte, und wer weiß, welch eine unmittelbare Beziehung dieses auf einen unsichtbaren Zusammenhang der Dinge haben könne? Ich glaube würklich, daß unter ordentlich lebenden Menschen, das ist, nur wie man insgemein lebet, sich sehr wenige finden werden, welche vorbedachter Weise diesen stillen Nachruhm vernachlässigten, oder ihn gar verachteten; aber Tausende sind hierinnen unachtsam, und würden sonst manches anders machen. Wie groß ist aber nicht der Unterschied zwischen diesem Nachruhme und der Unsterblichkeit! Wenn auch ganz Europa von einem Bauren sagte, er sey als ein ehrlicher Mann gestorben: so ist dieses noch nicht der Ruhm, wodurch sein Vetter, Piast, sich in der Geschichte verewiget hat; nicht der Ruhm, von welchem an den Uffern der Weichsel der sarmatische Barde singet. Der Bettler Irus ist auch der Nachwelt bekannt geworden; ist er deswegen unsterblich? Cäcina wird auch als ein General genennet; aber Drusus nur interessiret die Nachwelt. Daß auch das Laster Flügel zur Unsterblichkeit habe, ist leider! dem Zusammenhange der Dinge gemäß: denn man kan solche Unsterblichkeit gewissen Tyrannen nicht absprechen; aber wir lassen sie ihnen nur, weil wir sie in unsern Gemälden zu Schatten brauchen, und damit auch die gar zu stummen Ziffern nur einigen Laut von sich geben mögen, dulten wir sehr viele Namen, sonst entbehrlich: Ah que de noms obscurs! Grosse Genies sind allein der Unsterblichkeit fähig, und glauben Sie nur ja nicht, als ob in der Lotterie, in welche jeder Schriftsteller einzulegen eilet, die Unsterblichkeit das grosse Loos sey, worauf er ziele. O, nein! die meisten sind sehr zufrieden, wenn sie nur an dem Orte, wo sie leben, berühmt sind, und denken nicht an die Nachwelt. Ja, manchen ist es nur um ein augenblikliches Lob, wie einem Studenten um einen Wechsel, zu thun, und sie bekümmern sich hernach um nichts. Andere, die um das Brod schreiben, verachten großmütig das Urtheil der Nachwelt, mit ein wenig Lob in einer

Zeitung zufrieden, die ihnen und ihrem Verleger zum Besten die Schrift als unentbehrlich empfielet. " Wir können nicht einse-„ hen, wie jemand dieses schöne Compendium entbehren könne„

Wie glüklich sucht nicht der, den nicht die Nach-
welt plagt,
In Meß-Catalogen ein Denkmaal sich zu stiften!
Wie gnädig nimmt er auf, was schön von seinen
Schriften
Die löschpapierne Zeitung sagt!

Aber, diese Kleinigkeiten bei Seite gesezt: so bleibt es doch gewis, daß einige Schriftsteller im Ernste nach der Unsterblichkeit streben. Von diesen will ich ein paar Worte sagen, die Helden aber jezt ganz ausser der Betrachtung lassen. Was soll man von diesen Schriftstellern denken? Soll ich vielleicht von solchen zuerst reden, die sich so gar scheuen, ihrer Zeit bekannt zu werden? Man hat den Neuton einer solchen Blödigkeit beschuldiget. Die Ursache davon muß eine übele Erziehung seyn, und die Herrn Franzosen nehmen alle mögliche Maßregeln, ihre Jugend gegen solche grobe Fehler zu schützen; ja, ihre junge Herrn sagen im zehnten Jahre schon, wie unsere männlichen Kunstrichter, oft sehr artig: Monsieur Corneille est quelquefois assés joli. So, wie abgedankte Minister, welchen noch ihr Rang bleibet, die aber in die Geschäfte keinen Einfluß mehr haben: so geniessen manche grosse Schriftsteller ihre Unsterblichkeit, daß sie nemlich mit aller Ehre genennet werden, aber ungelesen bleiben. Mit aller Ehrfurcht für den grossen Mann, und mit tiefsten Verbeugungen bemühet sich der junge Magister zu demonstriren, daß er es gleichwohl besser wisse, und zulezt bleibet dem größten Philosophen der Sensus communis nicht mehr übrig. Wo man sich noch schämet, sich in eine Gleichheit mit grossen Schriftstellern zu setzen, oder wo es sonst nicht angehen will, da affectiret man

einen Umgang mit ihnen, und spielet die Rolle eines falschen Freundes, oder untreuen Dieners. Aber die minder Erhabene unter den Alten, obschon sehr fürtreflich, haben ein ander Schiksal zu erwarten, nemlich daß die Neueren eine Gleichheit des Standes gegen sie affectiren, nicht anders, als wenn ein französischer Marquis sich einem teutschen Marggrafen gleich schätzet. "Allein haben Sie keine wichtigere Anmerkungen zu machen?" Ach, Gott, ja, werther Freund; aber ich weiß theils das Schiksal dieses Briefes nicht; theils ist sein Raum zu klein, und theils habe ich mehr zu thun. Die Hauptanmerkung hätte ich ohndas nicht vergessen. Man sehe nemlich die Sache auf allen Seiten an: so wird man von denen Schriftstellern, welche im Ernste nach der Unsterblichkeit streben, niemals gründlich urtheilen können, wenn man nicht in Ansehung der Unsterblichkeit der Seele etwas voraus setzet. Gesezt, solche wäre, wie der Leib, vergänglich: so würden diejenigen zwar Thoren seyn, welche wissentlich nach der gelehrten Unsterblichkeit strebten, und darüber gegenwärtige Vortheile entbehrten; auf einer andern Seite aber würden sie schändlich Betrogene seyn, wenn sie es nemlich unwissend also machten; aber diejenigen würden allemal in diesem Falle weder Thoren noch Betrogene seyn, welche nur um einen stillen Nachruhm besorget wären, der ihren Nachkommen oder Verwandten noch zum Nutzen gereichete. Es kömmt aber darauf an, wie es möglich sey, daß ein solcher Trieb in den Herzen grosser Geister so unaufhörlich sprudeln könne, wenn er nicht von einer ewigen gewaltigen Quelle unterstützet würde? Aus einem sterblichen Körper kan er nicht quillen, und da dieser Trieb durch alle Jahrhunderte bei den Menschen wahrgenommen wird, da er die Natur eines jeden andern Triebes hat, der auch nicht vergeblich ist, ja stärker als der Trieb ist, uns selbst zu erhalten: so muß nothwendig etwas unsterbliches zum Grunde liegen, es muß eine Beziehung auf etwas erfolgendes haben,

das mit ihm übereinstimmet, und es thut gar nichts zur Sache, wenn dieser Trieb nicht bei allen gleich stark ist, und daß ich aus andern Ursachen die grossen Geister unterscheide, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele in sich selbst zu empfinden die himmlische Fähigkeit haben. Mit allernächstem, so Gott will, ein mehreres. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 22ten Julius 1768.

Will denn niemand darauf Achtung geben, was mit ihm vorgehet, ehe er einschlummert? Ein jeder machet Anschläge auf den Morgen, wo er wieder erwachen will, und nicht Alle legen sich trunken zu Bette. Solche Anschläge sind klein und sind groß; genug, es sind Anschläge auf den Morgen, wo wir wieder erwachen wollen. Gesezt, es wäre unser erster Schlaf; würden und müßten wir nicht bei oder in uns selbst fühlen, daß diese mit uns vorgehende Veränderung nicht das Ende unseres Wesens sey, und daß wir wieder erwachen würden? Wir wollen nun sezen, daß einer allein einen solchen herannahenden Schlummer spürte, und Andern, die davon noch nichts empfunden hätten, die Geschichte seiner Ahnung erzählte: Was würden diese anders davon urtheilen, als was jezt von solchen innern Erfahrungen die steiffen Philosophen urtheilen, welche, genug unzufrieden, daß Locke mit einer kleinen Beute sich durchgeschlagen, wenigstens gegen den Metaphysiker noch so lange, als möglich, sich halten wollen. Allein, solcher verkehrten Urtheile ungeachtet, wird der Einschlummernde glüklich erwachen, und unser bedeutender Traum von der Unsterblichkeit wird siegen. Sie werden es — Nur hier verzeihen Sie mir einen eigennützigen Wunsch! Sie werden es, ich wünsche, später, als ich, erfahren. Leben Sie in dieser und jener Welt gleich wohl!

H. den 20 Aug. 1768.

Ein Monat Zwischen-Raum ist bei mir kein hinreichender Grund, den Faden meiner Gedanken zu verlieren. Aber die Herrn Gelehrten, welche freilich dem menschlichen Geschlechte die nüzlichsten Dienste durch ernsthafte Betrachtungen dieser Art erweisen könten, machen die Sache auf das neue zweifelhaft, wenn sie, anstatt die Beweise Anderer bescheiden zu prüfen, und ein und andere unlaugbare Sätze durch ihren Beifall mit zu bestärken, das Zweifelhafte aber aufrichtig zu bemerken, vielmehr ihren philosophischen Nächsten eben so zu ignoriren affectiren, wie man sich in der grossen Welt zu Zeiten ignoriret, wenn man keine Visiten geben noch annehmen will. Wer also glaubet, einen neuen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele gefunden zu haben, denket eben so wenig daran, was ein Anderer seiner Zeit davon geschrieben hat, als er sich um das bekümmert, was wenigstens schon hundert Jahre vor ihm gesaget worden. Der eine Weltweise (ich rede von unsern Neuern) macht die Menschen zu Verehrern Gottes, und schliesset also, daß ein Verehrer Gottes fehlen werde, wenn eine Seele untergienge. Aber viel bündiger schlosse man im Jahre 1683, daß Gott nemlich unsere Seelen als solche geschaffen habe, die ihn verehren könten, und er also wider sich selbst handeln würde, wenn er solche vernichtigte. Hier muß man freilich von der Ewigkeit der Höllenstraffen geschwinde abbrechen, und alsdenn ist der Schluß passend, und alsdenn wird zu rechter Zeit keine Seele und kein Geist überhaupt mehr seyn, der Gott nicht verehre, und dadurch den moralischen Endzwek seines Daseyns erfülle. Die Worte unsers Schriftstellers und Vorgängers in der Vergessenheit lauten also: Optimo & Justissimo & Sanctissimo & Sapientissimo Deo semel visum fuit animos condere, puta *istiusmodi creaturas*, quae *indesinenter Eundem possent rite agnoscere & colere* - Hierauf fol-

get nun der Schluß auf die moralische Unmöglichkeit ihrer Vernichtigung, nachdem vorher die metaphysische Unmöglichkeit derselben also fest gesetzet werden wollen: Ergo, cum nequaquam licitum sit - Deum in essentia immutabilem, in actionibus extrinsece mutari, supponere; quoties experientia aut Ratio aut Deus ipse non testatur hodiernam sive creationem sive annihilationem, toties - de utraque nos tacere oportebit. Ein anderer Weltweiser hat die Gerechtigkeit Gottes in der Absicht, und will, daß uns nur die Unsterblichkeit aus der Verwirrung collidirender Pflichten herausreissen könne. Ita vero noster Autor: Etenim Deus hac mortificatione nullis in terrestri felicitate perpetua atrociter delinquentibus poenas tribuendo abnegaret iustitiam suam. Unde, quod Aeneas Sylvius refert, in Austria, cum decessisset vir potens, annos natus tres supra nonaginta, qui vitam in voluptatibus carnis finiisset, Fridericus Cæsar, *Et hinc*, dixit, *immortales animas censere licet.* Aber was vereiniget die moralischen Widersprüche, wo zwei Theile streiten, die beide gleich Recht haben. Wenn beide Theile gleich Recht haben; o, so bedarf es eben sowenig, sie zu vereinigen, eben so wenig, als sich jemand einfallen lassen wird, das Feuer und das Wasser zu vereinigen, welche beide Elemente auch gleich Recht haben, ohne daß daher auf die ewige Dauer des einen, oder des andern, geschlossen werden könne. Es lauffet also, wenn man sich weiter erkläret, alles zulezt auf den Begriff von der Gerechtigkeit Gottes hinaus, ob es nemlich derselben gemäß sey, daß ein moralischer Knote, hier im Leben unauflößlich, in Ewigkeit unaufgelößt bleibe? Indessen ist dieser Gedanke wichtig; ich kan auch vielleicht von einiger Belesenheit zeugen, und ohne Verwegenheit sagen, daß dieser Gedanke in so ferne auch neu sey. Mit wahrem Vergnügen sage ich es — Aber ... wie viel wäre nicht gegen den gesezten Fall selbst, gegen alle Geschichte, worauf er sich gründen könte, gegen die ganze Moral, die so großmütig hier voraus gesezt

wird, und endlich gegen die, so viele Klüfte überspringende, Schlußart einzuwenden? Den Philosophen, von dem ich hier rede, verehre ich wahrhaftig, und aufrichtig; allein, überhaupt davon zu reden, machen es unsere Philosophi, quos Honoris causa appellamus, wie unsere Illustres Referentes in Processualibus, quos Doloris causa nuncupamus, und welche, wo sie ein Interlocutum finden, das nur darum rechtskräftig ist, weil niemand davon appelliret hat, oder appelliren dürfen, sich weiter um nichts bekümmern, sondern in löblicher Conformität fortfahren. Die Reihe trift nun einen andern Philosophen, dem stirbt ein Hund. Ich könte, liebster Freund, den Hund nennen: aber siebzig Poeten vor dem Homer nennt niemand jezt, und ein Hund solte glüklicher seyn? Der Philosoph ist ohne Widerspruch ein Mann von vieler Wissenschaft, und meine Hochachtung hat er; Alle Beweisse für die Unsterblichkeit der Seele fallen nun, wie reiffe Kornähren vor der sie durchfahrenden Sichel dahin, weil sie für die Unsterblichkeit dieses Hundes zugleich zeugen würden. Der Mensch allein soll unsterblich seyn, weil er einen Gott erkennet, gleich als ob es entschieden wäre, daß ein Thier, welches auf dieser Erde keinen Gott erkennet, darum in alle Ewigkeit nicht fähig werden könne, einen Gott zu erkennen. Aus dem Selbstmorde kan man allerdings einen Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele ziehen; allein, frage ich, ob vorzüglich für den Thieren? Nimmermehr, wann auch gleich Pontoppidan die Geschichte eines Vogels, der sich aus Verzweiflung selbst ermordet, nicht angeführet hätte. Was sagt indessen unser vergessener Autor? Nullum animal graditur in terris, quod imaginem circumferat aeterni Numinis, præterquam *Homo*, qui exinde aeternitatem appetit vivendi apud *Deum* - - Agnoscit seruus se obligatum hero - - - Ich muß hier stille stehen; aber glauben Sie nimmermehr, als wolte ich diese Philosophen beschuldigen, Sie hätten ihre Gedan-

ken von Andern, und dieses wäre auch selbst nichts unrechtes. Meine Absicht ist nur zu zeigen, daß andere ehrliche Leute lange vor uns auch gedacht haben, und, wann man sie gleich nicht allemal anführen könne, man solche wenigstens in ganzen Werken nicht unangeführet lassen solle. Leben Sie wohl!

Nachschreiben.

Die kleine Geschichte, die sich noch vom vorigen Jahre herschreibet, melde ich Ihnen nächstens, und habe nur darum Ihnen nichts davon gemeldet, weil ich es nicht der Mühe werth achtete. Schreiben Sie nur bald, was Sie von der neuen Auflage meiner Gedichte denken? Sie sind schuld an diesem Unglücke; und hier sind die ersten unschuldigen Bogen. Warnen Sie mich doch, wann ich mich in der Schreibart vernachlässige. Ich verharre uti in litteris.

* * *

H. den 26 Aug. 1768.

Ich erfahre immer mehr, daß dieser allerkleinste Zufall Aufsehen mache. Sie aber geben mir einen Beweis ihrer zärtlichen Freundschaft, da Sie wegen dieser kleinen Begebenheit, die sich mit meiner Schreibtaffel eräugnet, so besorget gewesen sind. Der liebe Herr G. hat alles nur von Hörensagen, und die Testes *Auriti*, die er anführet, sind eben diejenigen, die sich dadurch känntlich machen, was sie sind. Es ist, bis auf einen einzigen Umstand, alles falsch. Beim Aussteigen aus dem Wagen sagte mir der Wirth: Sie kommen eben zurechte, die Herren haben sich den Augenblik erst gesetzet, und nach Ihnen gefraget. Was für Herren? fragte ich; Hier nennte er mir . . . . und also unsere Freunde; die andern aber kannte ich nicht. Ich eilte zu un-

sern Freunden, und die Suppe hatte kaum ihr gewöhnliches Schiksal gehabt, als die löblichen Tischreden ihren Anfang nahmen. Man wolte allerlei gelehrte Sachen von mir wissen; aber ich war geheimnisvoller und zurükhaltender, als ein Curier, der ein Ordensband zu überbringen hat, und welchem die Verschwiegenheit scharf anempfohlen worden, damit es der Advocatus Diaboli nicht erfahre, und gegen die Würdigkeit des neuen Ritters excipire. Unter fremden Gästen waren zwei französische Officiers, und würklich artige Leute, nur von der Freigeisterei ein wenig angestekket. Sie hielten sich darüber auf, daß die Seele eine Monade sey, et même si elle l'étoit, comment pourroit-elle aprés la mort subsister sans un vehicule vivant? - - Voilà, mon cher ami, l'Abrégé de leur Metaphysique. Unsere Freunde, und ich, assen unsere gesottene und gebratene Monaden, ohne uns mit ihnen einzulassen. Das Gespräche lenkte sich auf die teutschen Dichter, und da sprache ich ein paar unschuldige Worte mit; aber falsch ist es, daß man sich über einen gewissen Autor lustig gemacht habe, es müßte dann nach geendigter Malzeit in meiner Abwesenheit geschehen seyn. Einer von den Herrn Officiers fragte: Que Diable est-ce donc ce qu'on apelle un *Hexamétriste*? C'est un Honet-Homme, dis-je, qui fait des vers d'une certaine mesure à la maniére de Messieurs les Romains, comme par exemple celui-ci:

O curas hominum, o quantum est in rebus inane!

C'est donc un vers sans Rime? Oui -- Nos François, poursuivit-il, ne sauroient jamais se passer du Rime. Je le crois bien, répondis-je -- Un vers sans Rime, disoit l'autre avec un éclat de rire, est une femme sans sexe. Dieses war alles; eine Stille erfolgte hierauf, und dann kam Burgunder und Nachtisch pari passu. Nun erzählte dieser und jener sein Schiksal; aber von

grossen Herrn wurde sehr bescheiden gesprochen; nur daß man sich auf ihr Wort nicht verlassen könne. Ich redete mit unsern Freunden von bewußten Geschäften, und erkundigte mich bei ihnen, aber vergebens, nach dem Namen des einen Fremden, der die ganze Taffel über so still gewesen, als wann er erst einen Augenblik vorher sein Gelübde in dem Temple du silence abgeleget hätte. Diesen habe ich in Verdacht, daß er die Verse in meine Schreibtaffel geschrieben, die ich ihnen selber zeigen will, indem doch nun wir endlich wieder einmal zusammen kommen werden. Seine Absicht kan ganz unschuldig gewesen seyn, und er mag vielleicht gesucht haben, sich mir vorläuffig in der Eigenschaft eines Dichters bekannt zu machen. Aber Sie denken gewis, wir sässen noch am Tische -- Nein, wir stunden endlich auf, und sezten das Gespräche am Fenster fort.

Hier war es, und hier blieb -- O, ewiges Geschicke,
Von dir voraus gesehn, mein Souvenir zurücke!

Ich gienge in mein Zimmer, und die bewusten Freunde, im Begriffe, einige Besuche zu geben, blieben nur wenige Augenblicke noch bei der Gesellschaft. Sie waren fort, als ich ausfuhre. In der zurükgelassenen Schreibtaffel waren nur einige poetische Gedanken aufgezeichnet, und sonst ganz und gar nichts. Urtheilen Sie nun, wie lächerlich die Aussprengung sey, als ob ich bei derselben Vermissung in eine ausserordentliche Unruhe gerathen, und gar blaß geworden wäre, nachdem ich einige Zeilen von fremder Hand geschrieben, darinnen erblicket hätte. Sie ist mir auch nicht auf eine unsichtbare Weise auf meinen Tisch geleget worden; sondern ein sehr sichtbarer Hausbedienter hat sie mir wieder zugestellet. Ich will Ihnen nur hersetzen, was darinn gestanden hat.

Erstlich:

Ach, Gruft und Wiege schließt, und öfnet nur ein Riegel;
An dem Geburtsbrief hängt des Todesurtheils Siegel:
Auf eine Stunde Tag folgt ewig lange Nacht.
Vernunft irrt, wie das Aug, und ist ein falscher Spiegel,
Wo Böses sich als Gut; Gut sich als Bös betracht.
Traut auch dem Götzen nicht, dort auf dem Musenhügel,
Der Tugend, die uns oft zum Lohn unglüklich macht,
Ihr Nachruhm blizt umsonst durch jene blinde Nacht,
Und zur Unsterblichkeit hat auch das Laster Flügel.

Zweitens:

Herr, deine Welt ist groß! Der Glanz des Morgenlichts
Prangt als dein Wiederschein, und alles find ich prächtig;
In Allem gütig dich, voll Weisheit und allmächtig;
Nur deine Menschen taugen nichts.

Sind dieses Staatsgeheimnisse? Nun hören Sie, was der Unbekannte sich angemasset hat, in meine für mich, und nicht für ihn, gekaufte Schreibtaffel zu setzen:

Eine unschuldige Bitte:

" Verzeiht ihr Grossen dieser Erden,
" Wann ich, mit furchtsamen Gebärden,
" An Euch nur eine Bitte thu!
" Ich trage gern mit Andern die Beschwerden,
" Und gönn Euch Jagd, Soldat, Serail und Ruh:
" Für Euer Wort nur heißt mich niemals Bürge werden:
" Das ist die Bitte, die ich thu.

Heißt

Heißt es hier nicht: Maxima de Nihilo nascitur Historia? Ich habe Ihnen auch nicht den kleinsten Umstand, welcher den Vorgang erläutern könte, verschwiegen. Machen Sie den Inhalt dieses Schreibens in der Stille, als etwan in einer Zeitung bekannt, und vergessen ja nicht, die Verse mit drucken zu lassen; aber auch nicht, noch etwas hinzu zu fügen, nemlich, daß Sie die Schwierigkeiten, die ich habe überwinden müssen, und alle Gradationen des Schönen wohl bemerken. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 2ten October 1768.

Sie wollen das Gedichte auf das Beilager meines gnädigsten Herrn lesen, welches ein Anonymus verfertiget hat. Hier ist eine Abschrift davon. Die Reden, welche Herr Professor Stokhausen in Darmstadt auf die beiden Beilager, nemlich des regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen-Homburg, meines gnädigsten Herrn, und des Durchlauchtigsten Prinzen zu Meklenburg-Strelitz gehalten hat, sind unvergleichlich gerathen, und machen diesem Gelehrten viele und desto grössere Ehre, als die Durchlauchtigsten Vermählten, nemlich Hochgedachte beide Herren, diese Reden nicht aus bloser Gewonheit gnädig aufgenommen haben, sondern Beide Kenner sind. Auf ein andermal wollen wir unsere philosophische Betrachtungen fortsetzen, jezt muß ich schliessen. Leben Sie wohl!

* * *

Auf die Vermählung des regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen Homburg.

Bei Hymens Fackeln ernsthaft singen,
Ist etwas, das sich widerspricht.
Doch leicht wird mir kein Scherz gelingen;
Die Ehrfurcht auch erlaubt ihn nicht.

* * *

Was soll ich thun? Wen soll ich fragen?
Die grossen Dichter? Nein, die nicht.
Ich kan mit keinem mich vertragen;
Dem Größten reim ich ins Gesicht.

* * *

Doch eins geht an --- Es waren Zeiten,
Da schlief kein Jüngling mehr allein;
Die Engel kamen selbst, und freiten:
Die Zeit muß gut gewesen seyn.

* * *

O, gute Zeit, komm eilends wieder!
Mach aber auch uns Alte jung:
So sing ich selbst noch Liebeslieder,
Voll englischer Begeisterung.

* * *

Komm, oder bleib --- Mir ist nicht bange;
O, wann mein Wunsch zulezt nur siegt:
Es lebe **Caroline** lange
Mit **Ihrem Friederich** vergnügt!

* * *

Ja, lebe **Caroline** lange
Mit deinem **Friederich** vergnügt!
Ein Prinz --- So ist mir nicht mehr bange,
Weil dann mein Wunsch vollkommen siegt.

Fr. den 14 Nov. 1768.

Sie glauben, es käme bei den Beweissen von der Unsterblichkeit unserer Seele alles mit darauf an, welchen Endzwek Gott bei Erschaffung der Welt gehabt habe, und ob eine Welt, wo die Seelen sterblich seyen, die beste seyn könne? Ich will Ihnen zu erst auf dasjenige antworten, was Sie über das Popische System mit haben einfliessen lassen. Ich weiß, Gott Lob! wohl, wie Pope selbst nichts davon habe wissen wollen, daß sein System das Leibnitzische sey; aber kan es Popen Ehre machen, den Leibniz nicht gelesen zu haben? Ist ferner du Resnel im Wesentlichen vom Original abgewichen? Pope spricht allerdings von einem vollkommensten Ganzen, worauf sich alles beziehe, und wann er kein Fatalist seyn will: so will es Leibniz auch nicht seyn, und wann es auf die Ehre der Erfindung dieses Systems ankommen solte, gebühret solche dem Plato allein, des alten Werkes de Mundo optimo zu geschweigen, das sich in der Zaluskischen Bibliothek gefunden haben soll. Aber freilich dachte Pope so wenig, wie Leibniz daran, daß alle unsere Handlungen in Beziehung auf ein: Tout est bien, gleichgültig seyen, und Pope saget vielmehr ausdrüklich, daß die Tugend allein den Menschen glüklich machen könne. In der grossen bürgerlichen Gesellschaft solle der Mensch seine Glükseeligkeit suchen; aber eine Glükseeligkeit, welche dem gemeinen Wohl nicht widerspreche. Er könne durch seine Leidenschaften, wann er solche in guter Ordnung halte, seine und der menschlichen Gesellschaft Glükseeligkeit befördern; er könne in seinem Wohl das Wohl des Vaterlandes suchen; nur wäre die Glükseeligkeit der Einzelnen so wohl, als des gesellschaftlichen Ganzen allemal der grossen Ordnung des Universums unterworfen. Wolte man hierbei voraussetzen, als ob uns Allen in Rüksicht auf diese grosse Ordnung der Dinge solche Leidenschaften, solche Gesinnungen und solche verschiedene Gedenkensar-

ten angebohren, eingeflösset und zu etheilet worden seyen: so mögte es Manchen bedenklich vorkommen. Sie wollen nun meine Gedanken noch einmal wissen, und längst ist es bekannt, daß ich mit denen nicht zu frieden sey, die den Begriff, welchen man sich von der Glükseeligkeit zu machen habe, erst alsdann aufsuchen, wann ihr System schon fertig ist, und welche mittelst einer willkührlichen Worterklärung die grösten Gedanken der alten und neuen Weltweisen wie ein Exercitium eines Schülers durchstreichen. Wir sind weder zu dem Stande der Wilden, noch zu dem bürgerlichen Stande besonders, allein, oder vorzüglich bestimmet; sondern die Natur hat beides gleich in der Absicht. Alles ist hier nicht gut, nemlich vorausgesetzet, daß wir hienieden zu einer Glükseeligkeit bestimmet seyen; sondern Alles ist nur gleich, in dem Sinne nemlich, wo, alles wohl gerechnet, alles wohl verglichen, kein Mensch vor dem andern in einem unbilligen Vortheile stehet. Pope hat dieses selbst wohl ausgeführet, nur mit dem Unterschiede, daß er glaube, der Mensch habe also die Glükseeligkeit, deren er nach den Umständen fähig sey, sey also à sa place, und so hat dann ein Siecher die Glükseeligkeit, deren er nach seinen Umständen fähig ist, und ist im Lazaret à sa place. Aber wir wollen von Herzen gerne alles zugeben, was die grosse Ordnung der Dinge erfordern soll, und wir wollen uns nicht beschweren, daß wir nicht glükseelig seyen; sondern uns nur nicht täuschen lassen, und selbst täuschen, als seyen wir gegen das Zeugnis der Sinne selbst glükseelig. Wir wollen uns gerne bescheiden, daß es in der besten Welt nicht anders seyn könne, als es ist; alles, was wir wissen wollen, ist nur dieses, wie die angenommenen Begriffe von der Moral und dem Naturgesetze mit unserm wahren Zustande, so wie ihn die unlaugbare Geschichte vor Augen leget, zu vereinbaren seyen? . . . . . Indem ich nun mein Angesichte der besten Welt zukehre, denke ich gar nicht daran, den wahren Sinn des Plato, Leibnitzen und Po-

pen an diesem Orte zu erforschen, und ich denke nicht daran, diese Philosophen zu critisiren, noch weniger sie zu widerlegen. Ich bin kein Leibnizianer und kein Anti-Leibnizianer; kein Wolfianer, und kein Anti-Wolfianer. Ich kenne und verehre das Verdienst aller dieser Philosophen; aber ich nehme mir die Freiheit, welche diese Herrn sich auch genommen haben, allen Philosophen in demjenigen, was ich gegründet finde, beizupflichten; in manchem andern aber von ihnen wieder abzugehen, ohne deswegen, wie ein blos sammlender Eclecticus zu philosophiren, und auch ohne ein Scepticus in dem gemeinen Sinne zu seyn: dann sonst mögte es wohl noch erlaubet seyn, ein wenig zu zweifeln. Ich will jezt nur sagen, was ich denke, und was kan ich anders denken, als daß nichts so besonders sey, als dieses, sich einzubilden, GOTT habe unter mehreren möglichen Welten die BESTE erwählet. Die Entschuldigung, daß man sich nur menschlicher Weise die Sache also vorstelle, mögte Plaz finden, wann es eine blose Instanz beduten solte: aber auf etwas, das man sich nur so menschlicher Weise vorstellet, bauet man kein ganzes System. Sonst liese sich noch sehr viel Anthropomorphitisches anbringen, indem es würklich im Grunde einerlei ist, ob man sich, dumm wie jene Secte, Gott menschlich vorstellet, oder feiner ihn wie einen Menschen denken, wählen und handeln läßt. Ich nehme aber so gleich, da ich nach meiner Uhr sehe, wahr, daß die Post die weitere Entwickelung meiner Gedanken nicht erwarten werde. Leben Sie einsweilen wohl!

* * *

H. den 16 Nov. 1768.

Wir wollen zwei Welten setzen, die eine, welche würklich die höchste mögliche Vollkommenheit von Anbeginn erhielte, ohne eines Zuwachses an Vollkommenheit weiter fähig zu seyn; die andere, welche in das Unendliche immer an Vollkommenheit wach-

se, und nicht vollkommener als die erste, aber auch nicht unvollkommener sey, indem, da ihr Wachsthum an Vollkommenheit ins Unendliche fortgienge, eben dieser Wachsthum ins Unendliche als eine höchste Vollkommenheit, nur von einer andern Art, angenommen werden müßte. Welche unter beiden Welten soll Gott wählen? Eine ist die beste, wie die andere. Aber, dieses bei Seite gesezt, kan nicht, werther Freund! diese unsere Particular-Welt die schlechteste unter allen seyn, und doch in Ansehung des Ganzen eben so glüklich bestehen, wie das Reich der Tartarn und der Calmucken in Ansehung des gesitteten Europens? Es bleibe alles mit der Tartarei und Calmuckei in dem Stande, wie es ist, und Europa verlieret dadurch nichts an Sitten. Man cultivire diese physisch und moralische Wüsten, und Europa wird dadurch nicht vollkommener. Wer wolte also schliessen, daß eine Wüste nothwendig erfordert werde, damit ein angebautes anderes Welttheil vollkommener werde? Es bleibt das Universum eben dasselbe, Lucretia mag sich erstechen, oder nicht. Es ist lächerlich, zwei Welten zu erdichten, die eine, wo Lucretia sich ersticht, und die andere, wo sie es wie die Matrone zu Ephesus machen würde. In einem, wie dem andern Falle, ist und bleibt es nur eine und dieselbe Welt. Ich habe vor zwanzig Jahren einen jungen Herrn kennen gelernet, als er so eben mit der Diligence von Paris zurükkame. Geld brachte er freilich nicht mit; Mais le ton de la bonne Compagnie. Vor kurzem habe ich ihn sehr solid wieder gefunden, und zwar als einen ernsthaften Schriftsteller. Worüber meynen Sie wohl, daß er schriebe? Rathen Sie ----

Nauita de ventis, de tauris narrat arator.

Worüber könte er schreiben, wann er gescheut ist, wie er es ist, als über seine Erfahrungen? Und worüber schreibt er dann? So neugierig war ich selbst ----- Er hat es aber getroffen, und schreibet Sur les Vojages mal entendûs. Dieser sagte mir, daß

längst die erstaunlichsten Revolutionen die französische Monarchie betroffen haben würden, wann eine galante Avantüre nohtwendig solche Folgen haben müßte, wie in dem alten Rom, und daß deswegen doch Consuls hätten entstehen können, wann auch Lucretia sich nicht erstochen hätte; oder, daß anstatt der Consuls, und was weiter darauf erfolget ist, ein Zusammenhang von Dingen oder Nexus rerum [dieses Latein hatte der junge Herr noch aus Teutschland mit nach Paris gebracht] gleichwohl entstehen können, welcher für ein Equivalent hätte passiren müssen. Die Türken würden den Russen den Krieg angekündiget haben, wann gleich kein Mann Russen in Pohlen gewesen wäre, und die Russen würden in Pohlen seyn, wann kein Dissident jemals darinnen gewesen wäre --- Augustus stirbt zu Nola ---- Ist dieses das Principium, woraus die nachgefolgeten grossen Begebenheiten sich als Schlüsse herleiteten? So wenig, als aus dem Satze: *Es kan nichts zugleich seyn und nicht seyn*, die Wolfischen Quartanten entstanden sind. Spanien beschliesset im geheimen Cabinete die Eroberung des Königreichs Portugal. Der Souverain der Portugiesen beleidiget von ungefähr durch eine Mine einen Grossen seines Reichs, und dieser spinnet aus Rache eine Verschwörung wider seinen König an. Der König wird meuchelmörderischer Weise umgebracht, und Spanien bemeistert sich des Königreichs ohne Mühe. Allein der König entgehet seinen Meuchelmördern; hätte nun nicht dessen ungeachtet im lezten Kriege Portugal in Spanische Hände fallen können? So gewis es übrigens ist, daß allerdings vorausbestimmte nothwendige Begebenheiten der Grundverfassung unserer Welt von Ewigkeit eingewürket seyen; so gewis ist es nicht minder, daß die wahrhaftig zufälligen Begebenheiten dadurch nicht ausgeschlossen werden. Nicht alles kan in dieser Welt auch anders seyn, wann solche ihre Identität behalten soll; aber vieles kan ganz anders seyn, und die Welt doch dieselbe seyn und bleiben. Mit nächstem ein mehreres. Leben Sie wohl!

* *
*

H. den 18 Nov. 1768.

Ich bin wegen des Verlustes vieler Gedanken besorget, da ich aus fremden Beispielen weiß, wie leicht solche, oft unwiederbringlich, bei Zerstreuungen und Geschäften verlohren gehen, und so mögen nicht selten grosse Gedanken eines Leibnitzes von einander getrennet worden seyn, wie Schiffe bei einem Sturm weit von einander zerschlagen werden, ohne sich jemals einander wieder anzutreffen. Stellen Sie sich einen grossen Feuerkörper vor, und einen grossen Wasserkörper ohne ein verbindendes Drittes. Bedienen Sie Sich des Wortes: Welt, getrost, und sagen mir nun, sind es zwei Welten, oder ist es nur eine? Wir müssen die Welt niemals anders definiren, als nur provisorisch, und nach unserer Erfahrung, die wir davon haben. Nach dieser Erfahrung hat sie zwei grosse Grundtheile, Geist und Materie. Von einem mehreren ist hier der Ort nicht, zu reden. Wo aber haben wir nun die Offenbarung her, daß ausser dieser Welt, deren Grundtheile Geist und Materie sind, keine andere existire, welche pur Geist sey, oder eine pure Geisterwelt? Ah! wird der Herr Magister sagen, diese dem Scheine nach zwei Welten machen zusammen das Universum, oder die eigentliche wahre Welt, die nur eine ist, aus. Allein, wann man theils blos willkührlich, theils in andern Absichten, oder nur kürzer zu reden, oder etwas zu erklären, Alles, was existiret, es sey mit einander verbunden, oder nicht, das Universum nennet: so ist es hier der Fall nicht, wo man so philosophiren dürfe; sondern wir müssen hier zwei Welten eben so von einander unterscheiden, wie einen puren Feuerkörper, und einen puren Wasserkörper. Die Geister, welche die pure Geisterwelt ausmachen, sollen hier ihrem Wesen nach so geartet seyn, daß sie niemals mit einem Leibe vereiniget werden können, und dadurch bleibt die Geisterwelt wesentlich von unserer vermischten Welt abgesondert. Eine Communication kan,

wie mittelst der Schiffe zwischen zweien Inseln, statt finden; allein in dem Auge des gemeinen gesunden Verstandes malen sich diese Inseln allemal als zwei würklich unterschiedene Inseln ab, wohingegen Nord- und Süd-America allemal nur ein America sind, weil sie mittelst einer Landenge bekanntlich zusammen hängen. Wer hat uns nun ferner die wichtige Entdeckung gemacht, daß Gott nicht diese zwei Welten habe erschaffen können; sondern nur eine derselben, und also in den Fall gesezt worden sey, unter beiden die vollkommenste zu wählen? Sie können beide bei einander bestehen, aber nicht in solcher Verbindung, die ihren wesentlichen Unterschied aufhebe; sondern als zwei sehr verschiedene Inseln, übrigens vom Oceane der Gottheit gleich umflossen. Aber, wann auch hätte gewählet werden müssen; würde daraus gefolget haben, daß die pure Geisterwelt, als objectivisch besser, auch subjectivisch, nach den Absichten Gottes, die allein wählbare Welt gewesen seyn würde? Hätte nicht die minder vollkommene, aus sonst überwiegenden Gründen den Vorzug behalten können? Geben etwa die subjectivischen überwiegenden Gründe dem objectivisch minder vollkommenen eine grössere Vollkommenheit, und ist das Gewählte, blos darum, wel es gewählet worden, das Beste? Gott kan allemal nicht anders, als am besten wählen; aber, was er wählet, ist darum nicht objectivisch das Beste. Und so muß man sich die Sache menschlich vorstellen, wann man sie sich menschlich vorstellen will; dann im Grunde findet gar keine Wahl statt. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 20 Nov. 1768.

Ich fahre fort. Wann also GOtt aus überwiegenden Gründen das Böse zugelassen hätte: so folgte daraus nicht, daß die Welt, deren Existenz wir gewis sind, nemlich diese unsere vermischte Welt darum die beste sey, und ohne das Böse minder

vollkommen gewesen seyn würde. Sie könte und würde ohne das sehr entbehrliche Böse vollkommener seyn, und dieses stimmet auch mit dem Buchstaben der H. Schrift ganz überein. Aber eine Welt ohne Böses wäre deswegen keine andere Welt, und GOtt hat nicht zwischen zwei Welten, wo in der einen das Böse unvermeidlich, in der andern aber alles gut wäre, gewählet. Die Welt mit und ohne Böses ist nur eine Welt. Wäre der Mensch im Stande der Unschuld geblieben, und hätte von selbst ohne Zwang der Versuchung widerstanden: so würde die Welt vollkommener gewesen seyn, als sie jezt ist, oder, wann alles dereinsten hergestellet werden solte, kommt vielleicht eine gleiche Vollkommenheit heraus. Allein wann GOtt, in der Absicht, das Böse zu verhindern, seine Allmacht hätte gebrauchen müssen, und der Fall dieser gewesen wäre, daß alsdann die Welt durch die grosse Veränderung, welche der Gebrauch der Allmacht verursachet hätte, noch unvollkommener geworden wäre, als wann das Böse zugelassen würde: so können die überwiegenden Gründe, die GOtt gehabt haben kan, selbst unserm kleinen Verstande nicht mehr so unbegreiflich vorkommen. Das Böse kan also zugelassen worden seyn, nicht damit die Welt dadurch eine grössere Vollkommenheit erlange; sondern damit sie nicht unvollkommener werde, wann die Allmacht gebrauchet werden müßte, das Böse zu verhindern, sie, die gefallene Welt, die sonst ohne Böses **vollkommener** gewesen wäre. Wann aber auch das Böse aus andern Gründen, welche eine Beziehung auf die pure Geisterwelt hätten, unvermeidlich gewesen wäre; so folgte auch daraus noch kein Schluß auf eine grössere Vollkommenheit, welche dadurch intendiret werden wollen, und man könte nimmermehr sagen, daß die Unvollkommenheit des Theils die Vollkommenheit des Ganzen sey; dann in diesem Falle bliebe doch unsere vermischte Welt ein Ganzes für sich, und wäre kein Theil der Geisterwelt. Begnügen Sie Sich für diesmal hiermit, und leben Sie wohl!

* * *

H. den 25 Nov. 1768.

In einer Nacht, wo ich die zerstreuten Gedanken sammlete, die ich am Tage gehabt hatte, dachte ich abermals --- und es geschiehet gewis nicht selten ---- dem thörichten Thun der Menschen nach. Es ist eine schon oft gemachte Anmerkung, daß die Menschen in dieser Welt nicht anders leben, als wann sie bestimmet wären, ewig in solcher zu bestehen. Salomo philosophirte göttlich hierüber. Halb im Gedächtnisse, halb im Buche, das ich nachschluge, funde ich die prächtige Gedanken, die Sie hier noch einmal lesen müssen, wann Sie solche auch schon hundert mal gelesen haben solten:

Der Thoren Seele wählt ein ewig Hochzeithaus,
Sich bei dem Lärm und Unsinn zu ermüden:
Der Stille ungewohnt, und nie gelabt mit Frieden,
Ruft sie der Tod zerstreut heraus
Zur öden Ewigkeit. Des Weisen harte Lehren,
Sein Schelten selbst ist besser anzuhören,
Als der betäubende Gesang
Des ausgelaßnen Unverstandes.
Sein Lachen gleicht dem Knattern eines Brandes,
Der durch die dürren Hecken fährt.
Sie prasseln laut, wann Sie die Glut verzehrt:
Er lacht bei innrer Qual, bis alle Lust verschwunden,
Und wann er ausgelacht, fühlt das zerstreute Herz
Die Last der Einsamkeit, und des Gewissens Wunden,
Mit einem aufgesparten Schmerz.

Bemerken Sie hier, gerührter Freund, die Wahl der Beiwörter, und das sich ausnehmende Harmonische! O, wie dankte ich dem Herrn Hofrath Michaelis, dieses Vergnügen, das ich empfunde! dieses reine Vergnügen dankte ich einem Dichter, der

so selten genennet wird, und so vorzüglich genennet zu werden verdienet. Aber welche Anmerkung mußte ich leider! hierbei machen? Ja, geschäzter Freund! es ist kein blosser Argwohn mehr, und es beståttiget sich alle Tage, daß man einen Geschmak bei uns vorzüglich geltend zu machen suche, den wir unter uns le Goût de Frivolité zu nennen pflegen, und uns öfters geschmeichelt hatten, es würde dieser Geschmak den Teutschen so unnatürlich seyn, daß nicht einmal ein Ausdruk in unserer Sprache zu finden seyn mögte, welcher dem französischen gleich käme. Mangelt uns eine Vollkommenheit, wann uns die Franzosen in naiven Erzählungen sich nakt badender Mädgen übertreffen? Ist es der Dithyrambische Hymnus, worinn wir die Ehre unserer Nation suchen sollen? Haben wir nicht schon mit dem Intellectu dithyrambico genug, den einige neuere Prosaisten in ihren Schriften affectiren? Doch hier wende ich mein Antliz weg ---- Aber, nur zu wahrscheinlich ist es, daß einige . . . . eine Oberherrschaft in der gelehrten Welt suchen, wovon ein grundgelehrter H * rd * r schon etwas zu verstehen gegeben hat, und vielleicht sind die Rangordnungen in dem Tempel des Ruhmes schon so gemacht, wie in Pompejens Lager die Ehrenstellen in Rom schon ausgetheilet waren. Was wird endlich aus diesem allen werden? Berühmte Schriftsteller vor uns hatten ihre andere Methoden nicht ohne Gründe gewählet gehabt. Sie vermieden nicht ohne Gründe dasjenige, was jezt ångstlich gesuchet wird, und führten keine neue Moden ein, um ihre Vorgänger in ihrer alten Tracht lächerlich zu machen. Wegen eines geänderten Geschmackes in der Baukunst rissen sie nicht Schlösser um, die über hundert Jahre mit aller Bequemlichkeit bewohnet worden, und regelmässiger aufgeführet worden wären, wann auf den Nutzen nicht zugleich mitgesehen worden wäre. Sie waren nicht so grob, einen höflichen Wirth, der ihnen gesunde und schmakhafte Speissen vorsezte, undankbar zu verspotten, wann ein neu auf-

kommender Haut Goût nicht sogleich von ihm angenommen und nachgeahmet werden wolte. Und was dachte ich hier, und was konte ich anders denken, als:

Aus Palästrina wird der Oelzweig ausgebannt:
Sein nakter Felse soll dem neuen Pfluge dienen,
So wie der fette Leim in dir, Aegyptenland.
Der Väter Einfalt wird verspottet:
Den Libanon ließ sie unausgerottet,
Der uns zum Acker werden kan!
Man haut ihn klüglich um, und --- leget Wüsten an.
Der Regen mindert sich, da ganze Wälder sinken,
Der Wolken Vaterland --- Die Wärme mehrt sich schon;
Sein Haupt verliert den Schnee; die dürft'gen Bäche trinken
Nicht mehr den reichen Schaz; des klugen Sohnes Sohn
Sieht einst den Jordan sanfter fliessen,
Und wo man künftig noch die armen Felder baut,
Die Bach und Thau verließ, auf die kein Himmel schaut,
Und sie benezt, mag sie der Bauer selbst begiessen.

Ich gerieth zu tief in Gedanken, und suchte sie wieder zu zerstreuen ---- Ich fiele auf ein Buch, wo die Schreibart vermutlich classisch seyn sollen. Es war nicht anders, als ob es ein Maler geschrieben hätte, der ausser seiner Kunstsprache keine andere Sprache verstünde. Die allergewöhnlichsten Sachen wurden mit Gruppen, Cartons, Licht und Schatten, Pinsel, Colorit, Stellung u. s. w. umschrieben ausgedrucket; die Ideen bekamen Körper; das Ideal brilljirte, und ein paar Gedanken, von einer gehrenden Bierhefe abstrahiret, machten den Styl ori-

ginal und characteristisch. So muß man schreiben; sonst hat man keinen Styl. Ich schlummerte indessen sanft und ruhig ein. Leben Sie wohl!

Nachschreiben.

Glauben Sie nicht, als hätte ich den Inhalt Ihres vorleztern Schreibens vergessen. Ich kan nur die Stelle im Lactanz, deren ich mich sonst wohl erinnere, und die auch ausserdem bekannt genug ist, nicht so gleich finden. Was sonst Ihren Freund anlanget, der, weil er einen Gesezgeber als einen Staatsbetrüger nennet, welcher von einem Berge seine Taffeln geholet habe, etwas unartig beschuldiget werden wollen, als habe er den Moses darunter verstanden: so kan ich Ihnen, um auch bei dieser Gelegenheit mich wieder eines Original-Ausdruckes zu gebrauchen, gar leicht aus dem Traume helfen. Es ist die liebe Unwissenheit nicht weniger unserer Herrn Recensenten schuld daran, daß solchen der Moses, den sie von ihren Kinderjahren her kennen, eher einfällt, als der Minos.

Und macht etwa zwischen diesem Betrüger und unserm Moses Berg und Höle einen Unterschied? Minos, Cretensium rex, unoquoque anno in quoddam præaltum, & vetusta religione consecratum specus secedere solebat, & in eo moratus, tanquam a Jove, quo se ortum ferebat, *traditas sibi leges* perrogabat. Ein mehreres wäre für Sie noch überflüssiger, als für mich. Gott behüte uns für neuen Ketzermachereyen! Leben Sie wohl!

* * *

H. den 30ten Nov. 1768.

Ich muß es Ihnen nur gerade heraus sagen, daß ich je länger je mehr wahrzunehmen glaube, wie der Idealismus einer gewissen Philosophie eben so eigen, als fatal demjenigen allen sey,

was uns vorzüglich am Herzen liegen solte. Ich weiß sehr wohl, welch ein sonst gegründeter Unterschied noch zulezt zwischen Phénomene und Aparence gemacht worden; aber ich habe ihn auch gleich Anfangs nur als den lezten Stral eines verlöschenden zweifelhaften Lichtes angesehen. Doch hiervon diesmal nichts weiter. Keine Substanz ist möglich, die nicht auch würklich existire, oder, alle mögliche Substanzen existiren auch würklich. Ich rede hier nur von denen Substanzen, die ihrer selbst bewußt sind, und unterscheide sie in solche, die wesentliche Beziehungen auf einander haben, und also nothwendig zusammen würken, und in andere, die mit einander, aber nicht mit jenen, zusammen würken. In meiner Idee sind also hier zwei Welten, und vielleicht unzählige. Nun mache ich wieder den schon gemachten Unterschied zwischen einer puren Geisterwelt, und einer vermischten Welt. Von der puren Geisterwelt will ich zuerst reden. Die für diese pure Welt gehörige geistige Substanzen machen in ihrer Verbindung mit einander ihre innere reelle Welt oder Grundwelt aus; was aber von ihren zusammen geschehenden Würkungen resultiret, kan mit Recht eine Phänomenal-Welt genennet werden. Unsere vermischte Welt hat zwei grosse Grundtheile, Geist und Materie. Die Materie ist eine reelle und nicht scheinbare Folge der Existenz der Geister, und bestehet demnach als reel für sich, nur abhängig von den Geistern, von deren Existenz sie die Folge ist. Man vernichte diese Geister: so höret die Materie zwar in gleichem Nu auf, zu seyn; aber sie ist deswegen doch kein Schein; sondern etwas reelles, eben so wie die Geister keine Phænomena, noch weniger Apparentiae, sonder die reellesten Wesen sind, wenn gleich in dem unmöglichen Falle, daß Gott —— sie alsdenn in gleichem Nu zu seyn aufhören würden. Haller hat diesen Gedanken also ausgedrücket:

Ja, könten nur in Gott die festen Kräfte sinken;
Es würde bald mit aufgesperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Wasser trinken. *

So verhält es sich mit der Materie. Was nun von Geist und Materie, als den beiden grossen Grundtheilen unserer vermischten Welt, resultiret, dieses ist unsere Phänomenal-Welt; aber eine ganz andere Phänomenal-Welt, als die idealistische der Geister. Betrachten wir nun aber diese vermischte Welt in der unmittelbaren Verbindung mit unsern Sinnen: so fallen die beiden Grundtheile dieser vermischten Welt gewis nicht in unsere Sinne, und die von diesen beiden grossen Grundtheilen dieser vermischten Welt resultirende Phänomenal-Welt wirft wieder Schatten von sich. Zwei Welten, oder Universa, müssen wir hier allemal im Gesichte haben. Eine jede hat ihr Inneres, und ihr Aeusseres. Aber das Innere und das Aeussere ist in beiden unterschieden. Dort sind pure Geister, unfähig einen Leib anzunehmen; Sie würken aber zusammen, und was von zusammenwürkenden puren Geistern resultiret, kan ganz begreiflich und natürlich nicht dasselbe seyn, was von zusammenwürkenden Geistern, wenn sie alle einen Leib hätten, resultiren würde. In der vermischten Welt, deren grosse Grundtheile Geist und Materie sind, kommen also natürlich ganz andere Resultate heraus, als die Resultaten sind, welche aus dem Zusammenwürken purer Geister heraus kommen. Ich sage noch nicht, daß sich alles würklich so ausser uns verhalte; ich führe dieses alles nur an, um zu zeigen, auf welchen verschiedenen Seiten die allerwichtigste Sache, die uns interessiret — Was sage ich,

* Hallern führe ich hier blos zur Erläuterung an.

interessiret — Ohne welche kein nachdenkender Mensch sich beruhigen kan, angesehen werden könne, und müsse. Alles wird hier so genommen, in wie weit es sich noch zur Zeit ergründen lässet. Wir haben also, in Beziehung auf jede verschiedene Welt, ein zweifaches Phänomenale. In Rüksicht auf die pure Geisterwelt ist ein Phönomenon eine, einen reellen Grund, oder etwas reelles zum Grunde habende, Vorstellung eines Aeussern, das für das ursprünglich vorstellende Wesen nicht existiret, in Ansehung anderer Wesen aber die Gestalt eines Existirenden an sich nimmt, weil solche sich das nemliche Ding vorstellen müssen, ohne in sich selbst den Grund dazu zu haben. Diese Vorstellungen sind aber wechselsweise. Es ist nemlich das gewisseste, was man setzen kan, welches von dem Zusammenwürken purer Geister resultire, **dieses**, daß ein jeder einzelner Geist, indem er mit andern, und andere mit ihm, zusammen würken, dadurch zu einer Vorstellung des Ganzen seiner Welt gelange, die er sonst nicht haben, und in dem Augenblicke verlieren würde, wann nur einer von den übrigen Geistern aufhörte, zu würken, oder, welche Vorstellung sich ganz anders in ihm eräugnen würde, wann die Harmonie, von welcher hier alles abhänget, alteriret würde. Die Vorstellung eines Aeusserlichen ist von der Vorstellung eines Dinges, das würklich existiret, aber das ich selbst nicht bin, unzertrennlich. Dieses Aeusserliche aber, was ein Geist sich vorstellet, wann er nicht an mehrere Wesen, die ausser ihm seyen, blos denket; sondern sich solche, als würklich ausser ihm existirend, als ihre Existenz erfahrend, vorstellet; dieses Aeusserliche existiret selbst nicht, beziehet sich aber auf Dinge, die würklich existiren, hat also einen reellen Grund, ist als eine Erfahrung mehr als ein Schein, und weniger als eine substantielle Würklichkeit, oder es ist eine besondere Art eines Reellen, mit einem Worte, ein Phänomenon, von einer Apparenz unterschieden. Wir wollen nun das Phänomenale in Absicht auf unsere ver-

mischte Welt betrachten; doch nein, ich will nur ein paar Worte davon sagen. Gesezt, es resultirte von dem Zusammenwürken der puren Geister eine Vorstellung einer Sonne, wie die unsrige ist; so würden diese Geister, da sie keine Sonne in ihrer öden Welt haben, in dem Falle der Idealisten seyn, wir hingegen haben eine wahre Sonne in unserer Welt; aber sie ist das Resultat von unendlich vielen Dingen; ein Drittes, das aus den Verhältnissen z. E. zweier andern Dinge gegeneinander entstanden ist, und wann eines dieser Dinge seine Lage gegen das andere änderte, nicht mehr seyn würde. Sie ist also ein Phänomenon, und so verhält es sich mit unserer ganzen vermischten Welt. Der Bau unseres Auges hat eine Beziehung auf die äussere Dinge, wie sie würklich, als Aeussere Dinge, sind, und dieser Dinge Äusseres hat wieder eine Beziehung auf den Bau unseres Auges. In einem kranken Auge aber kan sich ein Licht malen, wo keines ist, oder eine Wolke, wo alles heiter ist, und dieses wäre Schein oder Apparenz. Es würde noch viel zurücke seyn, wann ich einen Quartanten schreiben wolte; aber es ist nur ein — nach seinem Schlusse seufzender Brief. Leben Sie wohl!

Ich muß doch noch ein paar Worte hinzufügen. Wann wir ein Licht sehen, wo keines ist: so ist dieser Betrug unserer Sinnen kein Phänomenon. Mit puren Geistern verhält es sich aber anders, indeme solche keines solchen Betruges fähig sind; sondern, wann sie sich eine Sonne, als ausser sich, vorstellten, dieses das Resulkat gewisser harmonischer Operationen seyn würde, und nicht anders als etwas sehr reelles, nemlich die solchen Geistern vorzüglich beizulegende Einsicht in das Wesen der Dinge, zum Grunde haben könte. Diese Geister würden sich also in diesem Falle nicht betrügen; sondern die Beschaffenheit dieses Phänomenons und seinen Grund bald erkennen. Ein jeder dieser einzelnen Geister würde sich willkührlich eine Sonne vorstellen

können, und dieses wäre eine Apparenz; wo aber Andere in der Lage wären, sich nothwendig eine Sonne vorstellen zu müssen, wäre es in ihrer Welt ein Phänomenon. In der unsrigen haben wir ein reelles Aeusseres, auch ohne vorgestellt zu werden, reell.

* * *

H. den 10 Dec. 1768.

Ich habe die Stelle in dem Lactanz gefunden. Es ist eine ausgemachte Sache, daß es wahre und von GOtt selbst herrührende Prophezeihungen gebe; aber, daß viel merkwürdiges dieser Art in dem Heidenthum auch vorgegangen sey, haben die Kirchenväter selbst bemerket. Erwarten Sie hier nichts von den Sybillischen Blättern; aber erlauben Sie mir nur das einzige, daß die alten Philosophen gar leicht sich in der Sprache der heiligen Bücher haben ausdrücken können, ohne nur von weitem daran gedacht zu haben, einen gleichen Sinn damit zu verknüpfen. Die Sybillen konten gesagt haben, was Virgil so glüklich als ein Compliment, das dem Pollio angenehm seyn könte, zu gebrauchen gewußt hat, ohne sich nur etwas von unserm Erlöser träumen zu lassen. Die Virgilische Jungfrau war die Asträa:

> Iam redit et Virgo, redeunt Saturnia Regna,

und ganz natürlich wäre es, daß sie nicht wieder kommen würde, ohne den Greuel, vor dem sie flohe, ausgetilget zu sehen.

> Te duce, si qua manent sceleris vestigia nostri,
> *Irrita* perpetua soluent formidine terras.

Die blosse Vernunft konte dem Plato sagen, daß mit dem Menschen etwas besonderes vorgegangen seyn müsse, ohne daß er deswegen von dem Falle Adams das mindeste gewußt habe. Zur Zeit des Lactanz muß es ausgemacht gewesen seyn, daß die alten

Philosophen keinen Umgang mit dem jüdischen Volke gehabt haben; sonst würde er gewis Gebrauch davon gemacht haben. Aber nach verschiedenen Absichten muß Minos der Moses, und Serapis der Joseph seyn. Sehr merkwürdig ist es indessen, daß Lactanz glaubet, Gott habe es verhindert, daß jene Philosophen nicht zu seinem Volke gekommen wären, damit sie die Wahrheit nicht erfahren solten. Ein kleiner Freigeist würde hier ein lautes Hohngelächter erheben, und wann ihm Pharao einfiele, wäre diese Associatio idearum nicht weit her. Oft habe ich gedacht, und noch oft denke ich daran, woher es doch komme, daß Künste, Vortheile, Hülfsmittel allerlei Art, auf die ein Kind verfallen könte, so spät erst entdecket werden? Es muß hiervon etwas im Plane der Fürsehung zu lesen seyn. Noch mehr aber ist es zu bewundern, ich will nicht sagen, daß Plato nur einen Schritt weiter hätte thun dürfen, um ein Christ ohne Offenbahrung zu werden, aber daß die grossen Lehrer des menschlichen Geschlechtes, die Urgeister, die Geist Schöpfer, die Erfinder grosser Wahrheiten immer nur einen Schritt von einander entfernet geblieben sind? Am allermeisten aber ist es zu bewundern, daß seit sechs tausend Jahren es noch nicht so weit gebracht worden, daß nur dasjenige Wissen, das in unserm Lauffe von der Wiege bis zum Grabe uns unentbehrlich nöthig zu seyn scheinet, erschöpfet worden wäre. Der Mechanismus unserer Welt — aber gewis ein anderes Ding, als wir uns solchen nach dem Vorbilde einer Uhr vorstellen — dieser Mechanismus ist uns noch nicht so weit bekannt, daß wir von den Begebenheiten in der Körperwelt nur die kleinsten Eräugnissen zuverlässig vorher wissen könten. Ich denke nicht daran, das wir so glüklich seyn solten, unsere Nachkommen vor einem Erdbeben, einer grossen Ueberschwemmung, warnen zu können; könte uns nur jemand die guten und bösen Jahre vorhersagen, uns auf Seuchen oder andere unbekannte Krankheiten vorbereiten, und kennten wir nur den innern

Bau unses Körpers vollkommener! Aber, wird dieses alles noch einmal entdecket, und selbst der Siz unserer Leidenschaften gefunden werden: warum waren die Millionen, welche vor uns gewesen, dieser Känntnisse beraubet? Und über zwei allerwichtigste Mängel müssen wir noch klagen, es fehlet uns eine moralische Kunst, wobei ich, wohl verstanden, mich nur auf dieses Leben einschränke, und verlange, daß keinesweges die Unsterblichkeit der Seele, als ein Convenienzsaz, mit herbeigezogen werden solle. Die Erfindung dieser Kunst wäre eine der wichtigsten. Plato ist, wie ich zuverlässig sagen kan, der Einzige, der etwas hiervon gesaget hat, und nennet sie Artem Circumductionis. Aber ein mehreres erwarten Sie für diesmal nicht von mir. Der andere wichtige Mangel ist die gänzliche Ungewisheit, in welcher wir in Ansehung unsers Zustandes nach dem Tode gelassen werden. Die H. Schrift wird bekanntlich nicht von allen Völkern der Erde angenommen, und ich rede hier von einer solchen lebendigen Känntnis, wie wir von unserm künftigen Zustande nach vollendetem Schlafe haben. Wende ich mich nun zur Philosophie in ihrem ganzen Umfange: so fehlet uns noch eine Kunst, die unsere Logicken gewis nicht ersetzen, und die ich die Lydische Kunst, Artem Lydiam, nennen will, nemlich eine unwidersprechlich zuverlässige Kunst, in philosophischen Sachen, wie ein Arithmeticker durch seine Proben, zur Gewisheit zu gelangen. Der tiefgelehrte Academicker zu Berlin, Herr Lambert, gehet diesen schweren Weg, und wie weit Er auf dieser grossen Reise gekommen, berichtet uns sein berühmtes Organon. Aber was sagt dann nun Lactanz, und wo bleibet seine Stelle? Schaffen Sie Sich ihn selbst an, und suchen Sie die Stelle. Doch nein, so unhöflich will ich Sie nicht abfertigen. Die Stelle lautet: Unde equidem soleo mirari, quod cum Pythagoras, et postea Plato, amore indagandae veritatis accensi, ad Aegyptios et Magos et Persas usque penetrassent ---- ad Judaeos tamen non accesserint, penes

quos tunc solos Religio erat, et qui facilius ire potuissent. *Sed auersos esse arbitror divina providentia, ne scire possent veritatem*: quia nondum fas erat *alienigenis* hominibus -- und so weiter: dann hiervon liesse sich viel sagen. Die Juden machten aus ihrer Religion ein Geheimnis, die Römer aus ihren Sybillischen Blättern, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein jeder heidnischer Staat seinen Bürgern verboten habe, sich auf irgend einige Weise in fremde Religionen einzulassen: Lutatius, qui primum punicum bellum confecit, a senatu prohibitus est, sortes Fortunae Praenestinae adire. Auspiciis enim *patriis*, non *alienigenis* rempublicam administrari oportere judicabant. Ich überlasse nun sehr vieles Ihrem Nachdenken, und will Ihnen nächstens — doch lieber so gleich in einem Postscript auf das übrige antworten. Leben Sie wohl!

Postscript:

Auch,

Hochwohlgebohrner Herr!

Dann so treffe ich doch das Curiale einer gewissen teutschen Gesellschaft? Auch dann, Hochwohlgebohrner Herr, weiß ich mich nicht zu erinnern, wo ich hisanhero gesezt hätte? Bisanher kan seyn, und ich halte es für besser, als bisher, ob ich gleich meistens bisher zu schreiben pflege. Sie haben schon mehrmals von mir gehöret, daß ich mir einen doppelten Styl angewöhnet habe, einen für die Canzlei, und einen für die gelehrte Welt. Nun kan es leicht seyn, daß ich in Ansehung einiger Ausdrücke, die dem Canzleistyle eigen zu seyn scheinen, zu milde berichtet worden sey, als würden sie in der reinen Schreibart auch geduldet; allein was thut dieses im Ganzen? Es ist vielleicht keine Kleinigkeit, diese beiden Schreibarten noch unterscheiden zu können, wann man täglich Acten lieset, und seit zwanzig

Jahren Aufsätze macht, welche eine actenmässige Schreibart nohtwendig erfordern. Wann man doch auch nur einem ehrlichen Manne sagen wolte, worinn er dann seine Schreibart vernachlässige, oder, ob er bestimmt sey, zum Vortheile der Auserwählten in dem Himmelreiche unserer Litteratur seine Schreibart zu vernachlässigen, und unrein zu schreiben, um aus diesem papiernen Himmel ausgeschlossen zu werden? Manches sind Drukfehler, als dem Geist, anstatt dem Geiste, und manches klinget in den Ohren Tausender anders, als in gewissen andern Ohren, und eine Grammatik rechtfertiget, was die andere tadelt. Sie wollen für einen Sprachfehler halten, daß ich sage: ich eile *mich*, und warum? Weil Sie in keinen teutsch lateinischen, oder lateinisch teutschen Wörterbüchern das unschuldige: *Sich* eilen, finden. Aber das kommt daher, weil man im Lateinischen nicht saget: se festinare, se properare, sondern festinare, properare aliquid, und hingegen die Herrn Franzosen sagen: *se depêcher*. Haben Sie aber niemals etwas von Germanismis, die keine sind; von Latinismis, die keine sind; von Græcismis, die keine sind, und von der Harmonia Linguarum niemals etwas gelesen? Es sey, wie ihm wolle: so sind schon Gedichte von mir, Ihrem Diener, in den Jahren 1742 und 1743, oder zwischen denselben gedrucket worden, aber einzeln, und in Sammlungen ---- Wer bildete doch von teutschen Schriftstellern, deren Güte noch jezt so zweideutig ist, damals meine Sprache, und wo solte ich selbst noch im Jahre 1751. Trost hernehmen? Ich wagte schon damals ---- Aber nichts mehr hiervon. Ein Dritter muß entscheiden; aber ein Dritter, der eine nicht plötzlich erschlichene, sondern rechtmässig erlangte Autorität hat. Im Geistreichen ist die Autorität eines Gottscheds nicht sehr respectiret; aber das wußte Er doch, was richtig oder correct sey und heisse, und seiner Meinung nach habe ich rein und correct geschrieben, bis auf einige Fehler, die er selbst begehet. Soll ich Ihnen

noch eine Entdeckung machen, die vielleicht wichtig ist? Haller selbst hat sich einnehmen lassen, daß Er selbst im Ernste geglaubet, als seyen seine Gedichte voller Sprachfehler. Die von der Prose abweichende Wortfügung ist vorerst kein Sprachfehler; einige Wörter, als: Unbill und Verschuß, sind keine Sprachfehler, und der Gebrauch gewisser Figuren gehöret noch weniger hieher, wie: Gewild anstatt: wild. Aber Sprachfehler, die man auch einem Dichter zur Last legen kan, sind freilich da; nur nicht so viele, um ein Aufhebens davon zu machen. Sprachfehler würden sich also leicht bemerken lassen, wann es eine Prose und nicht Poesie wäre, und zwar eine geistreiche Poesie, die man von der fliessenden, welche fast eine Reinigkeit, wie die Prose, ja vielmehr noch eine grössere Reinigkeit erfordert, allemal wohl unterscheiden muß. Aber wie stimmet dieses mit dem vorigen [besser vorherigen] überein, da Gottsched so glüklich in Beurtheilung des Correcten gewesen seyn soll? Gottsched machte die Unterschiede nicht, die allerdings gemacht werden müssen, und die ich nicht mache, ohne im Stande zu seyn, Grund anzugeben. Sie pflegen immer: vorig, an statt: vorherig, zu setzen, und ich auch nehme diesen Unterschied nicht genau in Acht. Aber: vorig, beziehet sich auf eine Zeit, als z. B. die vorige Woche; vorherig auf eine Folge in der Ordnung, als nach den vorherigen Sätzen. Bisweilen bedeutet es beides zugleich, alles prosaisch verstanden, indem ein Dichter sich um solche Unterschiede nicht bekümmert, ausser daß sie in der fliessenden Poesie, wenigstens in der Regel, beobachtet werden solten. Ein andermal sollen Ew. Hochwohlgebohrne ein mehreres von mir hören, indessen ich, uti in Litteris, verharre.

* * *

H. den 12 Dec. 1768.

Wollen wir uns, ehe das Jahr zu Ende lauffet, noch einen heiligen Feierabend machen, und ein paar philosophische Wörter mit einander wechseln? Der Mensch soll an seiner rechten Stelle, an seinem rechten Platze seyn: wie aber ist dieses zu verstehen? Ich betrachte Sie zuerst als einen Geist ohne Leib; in welchem Sinne sind Sie an Ihren rechten Ort gekommen, da Sie, der Himmel weiß wie? Sie, Geist in diesen Ihren Leib gefahren sind? Etwa um erst denken zu lernen? Das fehlte noch in unserer Philosopie. Oder, um die Asträa aus diesem Theile des Weltraumes mit vertreiben zu helfen? Das scheinet unsere Bestimmung zu seyn. Und ware dann keine andere Einrichtung unseres Erdbodens möglich? Die Vernunft kan hier der H. Schrift nicht widersprechen, die uns in dem Gemälde eines Paradises eine ganz andere Erde zeiget. Konte aber die Erde anders seyn: so konte der Leib, wie alles übrige, auch anders seyn, und selbst die Erde wie sie ist, genommen, so ist noch lange nicht entschieden, daß unser Leib nicht vollkommener seyn könte. Wann die grössere Vollkommenheit blos darinnen bestehen müßte, daß wir Condorsflügel hätten, und zur Höhe eines MastBaumes heranwüchsen: so hätten unsere Optimisten recht. Aber, wann diese ausschweifende Ansprüche wegfallen, bleiben noch viele andere, sehr gegründete, zurücke. Dieses bei Seite gesetzet; wie gehet es dem Menschen in der löblichen bürgerlichen Gesellschaft, in der Civitate maxima des hochberühmten Wolfs? Ist hier der Mensch an seinem rechten Orte, wo die Pflichten so collidiren, daß beide Theile recht haben? Wo . . . . . . Doch hier drängen sich unzählige Gedanken in grosse Folianten, die noch lange nicht alles in sich fassen, und in sich fassen können, was von Jahrhundert zu Jahrhundert, sich stromweise in der grossen Sandwüste des menschlichen Gedächtnisses verlieret. Und er, der Mensch,

erlebetselbst hundert und hundert Fälle, wo der Wunsch und Wille der Sterbenden nach ihrem Tode erfüllet worden, und stirbt in gleicher Hofnung; aber ach! dieser seiner Hofnung gewisser, als seines neuen Lebens nach dem Tode? Er hat eine Känntnis von GOtte selbst, und schmachtet in einem solchen Zustande? Ist dieser unser Zustand derjenige, der sich für ein Wesen schicket, welches Gott erkennet? Oder, sehen wir nicht aus allem, daß wir freilich nicht vergebens hier sind; daß wir zwar des Leibes nicht bedürfen, um zu denken, aber ohne ihn die besondere Art unserer vermischten Begriffe, welche höhere Geister glüklich entbehren, freilich nicht gehabt haben würden; dessen ungeachtet aber blos darum nicht hier seyen; sondern mit unserer Welt, oder, der Welt, in wie weit sie uns zugehöret, etwas vorgegangen seyn müsse, es sey nun, was es wolle. Plato erkläret es auf diese Art; ein anderer auf eine andere Art, Wir sind hier mehr Mittel als Zweck, und als Mittel in einer Situation, welche die rechte seyn kan; aber die Optimisten betrachten uns als Zwek, wann sie sagen, wir seyen in der rechten Situation. Wir alle zusammen genommen aber sind es so wenig, als einzele unter uns, nur daß die unrechte Situation, in der sich der eine befindet, ihm auf eine andere Art ersetzet wird, und so resultiret aus unzähligen Ungleichheiten zulezt eine gewisse Gleichheit, nicht aber eine Gleichheit schlechtweg, und noch weniger (muß ich wiederholen) kan man ein: Tout est égal, mit einem: Tout est bien, verwechseln. Alle aber sind wir in der Situation nicht, und keiner ist es einzeln, in welcher Wesen seyn sollen, die einen GOtt erkennen. Da wir hier nun blos von unserm Lauffe aus der Wiege an bis ins Grab betrachtet werden müssen: so ist es klar, daß wir in der rechten Situation nicht sind, und nicht in unserm rechten Wasser schwimmen, nemlich vorausgesetzet, daß unsere Seelen mit dem Leibe vergiengen. Schliessen wir aber von diesem, sich für uns gar nicht schickenden Zustande auf einen künftigen bessern nach

dem Tode: so schliessen wir richtig, und so habe ich vor vierzehn Jahren schon geschlossen, wie der zweite Theil meines Versuches über die Seele es klar ausweisset. Aber daraus folget nicht, daß dieser unser gegenwärtiger Zustand eine Beziehung auf eine daraus entspringende grössere Vollkommenheit der Welt habe, und wir, die wir das Ganze nicht kennen, den *Optimisten* die Erfahrung vergeblich entgegen sezten. Aus dem Theil erkenne ich, alles übrige gleich genommen, gar wohl das Ganze, wie Buffon aus einem aus der Erde gegrabenen Knochen das Thier erkennet, dem der Knochen zugehöret, und die Grösse des Thieres selbst darnach misset. Ich will aber gerne zugeben, daß beim Anblicke unseres Globus im Ganzen uns alle die fürchterlichen Felsen, Eisgebürge, Klüfte und Abgründe verschwinden würden; allein solche Schlüsse gelten nicht auf das *Immateriale*, und ein einziger Geist in einer unrechten Lage macht das unermeßliche Universum unvollkommen. Die Substanzen bleiben nach ihrem Wesen ewig unveränderlich, und können im Wesen niemals vollkommener werden, als sie sind, haben auch von Ewigkeit niemals vollkommener seyn können, als sie sind; allein hier ist, und hier war keine Wahl, und diese Substanzen sind an sich so wenig das, was wir die Welt nennen, als die Eicheln die Bäume sind, die aus ihnen entstehen, oder, so wenig, als man unter Millionen Eicheln, die man säet, einen Wald verstehet. Auf die unendlich verschiedene Situationen kommt es an, in welche nemlich solche Substanzen gesetzet werden, und nach diesem Unterschiede ist dasjenige, was von ihnen zusammen resultiret, nicht einerlei: die Grundwelt aber ist dieselbe. Ein anders wäre es, wo diese Substanzen sich wesentlich von einander trenneten, und alsdann wäre die Grundwelt nicht einerlei; sondern verschiedene Grundwelten. In einer jeden Grundwelt aber können die Situationen der Substanzen, die sie, die Grundwelt, ausmachen, unendlich variiren, und also mehr als eine wesentlich unveränderliche Grundwelt statt

finden, die Phänomenal-Welt aber ins Unendliche sich verändern, und die Wahl der besten Welt wäre demnach nur von den Phänomenal-Welten und also zu verstehen, daß, da sie alle ins Unendliche veränderlich seyen, eine unter solchen Phänomenal-Welten fixiret würde, und dadurch gewissermassen einen Vorzug erhielte. Neuton fordert eine Manum Dei emendatricem, und man lacht ihn aus. Ich bin kein Neutonianer und kein Leibnizianer. Leben Sie vergnügt und wohl!

* *
*

H. den 20 Dec. 1768.

Es ist dieses das lezte Schreiben, welches Sie in diesem Jahre von mir zu gewarten haben. Es ist aber eigentlich eine Antwort, und es sey, was es sey, so wünschen Sie Sich Glük, daß Sie nun endlich zur Ruhe kommen, und gönnen mir die meinige auch. Es hat in Ansehung Gottscheds seine gute Richtigkeit, daß Herr R. Heinze ihm wichtige Fehler gezeiget habe, und ich sehe diesen Gelehrten für sehr geschikt an, unserer Sprache eine grössere Vollkommenheit zu verschaffen. Aber vornemlich wollen Sie wissen, was ich unter der moralischen Kunst verstünde? Wie wäre es nun, wann ich es selbst nicht wüste? Es fehlet uns an solchen moralischen Observationen von Säculn zu Säculn, welche die Astronomen so sorgfältig gesammlet haben. Diese haben doch noch eine erste Sphäre; aber was wissen wir von unserm ersten Zustande? Ohne die Umschweiffe mit zweideutigen Vernunftschlüssen, deren Würkung so problematisch ist, den Willen unmittelbar zu lenken, wäre dieses keine Kunst? Die, welche keines Nachdenkens fähig sind, in Stand zu setzen, doch gut zu handeln, gut zu wählen? Da Rath zu schaffen, wo es nicht am Verstande, sondern blos am Willen lieget? Wo es nicht allemal Eigensinn ist; sondern in einer Person zwei We-

sen mit einander zu streiten scheinen, und endlich etwas zu erfinden, welches uns in den allerzweifelhaftesten Fällen glüklich determinire? Dieses leztere würde am ersten lächerlich gemacht werden; aber wie muß nicht, vor Erfindung der Buchstaben, der ausgelacht worden seyn, der zuerst von der Möglichkeit einer solchen Kunst gesprochen? ja, nur einige wenige Gelehrte ausgenommen, würde der nicht allgemein ausgelacht werden, welcher nach dem Vorbilde z. E. der lateinischen Sprache eine ganz fremde Sprache erfände, und dabei sich vernehmen liesse, wie er einen jeden Lateiner in zehen Minuten in den Stand setzen wolte, diese ganz fremde Sprache zu verstehen, und zwar ohne Anwendung und ohne alle Beschwerung seiner Gedächtniskraft? Ohne Wörterbuch, und ohne Ziffern darunter zu verstehen: nein, es sind wahre Worte einer fremden neu erfundenen Sprache, welche mittelst einer gewissen alphabetischen Operation sehr leicht in das Lateinische übersetzet werden —— Nun wünsche von Grund meines Herzens, daß Sie das herannahende neue Jahr in wahrem Wohlseyn antretten mögen. Die Zeit wird es lehren, was wir uns in dem Jahre 1769. weiter werden erzählen können. Vielleicht kommt das Schiff, Voltaire, indessen wieder nach Europa zurücke, und bringet uns Neuigkeiten aus den Südländern mit. Leben Sie wohl!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Creutz, Friedrich Karl Kasimir <<von>>,

Friederich Carl Casimirs von Creuz Oden und andere Gedichte auch kleine prosaische Aufsätze

Bd.: 1

Frankfurt am Mayn (1769)

P.o.germ. 252 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107127-2
VD18 12311812-001